

1870

Kriegs-Erinnerungen eines Elsässers.

von

G. Müller.

Weissenburg i/Els:

R. Ackermann's Buchhandlung.

Kriegs-Erinnerungen

eines

Elsässers.

Kriegs-Erinnerungen

eines

Elsässers

1870—71

von

Georg Müller.

Weißenburg i. E.
R. Ackermann's Buchhandlung
1894.

R. Ackermann, Buchdruckerei, Weißenburg i. E.

Vorwort.

Aus dem denkwürdigen Jahre 1870/71, in welchem die Kriegsfluten über unser Elsaß hereinbrachen, und besonders aus den großen Tagen von Weißenburg und Wörth soll dieses Buch erzählen. Es will keine Kriegsgeschichte sein, sondern nur Bilder entrollen, die sich damals unserem Auge darboten und die der Verfasser als persönlicher Zuschauer in seiner nächsten Umgebung und nach den Berichten glaubwürdiger Leute treu nach dem Leben gezeichnet hat. Man wird aus dem Buche, das dem Leser ein klares Gesamtbild aus jenen Tagen bieten soll, ersehen, wie der Krieg die Gemüter erschüttert, die Leidenschaften entzündet und welche Leiden er mit sich bringt.

In den Schlußkapiteln wird die Stellung gezeichnet, welche das Volk nach dem Friedensschluß der neuen Lage der Dinge gegenüber eingenommen hat.

Möge dem Buche allseitig eine freundliche Aufnahme zuteil werden.

Lembach (U.-Elsaß), Dezember 1893.

Der Verfasser.

Inhalt.

Dunkle Wolken.

Sonntag-Nachmittag ist's. Drunten im Schatten der alten Eiche, die in der großen Revolution gepflanzt wurde, stehen wie gewöhnlich an den Sonntagen Alt und Jung beieinander. Die jungen Burschen reden davon, wie der Sucherjöckele am letzten Sonntag wieder einen Korb bekommen habe und daß er jetzt so bald nicht wieder auf Freiersfüßen gehen werde. Die Alten aber klagen, daß es so wenig Heu und Stroh gegeben habe, daß die große Hitze immer noch anhalte und daß heute sich noch kein Wölkchen am Himmel zeige.

„Wenn wir doch nur Laub bekämen, soviel wir wollten“, sagt jetzt der Christel-Schakob, einer der angesehensten Bauern im Unterdorf, „damit wir das Stroh sämtlich füttern könnten und es nicht zu streuen brauchten. Aber da wird's wieder hapern“, setzt er mit bedenklicher Miene hinzu, „denn die Forstverwaltung fragt nichts darnach, wie es dem gemeinen Mann geht.“

Damit hatte er das richtige Thema eingeleitet. Von allen Seiten schließen sie den Kreis jetzt enger um den Redner und stimmen ihm zu. Dann schimpfen sie über die Forstverwaltung und reden von der guten alten Zeit, wo jeder Laub und Holz holen konnte, soviel er nur wollte, während man jetzt jedes Jahr härter geknebelt werde. Der Hans-Adel redet sich dabei so in den Eifer, daß ihm die

Pfeife ausgeht, was ihm sonst nur zu geschehen pflegte, wenn er am Essen war.

„Bonjour, Herr Hecker!" tönt's jetzt von allen Seiten und das Gespräch verstummt, denn aus dem Gemeindehaus trat in diesem Augenblick der brigadier (Wachtmeister) der Gendarmen. Die Bauern sagen seit langem unter sich, es sei ihm nicht recht zu trauen; sie begrüßen ihn aber alle, und der Schreiner Karl, der Adjunkt, fügt seinem Gruß noch die Worte hinzu: „Was giebt's Neues, Herr Brigadier?" Diese Frage kam dem letzteren ganz erwünscht. „Neues? Genug Neues giebt's! Krieg giebt's, sag ich Euch! —" „Was! Krieg giebt's? Mit wem? Warum?" so rufen alle wie aus einem Munde. „Mit den Preußen!" giebt der Gefragte zurück. „So ganz genau weiß ich auch noch nicht warum? Aber Krieg muß es geben, sonst bekommen die verdammten Preußen noch die ganze Welt. 1866 haben sie die Bayern und die Oesterreicher geschlagen; jetzt wollen sie, wie ich gehört habe, den Spaniern einen König setzen. Aber diesmal haben sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Kaiser wird ihnen zeigen, wo der Barthel den Most holt!"

„Da könnte es schlimm werden", sagt da bedächtig der Marte-Jörg, „denn die Preußen sind gute Soldaten und haben in acht Tagen die Oesterreicher und die Bayern geklopft!" — „Was? Gute Soldaten? Spitzbuben sind sie!" sagt aufgebracht der Brigadier. Sie haben bayerische und österreichische Generäle mit Geld bestochen. Dann ist gut Krieg führen. Aber die Franzosen lassen sich nicht bestechen. Und was es für gute Soldaten sind, wird man bald sehen: die laufen sich das Herz ein, wenn die Fran-

zosen kommen, sag' ich!" — Der Jörg sah, daß er in ein Wespennest gestochen; aber er war dem Brigadier nicht sonderlich hold und sprach: „Es giebt vielleicht auch Franzosen, die sich bestechen lassen." — Der Brigadier mochte die Spitze dieses Wortes wahrscheinlich auf sich beziehen, denn noch aufgebrachter gab er zurück: „Es giebt vielleicht auch Preußen im Elsaß, und manche von denen, die „Nein" sagten, könnten verwandt mit ihnen sein!"

Der Jörg verstand recht gut, wo der Brigadier hinaus wollte. Am 8. Mai bei dem großen Plebiszit hatte der Jörg und mit ihm fast alle Bauern, „Nein" gestimmt, was im Grunde nichts Anderes war als ein Mißtrauensvotum, das der kaiserlichen Regierung zuteil wurde, was ihnen aber gar übel vermerkt wurde und die damalige Forstverwaltung, über welche die Bauern sich übrigens oftmals beschwerten, nicht gerade günstiger für sie stimmen mochte. Auch der Brigadier war den „Neinmännern" nicht hold und, ich wollte wetten, er hätte sie von einander scheiden können, wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet, so gut kannte er sie; das war auch ein Grund, warum er gleich so aufgebracht war. Der Jörg sah, daß, wenn er noch ein Stückchen Holz zum Feuer legen würde, ein Brand entstehen könnte, den zu löschen nicht mehr möglich sei. Er hielt es deshalb für das beste, den Rückzug anzutreten, indem er mit Bestimmtheit sagte: „Franzosen sind wir alle!" worauf er sich ins „Rössel" begab. Dort saß jeden Sonntag-Nachmittag der Schulmeister, der Herr Röhrig, der der gescheideste Mann im ganzen Dorfe war und schon Jahre lang die Zeitung las. Der ist ihm auch gewogen, denn sie haben schon manche Partie miteinander gemacht

und jedes Jahr, wenn beim Jörg geschlachtet wurde, war er bei der Metzelsuppe, welche Ehre er nur wenigen anthat. Bei dem konnte er am sichersten erfahren, was Wahres an der Sache sei; denn obwohl sonst nicht so viel gegeben wurde auf das, was der Brigadier sagte, so war's ihm dies Mal doch in die Glieder gefahren, denn sein Schorsch (Georges) zählte auch zu der „Garde mobile", und wenn es Krieg geben sollte, so müßte er auch fort.

Am Eichbaum wird noch eine Weile lebhaft debattiert und alle schwören, daß die Franzosen unüberwindlich seien. Aber doch hoffen die Bauern noch, es wird sich schon wieder machen; denn ein Krieg ist doch keine Kleinigkeit, hauptsächlich wenn man Kinder bei der Armee hat. Der Brigadier jedoch teilt diese Hoffnung nicht. Man sieht's ihm an: er wünscht nichts sehnlicher als den Krieg. Man sieht auch, im Kreis macht sich eine Scheidung bemerklich. Die einen wünschen den Krieg, die anderen hoffen, er werde sich noch vermeiden lassen. Bald wird die Scheidung auch äußerlich sichtbar: der friedlich gesinnte Teil geht in's Luie, „in's Rössel", um zu hören, was der Herr Röhrig sagt. Da kann man erfahren, wie der Zeiger auf der Weltuhr steht, denn auch der Luie-Schakob, der Wirt, versteht etwas von der Politik.

Der Schulmeister weiß, daß, was er jetzt sagt, wie ein Orakelspruch angehört wird. Er überlegt sich deshalb die Sache reiflich. Er ist ein guter Franzose und selbstverständlich auch von der Unüberwindlichkeit unserer Armee überzeugt. Aber er ist auch keineswegs so auf den Kopf gefallen, daß er die Preußen unterschätzt, und verhehlt sich nicht, daß es bei einem etwaigen Kampf heiß hergehen

würde. Weil aber der Napoleon 1866 die Pfalz nicht in den Sack steckte, wo es doch nach unser aller Meinung so leicht hätte geschehen können, so glaubt er nicht, daß der Kaiser um jeden Preis Krieg wolle. Er sagt nun seinen Zuhörern, daß zwar wegen der Berufung eines preußischen Prinzen auf den spanischen Thron Depeschen zwischen der französischen und der preußischen Regierung gewechselt werden, daß aber ein Krieg nach seiner Ansicht nicht daraus entstehen werde. Die Zeitungen bauschten so etwas immer auf und machten es schlimmer, als es in Wirklichkeit sei.

Diese Auseinandersetzung befriedigte unsere Bauern vollkommen. Sie stießen noch mehrmals auf die Gesundheit des Lehrers an und gingen eine Stunde später nach Hause, mit der Hoffnung, daß es nicht zum Krieg kommen werde. Ein kleiner Kreis steht aber noch um den Brigadier versammelt, der dann eine Viertelstunde später auch auseinandergeht, mit einer unheimlichen Kriegslust und mit der einzigen Furcht im Herzen, es möchte vielleicht doch noch vermittelt werden und die verhaßten Preußen könnten von dem Schwert der Franzosen dies Mal verschont bleiben.

Es wird noch dunkler.

Am Sonntag-Abend wird im ganzen Dorf noch einmal lebhaft diskutiert. Auf Bänken sitzen sie beieinander und alle reden über das eine große Wort: Krieg! Jedoch das letzte Wort ist bei den meisten: „Der Herr Röhrig hat's gesagt, es wird nicht dazu kommen." Aber trotzdem legt sich's auf alle Gemüter wie ein Alp. Wenn es doch zum Krieg kommen sollte . . .! Oder wenn gar der Feind in's Land käme? . . . So gehen die Reden herüber und hinüber. Der Schreiner-Louis erzählt, wie der Feind zu Ende des vorigen Jahrhunderts sowie 1814 da war, und was die Leute da alles ausstehen mußten. Es sei sogar dahinten bei Rothweiler geschlagen worden, der alte Schorsch, der Maire war, sowie der alte Claus seien damals zum französischen General gegangen und hätten den Rat gegeben, Kanonen über den hohen Markstein zu schaffen und den Feind in der Flanke anzugreifen. Die Lembacher Bauern aber mußten über den steilen Berg die Ochsen vorspannen und die Feinde mußten Fersengeld geben. Doch sie kamen später wieder und es ist unseren Großeltern die „Kanoniererei" übel ausgelegt worden. Ein schlechter Mensch, namens Wolf, der später im Zuchthaus starb, hat alle verraten, die dabei behilflich waren, und sie mußten sich verstecken. Den „alten Schorsch" fanden sie nicht, den „Claus" aber haben sie mitgenommen. Er ist auch nicht mehr zurückgekommen, sondern auf ihrem Rück-

zug vor Kummer gestorben und liegt in der Festung Wesel begraben. Weil sie aber den alten Schorsch und noch andere nicht fanden, haben sie deren Frauen und Verwandte als Geiseln mitgenommen, sie jedoch unterwegs wieder freigelassen. „Ja, ja" setzt er bedenklich hinzu, Krieg ist Krieg; „da wird nach einem Menschenleben nicht mehr gefragt, als wenn ich die Fliegen auf meinem Tisch totschlage. Wenn's zum Krieg kommt, dann möge Gott uns gnädig sein." So wurde stundenlang mit einem Eifer mit einander verhandelt, gerade als ob von diesen Verhandlungen Krieg und Frieden abhängig gewesen wäre. Auch die Weiber standen dabei und schauten noch sorgenvoller drein als die Männer. Endlich bedeckte die Nacht mit schwarzen Fittichen das Dorf und alle Einwohner verschwanden hinter den Hausthüren.

In der Woche wurde es mit dem Politisieren wieder ruhiger, denn der Roggen war bei dem trockenen Sommer früher reif als in sonstigen Jahren und hatte die Ernte deshalb schon jetzt begonnen. Die Leute sind des Abends dann zu müde, um sich mit Politik zu befassen. Zudem fehlte die Hauptsache, nämlich die Zeitung, die den Stoff dazu hätte liefern können und die uns heute brühwarm jedes Wort übermittelt, das Bismarck auf der Reise oder Richter im Reichstag sagen. Zwar lebte damals schon das Weißenburger Amtsblatt, von Straßburg her kam auch der „Courier du Bas-Rhin" und aus Paris erschien „Le XIX. Siècle". Jedoch die lasen mit einander der Herr Maire samt den beiden Schulmeistern und dem Herrn Pfarrer. Was ist indessen das unter so vielen? Da waren die meisten auf das angewiesen, was sie zu hören bekamen. Was mußten wir gewöhnliche Menschenkinder uns da alles

bieten lassen über die Dinge, die jetzt in Paris und Berlin oder Bad Ems vorgingen! Immer währt es einige Tage, bis man erfährt, wie die Sache eigentlich steht. Es hat den Anschein, als ob der Herr Röhrig recht behalte, denn der Prinz von Hohenzollern zieht seine Kandidatur zurück und es scheint alles fertig zu sein. Aber der Brigadier sagt: „Es muß Krieg geben!", seine Freunde sagen's ihm nach. Zur Ruhe will es nicht kommen. Es wird noch einmal Sonntag und wir können schon einen Ueberblick gewinnen, wie sich alle zu demselben stellen.

Von vornherein ist die Bevölkerung in zwei große Lager gespalten; der Riß, der bei dem Plebiszit vom 8. Mai zutage trat, hat angefangen, sich noch zu erweitern. Die „Neinmänner", zu denen fast ausnahmslos unsere Bauern gehörten, sind anfangs entschieden gegen den Krieg. Sie waren auch nicht gerade bonapartistisch gesinnt, sondern eher orleanistisch. Manche sagten sich sogar im Vertrauen, wenn am 8. Mai alle „Nein" gestimmt hätten, würde es gar nicht zu einem Kriege kommen können. Unter einer so zahlreichen Beamtenwelt, wie sie in unserer Gemeinde wohnte, trauten sie jedoch nicht, das offen auszusprechen. Ja, wenn nur einer zu sagen wagte, daß die Preußen keine schlechten Soldaten seien, so wurde er, wie wir schon gesehen haben, als Preuße gebrandmarkt.

Die „Jamänner" dagegen waren mit einzelnen Ausnahmen für den Krieg. Besonders die Gruppe, zu welcher der Brigadier gehörte, war Feuer und Flamme für denselben. Eine unheimliche Glut brennt in ihrem Innern. Sie sieht in dem Krieg einen heiligen Krieg und eine Zuchtrute Gottes für Preußen. Sie hat weder Bedenken noch

Herzklopfen. „Gott kann's nicht zulassen, daß „der Preuß'" gewinnt. Er muß vernichtet, er muß vertilgt werden!" Die Dummsten von dieser kleinen Gruppe schwatzen schon das allerdummste Zeug, wie's den Preußen gemacht werden wird. „Zerrissen muß ihr Land werden, das ganze linke Rheinufer wird französisch. Der Bismarck muß geköpft werden. Sie müssen untergehen, die verdammten Preußen!" Solche und ähnliche Friedensbedingungen kann man schon vor der Kriegserklärung am Gemeindehaus hören.

Die Beamten, die ganz unter dem Einfluß ihrer Chefs standen, waren ebenfalls für den Krieg; selbst die Jugend fürchtete ihn nicht. Das Ding, das man Patriotismus nennt und das eine schöne Tugend, aber auch ein Größenwahn sein kann, wurde vor 1870 in letzterer Gestalt eifrig in den Schulen gepflegt. Die Jugend sollte es nicht vergessen, daß die Pfalz und das linke Rheinufer einmal französisch waren; sie stand ganz auf dem Standpunkt: „Mein Vaterland muß größer sein." Auch einige vornehme Familien teilten diesen Standpunkt. Die Vergrößerung des Vaterlandes geht ihnen über alles. Wie schön ließe sich doch der Rheinstrom als Grenze denken; ein ewiger Friede sollte die Folge dieser Grenze sein! Dennoch hatten die erwähnten Familien gewisse Bedenken. Sie fragen sich, ob der Zeitpunkt richtig gewählt sei. Sie haben einen gewissen Respekt vor den Preußen, die zu Sadowa so wuchtige Hiebe austeilten, und sie hätten es für passender gehalten, 1866 mit ihnen anzubinden. Der Krieg ist schon recht, wenn er zum Siege führt, aber sie haben dabei ein gewisses Herzklopfen.

Neben all' den verschiedenen Parteien giebt es aber auch einige Stillen im Lande, die vieles hören, gar nichts

sagen und im Kriege Gottes Zuchtrute sehen. Ueberdies ist da eine Mutter und dort ein Vater, deren Söhne bei der Armee sind. Wie sie da so viel hören von Krieg und Kriegsgeschrei, wird's ihnen bang, sie falten im verborgenen die Hände zum Gebet, daß der, der die Geschicke der Völker lenkt, noch alles zum Frieden lenken möge. Sie haben jetzt schon bange Stunden sowie schlaflose Nächte und fragen täglich: „Wie wird's kommen?"



Die Dorfpolitiker.

Wie wird's kommen? Das ist die große Frage, die alle Gemüter bewegt. Aber wir haben, Gott sei Dank, Leute, die sie beantworten können: Politiker und Diplomaten, wie sie nicht jedes Land aufzuweisen hat. Der größte von allen ist der „Kirschen-Toni“. Der ist ein Meter und neunundneunzig Centimeter lang und „überragt“ jedenfalls den Fürsten Bismarck, der doch auch als ein großer Politiker gerühmt wird, um ein bedeutendes. Aber er ist nicht nur so groß von Person, sondern hat auch einen großen Geist und ein noch größeres Maul. Der „Kirschen-Toni“ ist so stark in der Politik, daß er jedermann sagen kann, wie es steht und wie es kommen wird. Der setzt's im Oberdorf auseinander, daß es jedes Kind verstehen kann. Er erzählt, daß der Preuß' die Spanier, die an der Spitze sind, bestochen hat, daß sie einen seiner Söhne auf den spanischen Thron erheben. Und wenn dies geschehen wäre, so würde er später die Franzosen in der Mitte zu vertilgen suchen. „Aber das duldet unser Kaiser nicht, denn der ist nicht so dumm. Es muß deshalb Krieg geben, und alle Monarchen sind froh, wenn der Preuß' geklopft wird. Der Bayernkönig wartet nur, bis der Franzos kommt, dann geht er mit und hilft draufschlagen, denn der hat's noch nicht vergessen, daß ihm „der Preuß“ 1866 ein Stück Land genommen. Auch der Oesterreicher geht mit, denn der hat gleichfalls noch einen Haß auf die Preußen.

Und wenn der alte Nuß' sterben thät', ging der junge mit, denn der ist, ebenso wie die anderen, auch nicht gut auf die Preußen zu sprechen. Aber der Franzos braucht sie alle zusammen nicht, denn die Franzosen sind die besten Soldaten der Welt." Das hat ihm sein Sepp schon manchmal gesagt, und der muß es wissen, denn er ist unter ihnen. So plaidiert der Toni am Brunnen und vor Kasper's Bank; aber er hat noch manches auf dem Herzen. Im Flüsterton erzählt er weit mehr. Jedoch ist das nicht für jedermann bestimmt; das sagt er nur unter Vertrauten, und man kann nur soviel vernehmen, daß unser Herrgott die Hand im Spiel hat in diesem Krieg, so daß es der Franzos gar nicht verlieren kann. Daß unser Herrgott die Hand im Spiel hat, ist ihm offenbar das liebste an der Kriegerei, denn jedesmal, wenn er sich ein Viertelstündchen mit dem „Gardenheß" darüber unterhalten hat und er dann heimgeht, so schmunzelt er so glücklich wie einer, der das große Los gewonnen hat.

Den größten Nutzen sollten wir aber erst später noch aus dem Toni ziehen. Im Sommer war er nämlich Zimmermann; aber weil's ihm auf ein Zimmermannshaar nicht ankam, so war er öfter ohne Beschäftigung und trieb dann noch ein Handwerk nebenbei. Er schnitt nämlich im Spätherbst wohl in zwanzig Gemeinden den Hausfrauen das Kraut ein und zog, den Krauthobel auf dem Buckel, im ganzen Bezirk herum. Als nun die Kriegsfluten über uns hereinbrachen und die Verbindung mit der Außenwelt erschwert, ja nach Frankreich hin völlig abgeschnitten war, da war es der Toni, der uns mit Nachrichten vom Kriegsschauplatz versorgte, so daß wir deutscher Zeitungen gar

nicht bedurften, sintemal dieselben doch nichts enthielten als Niederlagen der Franzosen, während der Toni Sieg auf Sieg zu melden wußte. Konnte damals schon in einer Gemeinde viel gelogen werden, so bekam die unsere durch Toni's Berichterstattung den Vorzug, daß in ihr die Berichte aus zwanzig Gemeinden zusammenliefen und in ihr deshalb so viel gelogen wurde, als sonst in zwanzig Gemeinden zu geschehen pflegt.

Während der Toni hauptsächlich im Oberdorf seine Thätigkeit entfaltet, ist es in der Mitte des Dorfes der schon erwähnte Brigadier Hecker, der den Patriotismus entflammt und es am Gemeindehaus auseinandersetzt, wie es kommen wird. „Krieg muß es geben!" sagt er hundertmal, „und die Franzosen nehmen beim Friedensschluß das linke Rheinufer. Wenn aber „der Bayer" und „der Oesterreicher" helfen, so bekommen sie auf der anderen Seite soviel sie nur wollen, denn „der Preuß" muß klein gemacht werden, daß er sich sein Lebtag nicht mehr mucksen kann. So wird's kommen!" sagt er hundertmal. Aber es kam anders, und in der Nacht vom 4. auf den 5. August machte sich unser Brigadier auf die Beine, um in Straßburgs Mauern Schutz vor den Preußen zu suchen, die er jetzt nicht mehr auf einmal hinunterschlucken wollte, wie er vorher im Sinne hatte.

Weiterhin ist noch der „Schindersepp" da, der ein Franzos war aus dem „ff." Er hat sieben Jahre lang einen Araberschimmel geritten und manchen Strauß mit den Arabern gehabt. Er hätte einen Stern dabei verdient, sagt er, aber weil keiner vom Himmel fiel, so hat er auch keinen erhalten. Zehn Preußen ginge er nicht aus dem

Wege, wenn er noch dabei wäre. Warum er aber jetzt nicht mehr dazu wollte, kann dem Leser nicht berichtet werden. Dumm ist er nicht, das kann man ihm an den Augen absehen, aber Du müßtest erst staunen, wenn Du ihn hören könntest. Er weiß nicht nur, daß es Krieg geben muß, sondern auch, bis wann die Franzosen in Berlin sind und welchen Weg sie nehmen werden. Und ihre Ankunft daselbst erfolgte auch in der von ihm bestimmten Zeit; nur pflanzten sie dort nicht die französische Flagge auf, wie er vorhergesagt hatte, sondern ließen ruhig die schwarz-weiße Flagge weiter wehen, nachdem sie bei Weißenburg und Wörth die Gewehre abgegeben hatten. Der „Schindersepp" kennt den Mac-Mahon so gut wie den Bazaine, und kann manches ungeschehene Stücklein von ihnen erzählen. Als indessen später die Sache schief ging, da schimpfte er über die nichtsnutzigen Generäle, die keinen „Schuß Pulver" wert seien und das Land verkauften. Er vergißt es dann im Eifer ganz, daß er früher erzählt hatte, wie er einmal eine Zeitlang in der Küche thätig war und die besten Stückchen Fleisch stets für sich reservierte. Ganz in seinem Element aber ist er, wenn er die Siegesberichte zum Besten geben kann. Da kann er die ungeschlagenen Schlachten bis in die kleinsten Details schildern, wie wenn er selbst dabei gewesen wäre. Wie werden da die Preußen geklopft bei Chalons, bei Orleans, bei Paris, bei Belfort! Da werden ganze Regimenter vernichtet und gefangen.

Drunten im Unterdorf, „im Flecken", wie man jenen Dorfteil nennt, da ist der „Finsternickel", der die „Fleckener" mit Nachrichten versieht. Auch ihn verläßt die Siegeszuversicht nicht von Anfang bis zu Ende. Er sagt ebenfalls:

„Unser Herrgott hat die Hand im Spiel: der Franzos kann's nit verlieren!" Wie manche Siegesnachricht hat er uns gebracht und rund gemacht. Hunderttausende von Franzosen konnte er aus dem Zauberreich erstehen lassen, und die erfochten einen Sieg nach dem andern. Dabei hatten sie noch jedesmal das Glück, daß es fast nur Preußen kostete, während sie selbst gegen die Kugeln wie gefeit waren.

Aus alledem kann der geneigte Leser ersehen, daß es uns an Politikern und Diplomaten in jener Zeit nicht fehlte und daß wir so ziemlich wußten, wie es kommen würde. Auch für den Nachrichtendienst waren wir eingerichtet, so daß wir die Brieftauben, die heute abgerichtet werden, und selbst die Postverbindung, die längere Zeit unterbrochen war, recht gut entbehren konnten.

Doch hatten wir andererseits wieder stille und recht kluge Leute, die den Ernst der Lage zu würdigen verstanden. Zu denen gehörten besonders unser Maire samt den beiden Lehrern. Aber gerade weil sie stille waren, kann für den Anfang auch nicht viel von ihnen berichtet werden.



Nach der Kriegserklärung.

Endlich, endlich, nachdem man sich die Frage, ob es wirklich zum Kriege kommen werde, hundert Mal gestellt hatte, wird der Krieg erklärt — aller Zweifel hat nun ein Ende. Ist das ein Augenblick, wie der alte Sattler, der Wächter, drunten am Gemeindehause die Kaiserproklamation anschlägt . . .! Und wie verschieden ist die Wirkung, die sie hervorruft! Dort um den Brigadier ist eine Gruppe versammelt, der eine unheimliche Freude aus den Gesichtern strahlt. Schon der Ausdruck sagt uns: „Endlich ist es fertig geworden! . . . Jetzt gehen sie uns nicht mehr durch! . . . Sie werden vernichtet! . . . Sie müssen untergehen!" . . .

Um den Eichbaum ist eine andere Gruppe versammelt: die ist ernster. Es sind ein paar Väter, deren Söhne zur Garde mobile zählen, die jetzt auch unter die Waffen gerufen wird. Die hätten es lieber gesehen, es wäre nicht zum Krieg gekommen, die sind nicht so berauscht. Ihre Gemütsverfassung schwankt zwischen Furcht und Hoffnung. Der Wagner-Schakob (Jakob) versteigt sich gar zu dem Ausdruck, wenn sie nur nicht über die Grenze kommen, denn jetzt, wo die Ernte noch draußen ist, würde alles vernichtet werden! — Der Brigadier wirft ihm einen finsteren Blick zu und zeigt auf die Kaiserproklamation, wo es ja schwarz auf weiß zu lesen steht, daß der Krieg auf deutschem Boden geführt wird. „Die Franzosen packen's! Sie haben's

noch überall gepackt!" sagt er. Immer lauter wird dies ausgesprochen. Und merkwürdig! Je länger sie darüber reden, je mehr wächst ihnen der Mut. Bald würde keiner mehr den leisesten Zweifel hegen an der Unüberwindlichkeit der Franzosen. Noch weniger aber würde er einen Zweifel aussprechen, denn es könnte nicht fehlen: er würde sofort ein Feigling, ja gar ein Verräter genannt werden.

Alles Mögliche kann man aussprechen hören: „Die Franzosen sind jetzt gerüstet, denn der Napoleon hat jedenfalls schon lange darüber nachgedacht, was er den Preußen für einen Spuk spielen will; ehe die Preußen sich's jetzt versehen, sind die Franzosen über der Grenze und sitzen den Preußen im Genick", sagt der eine. Der andere aber setzt auseinander, wie die Väter, deren Söhne zur Gardemobile müßten, gar nichts zu fürchten brauchten, denn dieselben müßten die Festungen und sonstigen Städte besetzen. Bis sie unterrichtet seien, wäre der ganze Krieg fertig und die Preußen wären überrumpelt. Auch der Schulmeister sagt, daß dieselben nichts zu fürchten hätten. Das gefällt unseren Bauern nicht übel, und bis alle ausgeredet haben, ist jeder nicht nur überzeugt, daß es der Franzos gewinnt, sondern daß es auch bald fertig sein wird. Ueberhaupt wird die Siegeszuversicht jeden Tag allgemeiner; wie es gar bekannt wird, was der Kriegsminister über die Kriegsbereitschaft der französischen Armee in der Kammer sagte, da sind alle Sorgen zerstreut: jedem ist's gewiß, daß es in einigen Tagen über die Grenze geht. Die Begeisterung hat endlich sogar unsere langsamen Bauern ergriffen, da sie von allen Seiten hören, wie die Sache sich so glatt und so schnell abwickeln werde. Haben sie sich anfangs unter

sich gegen den Krieg ausgesprochen, so sind sie jetzt stiller. „Viele Hunde sind des Hasen Tod", sagt man im Sprichwort; die vielen Mäuler, die so laut für den Krieg schwärmten, machten die Stillen im Land noch stiller; zuletzt sah fast niemand mehr in dem Krieg so etwas Verwerfliches, umsomehr da die Preußen überrumpelt werden sollten und die Sache weder so schwierig, noch so blutig werden würde.

Doch mit dem Ueberrumpeln sollte es nicht so schnell gehen, denn es vergingen einige Tage und es war noch kein einziger Soldat zu sehen. Auch hörten wir nicht, daß sie sonst irgendwo die Grenze überschritten hätten. Das Feuer der Begeisterung, das in den ersten Tagen von oben herab künstlich angeblasen wurde, fing an, wieder schwächer zu werden; auch sonst drängten sich uns manche Sorgen auf. Wenn wir auch noch nicht daran dachten, daß die Preußen kommen könnten, so fing es doch an, uns klar zu werden, daß, wenn die Franzosen in 3 Wochen in Berlin sein wollten, sie in den allernächsten Tagen kommen mußten, und da der Weizen noch nicht eingethan war, so konnte uns das nicht gleichgültig sein. Wie, wenn sie nun die Weizenfelder zertreten würden, was dann? Es hat schon so wenig Heu gegeben; wenn nun auch die Erntefelder zerstampft werden sollten? . . . Diese Sorge lastet jeden Tag schwerer auf dem Landmann; noch ehe der Weizen völlig reif ist, wird mit der Ernte begonnen. Man will womöglich noch retten, was man retten kann.

Auch sonst wird mit jedem Tage alles ernster. Mehrere Reservisten erhalten jetzt ihre Marschroute und müssen den Ihrigen Lebewohl sagen. Wie rinnen da die Thränen über die Wangen der Eltern! Noch ein letzter Kuß, und es

muß geschieden sein ... „Behüt' Euch Gott! Wer weiß, wo Ihr blutet, wo Ihr sterben werdet!"

Unbegreiflicherweise erhalten unsere Gardemobile noch immer keine Marschroute. Sie warten darauf mit fieberhafter Spannung von einem Tag zum andern: sie kommt nicht. Auch der Ersatz von 1870, die conscrits (Rekruten), die schon im Frühjahre ihre Nummern gezogen und dann zu Soldaten gemustert worden waren, befanden sich alle noch im elterlichen Haus, als ob man ihrer gar nicht bedürfe. Sie sollten sich überhaupt in diesem Kriege keine Lorbeeren verdienen dürfen. Doch dieses ewige Warten auf die Marschroute war peinlicher, als ein sofortiges Einberufen gewesen wäre. Die Eltern sind sozusagen in steter, fieberhafter Aufregung. Sie sehen nachts im Traum den Brigadier kommen mit der Marschordre. Sie können wohl auch nicht schlafen: es sind dies bange Tage und bange Nächte.

Die Eltern, die Kinder bei der Armee haben, erhalten nun auch Briefe von ihren Söhnen. Fast in allen steht zu Anfang die Bitte um Geld und in manchen zum Schluß die Worte: „Liebe Eltern, wir sehen uns vielleicht nicht wieder. Vergebt mir, wenn ich Euch in meinem Leben beleidigt habe, und vergeßt mich nicht!" Dann rinnen Thränen aus Vater- und Mutteraugen. Sie nehmen das Geld, das sie entbehren können, tragen es zur Post und schreiben ihrem Sohn, er solle nur getrost sein, und sie selbst sind es doch gar nicht. Sie schreiben ihm auch, er solle nur kein Geld an sich sparen, sie wollten alles für ihn thun. Ueber das alles kann man schreiben; aber wer es erlebt hat, der weiß, daß man es nicht so niederschreiben

kann. Wie werden da die Leute so mürbe, wie mancher faltet in solchen Zeiten wieder seine Hände zum Gebet, auch wenn er es vorher lange nicht mehr gethan!

Der Brigadier und der Toni haben es von Anfang an bestimmt ausgesprochen, daß die Bayern zu den Franzosen halten; wir haben dies auch sofort mit gutem Glauben erfaßt. Es vergehen fast acht Tage, bis wir das Gegenteil hören, obschon wir nur anderthalb Stunden von der Grenze wohnten. Es ist merkwürdig: was uns nicht in den Kram paßt, braucht immer einige Tage, bis wir es erfahren, und noch einige Tage, bis wir es glauben. Wie aber auf einmal kein Zweifel mehr ist, daß die Bayern zu den Preußen halten wollen, da wird ganz entsetzlich über sie geschimpft. Wenn so ein Pfälzer über die Grenze kommt, kann's ihm passieren, daß ihm in der Neugasse der Text „aus den Leviten" gelesen wird; wenn sich gar einer mucksen wollte, könnte er wahrhaftig noch Schläge bekommen. „Das ganze Jahr kommt Ihr zu uns, wenn Ihr Geld verdienen wollt; jetzt wollt Ihr's mit den Preußen halten?! Paßt nur auf, was Euch das für Frucht bringen wird!" Solche Strafpredigten muß sich jeder Pfälzer gefallen lassen, der über die Grenze kommt. Aber es giebt noch eine Menge Leute, die das Gras wachsen hören, die ganz bestimmt wissen, daß die Bayern nur zum Schein zum „Preuß" halten; wenn „der Franzos" über die Grenze geht, wird er mit offenen Armen aufgenommen. „S'ist so noch besser, als wenn sie gleich zu uns gehalten hätten", sagt der Toni.

Da aber auch jetzt immer noch kein Franzose zur Stelle ist, schütteln die Bauern drunten auf Kasper's Bank bedenklich die Köpfe und sagen: „Jetzt sollten sie schon bei

Mainz sein. „Wenn sie die Preußen nur nicht in's Land locken wollen", sagt bedächtig der Gerhard-Schakob und kratzt sich hinter den Ohren. Und der Jörri-Philipp, der einst auch Kommisbrot gegessen und bei der Eroberung von Algier mit dabei gewesen, sagt feierlich: „Ihr Männer, sagt nur ich hab's Euch gesagt: da steckt etwas dahinter!" Der Brigadier indessen kann fast gar nicht mehr warten, bis es einmal losgeht und die Preußen vernichtet werden. Er gönnt ihnen die kurze Galgenfrist durchaus nicht; er wartet ungeduldig auf den Augenblick, wo ihm wenigstens die Marschbefehle für die Gardemobile samt den anderen Vaterlandsverteidigern zugehen. Wie es aber gar zu lange währt, denkt er, die müssen vergessen sein. Er geht darum auf eigene Faust zum Becken-Louis und zum Peter-Fritz, giebt ihnen den Befehl, nach Straßburg zu gehen und sich auf dem Rekrutierungs-Bureau zu melden. Die wollen zuerst eine ordentliche Marschordre sehen; aber er sagt, sie hätten weiter nichts zu thun, als dorthin zu gehen und sich zu melden. Der Louis und der Fritz nehmen darauf herzzerreißenden Abschied von den Ihrigen und stellen sich in Straßburg. Aber sie werden dort wie Wundertiere angestaunt, daß sie nicht warten können. „Geht nur heim!" heißt es, „man wird Euch schon rufen, wenn man Euch braucht." Sie lassen sich das auch keine zweimal sagen, fahren wieder heim und schimpfen über den Brigadier, daß der gar nicht warten könne. Der Schinder-Sepp aber sagt: „Man kann sehen, daß der „Franzos" mehr Soldaten hat, als er braucht, sonst hätte man den Louis und den Fritz nicht heimgeschickt." Aber unser Herr Maire und einige Notabeln schütteln bedenklich den Kopf, daß soviele

Vaterlandsverteidiger noch im väterlichen Bette schlafen. Der Umstand, daß noch keine Armee an der Grenze ist, fängt vor allem an, sie mit banger Sorge zu erfüllen. Auch die beiden Lehrer wissen sich dies nicht zu erklären; wenn sie gefragt werden, warum sich so lang kein Franzose blicken lasse, zucken sie bedenklich mit den Achseln. Der Finster-Nickel aber lacht seelenvergnügt, als ob er das Geheimnis wüßte. Vorläufig jedoch zwinkert er nur schelmisch mit den Augen und sagt nicht mehr als: „Do steckt ebbes (etwas) derhinter!"

Was alles dahinter stecken sollte.

Die Erkenntnis, daß es schwerwiegende Gründe haben müsse, daß der Aufbruch nach Deutschland solange auf sich warten ließ, bricht sich endlich allgemein Bahn. Die große Frage ist nun die: „Was steckt denn eigentlich dahinter? — Sollten wir vielleicht nicht gerüstet sein?" Thörichte Frage! Die käme jetzt noch keinem Menschen in den Sinn. Aber doch muß es eine Antwort auf die Frage geben. Du meinst eine Antwort? Ich sage Dir, hundert Antworten kannst Du hören, jeden Tag eine andere. Und jede mußt Du glauben, denn sie ist ganz sicher. „Der Napoleon ist zu menschlich!" heißt's heute; „er will warten, bis die Ernte eingethan ist. Es wäre doch auch jammerschade, wenn man alles, was unser Herr Gott hat wachsen lassen, in den Boden stampfen wollte! Ja, das ist die Ursache, daß sie solange nicht über die Grenze gehen." Manche wollen's zwar nicht glauben. Aber es muß doch eine Ursache haben, und was sollte es denn sonst sein? — „Man will sie in's Land locken!" heißt's jetzt wieder; „da werden sie dann gefangen wie in einer Mausfalle." Das will uns anfangs gar nicht in den Kopf. Und wer wollte uns das auch verargen? Du lieber Himmel! Wenn wir zur Mausfalle ausersehen sind, in der die Preußen zappeln sollen?! Wahrhaftig! Die werden uns tot treten! Weil es nun doch einen Grund haben muß, daß so lange keine Soldaten zu sehen sind, müssen wir's schließlich

glauben. Ja, es ist sogar noch wahrscheinlicher als das erste. — „Die Schwarzen sind noch nicht da, die Turko's!" sagt jetzt der Toni und schaut dabei so pfiffig darein, als ob er es wirklich wüßte. „Die müssen vorne d'ran, daß es den Preußen angst und bange wird!" — „Man will sie vom Meer her angreifen! Darauf sind sie gar nicht gefaßt, und dann helfen auch die Dänen noch draufschlagen!" sagt wieder ein anderer. So gehen die Reden jeden Tag anders, jedes soll wahr sein. Aber weil jeden Tag die Reden anders gehen, so ist man doch nicht ganz sicher, was die Sache für einen Haken habe. Das Sichere schien noch immer nicht gefunden zu sein. Endlich sollte es an den Tag kommen. Geht da der Finster=Nickel eines schönen Tags ein paar Stunden weit in die bayerische Pfalz, wo noch ein leiblicher Vetter von ihm wohnte, und wie er von seiner Reise zurückkommt, da „kann er was erzählen". Da ist wahrhaftig eine Hungersnot drüben in der Pfalz, von der unsereiner sich gar keine Vorstellung machen kann. Wie sind da die Leute erst mit Einquartierung geplagt! Sie haben für sich selber nichts zu beißen und sollen jeden Tag noch ein Dutzend Soldaten füttern. Lange kann das nicht mehr so fortgehen. Wie es im Bayerischen aussieht, so sieht es auch in Preußen aus: sie haben alle nichts mehr zu nagen. Das darf uns auch nicht Wunder nehmen. Bei der großen Hitze ist in dem leichten Sandboden alles ausgedörrt, und wenn der Napoleon noch ein paar Wochen wartet, so sind sie so ausgehungert, daß er sie mit dem Stock totschlagen kann! — Die pfälzischen Grenzgemeinden in unserer Nähe haben alle einen leichten Sandboden. Auch sonst hatten wir von jeher gehört,

Preußen sei ein armes Sandland. Es schien also nicht so unmöglich, daß bei dem trockenen Sommer alles ausgedörrt war. Wenn man auch sonst dem Finster-Nickel nicht viel Kredit schenkte, diesmal konnte er nicht alles gelogen haben. Warum hätten wir das nicht glauben sollen? Das paßte uns vortrefflich, daß die Preußen so ausgehungert sein sollten, daß man sie schließlich mit dem Stock hätte bekriegen können. Mag vielleicht auch nicht alles wahr sein, was der Nickel sagte, etwas ist jedenfalls an der Sache. Wer noch einen Zweifel darein setzte, der sollte bald buchstäblich davon kuriert werden. Am anderen Tag verliest der Wächter an allen Ecken und Enden einen Erlaß des Kriegsministers, daß es bei hoher Strafe verboten sei, Brot oder sonstige Lebensmittel über die Grenze zu verkaufen. Jetzt war's also doch wahr, buchstäblich wahr, was der Nickel gesagt hatte; der Kriegsminister hatte sogar Wind bekommen, wie es drüben in Preußen bestellt war.

Nun hatten wir's also, warum der Napoleon nicht über die Grenze ging: er wollte die Preußen aushungern lassen. Diese List des Kaisers setzte seine geringen Unterthanen in nicht geringes Erstaunen. Der Finster-Nickel aber ist überglücklich und erzählt immer wieder, wie sie dahinten gar nichts mehr zu nagen hätten, sodaß die gequälten Einwohner mit Schmerzen warteten, bis die Franzosen kämen, um sie von ihren Drängern zu befreien. Der Toni dagegen lobt den Kriegsminister, daß das ein so grausam gescheiter Kerl sei, der diese Hungersnot durch seine Spione ausgekundschaftet habe und jetzt nichts mehr über die Grenze gehen lasse. Der Preuß' hatt' sich's jedenfalls nicht geträumt, daß es ihm so schlecht gehen werde. Anderen Tags

jedoch wird der Toni gar grimmig, weil die Bäcker trotzdem den Bayern noch Brot verkaufen, wenn sie Geld haben; er kann nicht verstehen, daß der Brigadier sie nicht dafür in's Loch steckt, während es andere Leute ganz gut verstehen können.

Der Leser lacht vielleicht, daß wir so leichtgläubig waren. Aber wenn er dagewesen wäre, so hätte er's auch geglaubt. Glaubte es doch der Kriegsminister, glaubten es doch unsere Generäle und Marschälle, warum sollten denn wir gewöhnliche Menschenkinder es nicht glauben?! Am 20. Juli z. B. schrieb der damals noch große Marschall Bazaine: „Die Preußen scheinen eine Schlacht in der Umgegend von Mainz erwarten zu wollen. Sie konzentrieren Truppen zwischen dieser Stadt und Coblenz. Die Verpflegung derselben hat aber dort große Schwierigkeiten. Man glaubt allgemein, daß ein Krieg von zwei oder drei Monaten Dauer das Land ruinieren werde u. s. w." Es faselten also nicht nur unsere Dorfpolitiker so dummes Zeug, sondern auch unsere Generäle tappten am hellen Mittag in Finsternis und freuten sich, daß die armen Preußen nichts zu beißen hätten, während ihren eigenen Soldaten der Hunger aus den Augen schaute.

Es ist all' dies ein Beweis, daß unser ganzes Volk geradezu mit Blindheit geschlagen war, weil es auch jetzt noch nicht erkannte, daß es unseren Soldaten an allem fehlte. Namentlich daß unsere Generäle sich kindlich naiv über die Hungersnot in Preußen freuen konnten, ist förmlich erstaunlich, denn gerade sie hatten doch die größte Mühe, ihren Mannschaften das Allernotwendigste zu verschaffen. Der Kriegsminister erklärte in der Kammer: „Wir sind

erzbereit", und wir waren gar nicht bereit. Er versicherte, daß, wenn der Krieg zwei Jahre dauern würde, wir noch nicht einmal einen Gamaschenknopf kaufen müßten; dabei war leider nicht einmal das Nötigste für den anderen Tag vorhanden.

Diese schlechte Kriegsbereitschaft sollte unserer Regierung um so teurer zu stehen kommen, da sie sich derselben gar nicht einmal bewußt war. Hätte sie dieselbe erkannt, so hätte sie sich wohl gehütet, Krieg anzufangen, oder sie hätte wenigstens die diplomatischen Verhandlungen so lange hinausgeschoben, bis die Rüstungen mindestens einigermaßen vollendet gewesen wären. Statt dessen wurde der Krieg blindlings vom Zaune gebrochen, ehe nur das Nötigste vorhanden war. Erstaunlich bleibt vor allem der traurige Mut des Kriegsministers, der es trotzdem noch wagte, vor der Kammer auszusprechen, daß wir „erzbereit" seien.

Archiprêts! — Erzbereit!

Daß wir erzbereit seien, saß jedem Franzosen so fest im Kopf als das andere, daß wir unüberwindlich sind. Erst als die Unüberwindlichkeit zu Weißenburg und Wörth sich in blauen Dunst aufgelöst hatte, erkannte man auch, daß wir gar nicht bereit waren. Die ganze Verwaltung war eine faule, verlotterte Wirtschaft, über die ein undurchdringlicher Schleier gezogen war, weshalb es selbst den scharfsinnigsten Politikern entging, wie es mit unserer Kriegsbereitschaft bestellt war. Wie ein leeres Faß am lautesten tönt, so tönte es in Frankreich seit Jahren von Armeeorganisation so laut, daß es von einem Ende zum anderen widerhallte. Die Einführung des Chassepotgewehres und der Mitrailleusen war vollends dazu angethan, das Volk in den Glauben einzuwiegen, daß die französische Kriegsbereitschaft jede andere übertreffe. Namentlich die Mitrailleusen machten bei ihrer Einführung ein Geknatter und Geschnatter, daß ganz Frankreich davon erdröhnte. Sie wurden als wahre Weltwunder gepriesen; selbst der Bauer auf dem Dorf, der sonst um Armeeorganisationen und Politik sich nicht bekümmerte, konnte Dinge darüber erzählen hören, die lebhaft an die Abenteuer des Barons von Münchhausen erinnerten.

Nun hatte man allerdings seit Jahren für Rüstungen viel Geld ausgegeben. Das Chassepotgewehr sowohl als die Mitrailleuse hatten das Land große Summen gekostet.

Auch hatte man die Gardemobile geschaffen, die eine Nachbildung der preußischen Landwehr sein sollte; sie existierte indessen nur auf dem Papier und war völlig wertlos. Sie wurde im Frieden zu keinerlei Uebungen einberufen und wurde es auch jetzt erst zwei Tage vor dem Einmarsch der deutschen Truppen. Aus allen jungen Leuten setzte sie sich zusammen, die, zwanzig bis neunundzwanzig Jahre alt, durch das Los vom aktiven Militärdienst befreit waren. Man hatte aber noch nicht einmal die Untauglichen ausgemustert, geschweige denn, daß man sie jemals zu einer einzigen Uebung eingezogen hätte. Ja, jetzt sogar, wo der Feind an der Grenze stand, that man nichts, um sie nur einigermaßen zu einer brauchbaren Truppe auszubilden. Tagelang liefen sie, als sie schon einberufen waren, noch wie herrenlose Banden in den Städten herum. Es fehlte an Kleidern, an Kochgeschirr — an allem, besonders aber an Unteroffizieren, welche die Leute hätten ausbilden sollen. — In Straßburg wenigstens wählten sie ihre Korporäle aus ihrer eigenen Mitte. Von den hiesigen Bauernburschen weigerte sich jeder hartnäckig, diese Würde anzunehmen, da es ihnen zu komisch vorkam, ihre eigenen Dorfgenossen zu kommandieren, sintemal sie selber nichts verstanden. Ein Israelit nahm endlich die Ehre an. Was unter solchen Verhältnissen für eine Disziplin in's Leben treten konnte, kann der Leser sich selber ausmalen. Welchen Wert solche Soldaten erhalten mußten, läßt sich ohne Zweifel leicht denken. Sie waren gewissermaßen nur dazu da, die Soldatenzahl auf dem Papier zu vergrößern. Auch sonst existierte vieles nur auf dem Papier, aber nicht in der Wirklichkeit. Auf dem Papier hatte man eine Armee

von 567 000 Mann, in welcher Zahl auch die Gendarmen einbegriffen waren. In Wahrheit hatte man wenig über 300 000 Soldaten. Da aber davon noch eine bedeutende Zahl in Algier, Paris und Lyon zur Aufrechthaltung der Ordnung verbleiben mußte, so reduzierte sich auch diese Summe noch einmal um ein Beträchtliches. Selbst diese zweimal reduzierte Soldatenzahl war noch keineswegs kriegsbereit. Die Heereseinteilung in Korps war nur bei der Kaisergarde, bei den algerischen Truppen und bei den Besatzungen von Lyon und Paris vorhanden. Es mußte also im Kriegsfall erst die ganze Kriegsorganisation in's Leben gerufen werden. Die einzelnen Korps mußten erst gebildet und die Kommandostellen geschaffen werden. Die Organisation der Armee war somit die denkbar ungeschickteste; von einem schnellen Uebergang vom Friedensfuß zur Kriegsformation konnte unter diesen Umständen keine Rede sein.

Die Militärverwaltung war auf's höchste zentralisiert, deshalb mit Arbeiten überhäuft und konnte infolgedessen, als der Krieg ausbrach, unmöglich so schnell alle Anforderungen erledigen, wie es die Notwendigkeit erfordert hätte. Armeekorps und Divisionen hatten im Frieden keine Intendantur; das Ausrüstungsmaterial befand sich vielfach an den denkbar ungünstigsten Plätzen. Die Transportwagen befanden sich z. B. an ganz anderen Orten, als sich die Magazine befanden. Von hundert Infanterie-Regimentern waren nur fünfunddreißig mit den Depots in ihrer Garnisonstadt. Oft war das Depot auf hundert, ja sogar auf mehrere hundert Stunden von der Garnison entfernt. So lag beispielsweise das 87. Linien-Regiment

in Lyon, dessen Depot dagegen in St. Malo; das 97. Regiment garnisonierte in Dünkirchen, also im äußersten Norden, am Aermel=Kanal, währenddem das betreffende Regiments=Depot in Lyon war, also beinahe am Mittelländischen Meer. Infolge solcher Verhältnisse mußte jeder nicht bei der Fahne befindliche Soldat, selbst wenn er ganz in der Nähe der Garnisonsstadt seines Regiments wohnte, zuerst nach dem Depotorte desselben sich begeben, um eingekleidet zu werden. Dadurch gingen, auch wenn alles klappte, Tage verloren. Wie oft aber klappte es gar nicht, da den Depots selbst die nötigen Ausrüstungsgegenstände, weil sie nur in wenigen Magazinen des Landes konzentriert waren, oft nicht rechtzeitig zugesandt wurden. Die Magazine wiederum waren lange nicht so gefüllt, wie sie es hätten sein sollen. Der Feldzug von Mexiko hatte ungeheure Kriegsvorräte verschlungen. Da derselbe infolge des Sturzes des Kaisers Maximilian für Frankreich völlig ergebnislos verlaufen war, so zögerte man, der Kammer und dem Lande die ganze Wahrheit zu sagen über die Opfer, die jener unglückselige Feldzug verschlungen hatte. Nebst einer unfähigen Verwaltung war der mexikanische Krieg wohl die Hauptursache, daß es mit der französischen Kriegsbereitschaft so schlecht bestellt war, dann auch, daß Napoleon 1866 die Pfalz nicht in den Sack steckte. Gewissensskrupel hätten Frankreichs Kaiser jedenfalls nicht davon abgehalten.

So wirkte alles zusammen, daß ein Durcheinander ohnegleichen entstand, als der Krieg erklärt war. Reservisten, die auf ihre Depots kamen, konnten nicht rechtzeitig eingekleidet werden; auch sonst fehlte es an allem Mög=

lichen. Massenhafte Anhäufungen der Mannschaften fanden statt; wegen der schon geschilderten Mängel konnten sie nicht rechtzeitig zu ihren Regimentern befördert werden. Hie und da stopfte sich's derart, daß z. B. der Kommandant der Territorialdivision in Marseille 9000 Reservisten auf Transportschiffen nach Algier schicken wollte, um sich Luft zu machen. Wenn er an der Ausführung seines Vorhabens auch noch rechtzeitig verhindert wurde, so illustriert das doch die Zustände besser als alles Andere. Unter solchen Verhältnissen hätte es vieler Monate bedurft, bis die Feldarmee völlig schlagfertig gewesen wäre. Der Aufmarsch nach der Grenze mußte daher notgedrungen von Woche zu Woche verschoben werden. Dabei war die Verwaltung von einer beispiellosen Sorglosigkeit erfüllt, sonst hätte man doch wenigstens etwas mehr Eile gehabt; man hätte die Gardemobile zum mindesten einberufen können. Wären keine Lebensmittel vorhanden gewesen, so hätte man sie in Bürgerquartieren unterbringen können. In den Revolutionskriegen Anno 1793 war Frankreich vielleicht noch schlechter gerüstet, aber man war sich der Mängel bewußt und es mußte alles helfen: der Bauer mußte seinen Ochsen und sein Schwein, ja selbst seine Schuhe hergeben. Doch diesmal unterschätzte man den Gegner und glaubte, gerüstet zu sein, weshalb man nichts that. Keine Grenzfestung hatte genügende Besatzung, als der Feind die Grenze überschritt. In vielen Festungen waren keine Kanonen zur Verteidigung, ebensowenig waren sie verproviantiert. An Landkarten fehlte es vollständig. Als daher die Truppen endlich an die Grenze kamen, war ihren Führern die Gegend völlig unbekannt. Die Verpflegung für die Truppen

mußte auch erst in's Leben gerufen werden. In wie kläglicher Weise dies geschah, werden wir später sehen. Das war also die Ursache, weshalb der Marsch nach Berlin so lange nicht angetreten wurde: man war nicht gerüstet, obgleich der französische Kriegsminister unter dem lauten Jubel der Kammer verkündete: „Nous sommes archiprêts!“ — „Wir sind erzbereit!“

Der erste Schrecken.

Die Hungersnot in Preußen hatte uns in die rosigste Stimmung versetzt. Wir waren jetzt völlig in der Ernte und lachten stillvergnügt, daß wir in einigen Tagen alles in Hülle und Fülle haben würden, während die armen Preußen am Hungertuch nagen mußten.

Eines Morgens ritt eine Patrouille afrikanischer Jäger bis unten an das Dorf. Da der Erzähler zufällig dort war, hatte er auch das Glück, sie zu sehen. In einem Augenblick stand ein ganzer Kreis um sie herum und betrachtete dieselben mit neugierigen Augen. Es waren aber auch in der That prächtige Soldaten! Wie hatten sie eine so schöne, dunkelgrüne Uniform, wie stattlich saß ihnen die persische Pelzmütze in der Stirne. Auch die roten Hosenstreifen und die schwarzen Brustschnüre zierten sie nicht wenig. Es war nur jammerschade, daß sie nicht bis in's Dorf ritten. Wir hätten sie gar zu gerne bewirtet. Noch lieber hätten wir es freilich gesehen, wenn sie 8 Kilometer weiter, bis an die bayerische Grenze, geritten wären, damit die Bayern doch einmal Respekt bekommen hätten. Aber sie thaten uns diesen Gefallen nicht, sondern kehrten unten an der Mühle um und jagten davon.

Wie wichtig war uns dieses Ereignis, wie glücklich schätzten sich die, welche sie mit eigenen Augen gesehen hatten! Was gab das für Stoff zur Unterhaltung, was wurden an diesen Vorfall für Hoffnungen geknüpft! Alles Mögliche

wurde ihnen in den Mund gelegt. Bestimmt wurde erzählt, daß sie gesagt hätten, in einigen Tagen kämen sie wieder und würden die Preußen schon „Mores“ lehren.

Wir waren überglücklich! Man soll aber den Tag nicht vor dem Abend loben, auch den 25. Juli, den Tag des heiligen Jakobus, nicht. Die Leute waren an diesem Tag in voller Thätigkeit und arbeiteten mit dem größten Eifer, damit, wenn die Franzosen kämen, die Ernte eingethan sei. — Da, es ist morgens 10 Uhr, jagt der Linkse-Michel von Pfaffenbronn auf seinem besten Schimmel zum Dorf herein, als wären ihm Hölle und Pestilenz auf dem Rücken, und ruft mit Donnerstimme: „Ihr Leut', die Preiße sinn in Berlebach! Sie sengen und brennen und bringen alles um!“ Wie aber in der Wüste alle Geschöpfe zittern, wenn der König der Tiere seine Stimme hören läßt, so zittern jetzt alle Dorfbewohner. Die Frauen laufen hinaus auf's Feld, um ihren Hausgenossen die Schreckensbotschaft zu überbringen. Auch auf dem Feld wirkt es wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Mit dem Arbeiten ist es vorbei. Die Sicheln werden hingeworfen. Diejenigen, welche Garben gebunden hatten, lassen sie unaufgeladen liegen. Ja, es ist sogar vorgekommen, daß Leute, die schon Garben geladen hatten, sie in der Bestürzung wieder vom Wagen herunterwarfen, um schnell heimzukommen, und sich zu „retten!“

Wer hätte das gedacht? Gestern waren die Preußen noch am Verhungern, und jetzt sind sie schon da! Schnell wird der Isel-Michel fortgeschickt, daß er's den Jägern in Niederbronn kund thue, damit uns dieselben womöglich noch retten möchten. Aengstlich schauen die Leute einander an und fragen, was zu machen sei. Einige reden von Flucht.

In etlichen Gemeinden flüchten sich wirklich einige Bewohner. Es wird ein Laib Brot auf den Rücken genommen, und fort geht's in den Wald, in's Gebirg, dahin und dorthin. In unserer Gemeinde kam es gottlob nicht zur Flucht. Wohin sollte man auch flüchten? Man läuft den Preußen vielleicht gar in die Hände, sagen manche. Das Beste ist: man bleibt, man versteckt, man vergräbt. Im Notfall, wenn es an das Leben gehen sollte, ist immer noch Zeit zur Flucht. Vielleicht hausen sie auch nicht so schrecklich.

Während so hin und her geredet wird, reitet der Linkse-Michel wieder zurück. Wir danken ihm für den Liebesdienst, den er uns geleistet hat, und sagen ihm, sobald sie auf den Pfaffenbronn kommen, oder er sonst etwas Wichtiges von ihnen erfährt, solle er womöglich noch einmal einen Boten schicken. Er verspricht's und jagt von dannen.

Mittlerweile wird vergraben und versteckt. Von Zeit zu Zeit späht man auch unter einem Dachziegel hinaus, ob die Gefürchteten schon sichtbar werden. Da wohl anderthalb Stunden vergehen und noch nichts zu sehen ist, fängt man wieder an, Mut zu schöpfen. Man wagt sich wieder ein wenig auf die Straße. Das Allernotwendigste ist auch versteckt. Jeder hat das Vergraben und Verstecken in der Stille gethan. Der Nachbar soll den Schlupfwinkel nicht wissen, damit er nicht gar den Verräter spielen könne. Endlich ist es Mittag. Es bilden sich Gruppen auf der Straße, die das Ereignis besprechen. Man will nicht mehr so furchtsam scheinen. Die Nachricht könnte auch übertrieben sein. „Sie hausen vielleicht gar nicht so schrecklich!“ Der Toni jedoch weiß es ganz bestimmt, daß sie so schrecklich hausen, denn sie sind ein barbarisches Volk,

sagt er, und der Napoleon habe ganz recht, daß er sie zusammenhauen lasse. Nun aber waren die, welche den Feind zusammenhauen sollten, nicht da. Eifrig spähten wir immer nach dem Punkt, wo der Linkse-Michel herkommen mußte, um uns weitere Nachrichten über die Mordbrenner zu bringen. Und richtig! Jetzt biegt er um die Ecke. Daß er diesmal zu Fuß kommt, scheint uns kein schlechtes Zeichen zu sein; wir atmen etwas erleichtert auf. Schon von weitem ruft er: „Es ist nicht so schlimm! Ich bin belogen worden. Es waren allerdings Preußen in Birlenbach; aber gemacht haben sie nix!“

„Gott Lob und Dank!“ schallt's jetzt von aller Lippen. Der Linkse-Michel aber bittet um Entschuldigung, daß er uns so erschreckt hatte. Er bekommt jedoch keinen Vorwurf. Alle loben ihn, daß er nicht nur an sich allein gedacht, sondern daß er auch andere Leute hatte warnen wollen. Er mußte nun noch erzählen, was er alles von den Preußen gehört hatte, namentlich wie stark die Abteilung sei, welche die Grenze überschritten. Wir sind aber ganz erstaunt, wie wir hören, daß es nur eine Reiterpatrouille war, die den Mut hatte, sich so weit in's Land zu wagen. Der Respekt vor den Preußen ist augenblicklich um hundert Prozent gestiegen; alle sprechen — nur der Toni ist still — wie aus einem Munde: „Das sind famose Soldaten. Die haben Mut; der Kampf mit ihnen wird unseren Truppen schwer genug werden!“

Jetzt geht's wieder an die Arbeit mit doppeltem Eifer, denn wir wissen nun, daß nicht bloß die Franzosen kommen, sondern daß auch die Preußen unsere Felder verstampfen könnten. Ein unheimliches Gefühl aber lastet bei der

Arbeit auf allen Gemütern. Noch mehr aber ist's den Leuten am Abend bang. Namentlich die Garden (Grenzaufseher), die des Nachts auf ihren Dienst gehen, zittern wie Espenlaub. Zwar der Hintz, unser Nachbar, versichert seinem Kapitän, daß wenn eine Patrouille bei der Tannenbrücke über die Grenze wollte, er unter sie feuern würde, möge es kosten, was es wolle. Seine Frau aber, die das zuhört und bleich wird vor Schrecken, lacht er hernach aus, daß sie ihm das geglaubt habe, und er beteuerte ihr, daß er sich nicht mucksen werde.

Wahrscheinlich dachte unser Lembacher Kriegsminister, der Brigadier Hecker, auch so, daß unsere Garden sich nicht mucksen würden, wenn der Feind käme, weshalb er ihnen die Bewachung der Grenze nicht mehr länger allein anvertrauen wollte. Es durchzuckt ihn nun ein genialer Gedanke. Er organisiert in den Gemeinden seines Distrikts eine ganz neue Truppe, über deren ruhmreiche Thaten die Geschichte bisher aus guten Gründen geschwiegen hat, deren Diensteifer es aber immerhin verdient, der Nachwelt bekannt zu werden. Seit urdenklichen Zeiten gingen nämlich jeden Abend drei Mann aus der Gemeinde auf die Wacht, um auf dem Wachtlokal im Gemeindehaus — den Schlaf des Gerechten zu schlafen, vom Abend bis zum Morgen. Zwecks Lagerausrüstung nahm jeder von zuhause ein Kopfkissen oder einen mit Spreu gefüllten Sack mit. Als Waffen standen auf der Wachtstube drei rostige Spieße, die nicht nur auf ein langes, sondern auch auf ein tugendhaftes Leben zurückblicken konnten, denn sie hatten noch keinem Menschen etwas zu leid gethan. Warum nun solch eine Truppe noch länger im Wachtlokal schnarchen lassen, jetzt, wo das Vater=

land in Gefahr?! Das wäre unverantwortlich gewesen, und der gestrenge Herr Hecker giebt den wackeren Männern strikten Befehl, von nun an jede Nacht nach der Grenze zu patrouillieren, verdächtige Personen gefangen zu nehmen sowie etwaige Bewegungen des Feindes zu melden. Und wahrhaftig! Die neuen Vaterlandsverteidiger wissen, daß man in Kriegszeiten den Gehorsam nicht verweigern darf. Sie nehmen jeden Abend die Gewehre zur Hand und gehen dann mit einbrechender Dunkelheit allabendlich ernst und schweigend auf der großen Straße vor's Dorf hinaus, bis an den nahen Wald. Dort lauschen, horchen, flüstern sie, legen sich wohl auch eine Weile hinter den Straßenrain — und zwei Stunden später marschieren sie festen Schrittes zurück, um ihrem kriegerischen Chef zu melden, daß sie bis an die Grenze patrouilliert seien, aber keinen Zusammenstoß mit dem Feinde gehabt hätten. „Lieb Vaterland magst ruhig sein", denn nicht nur in Lembach, sondern auch in Wingen und Steinbach ziehen fortan jede Nacht die Wächter, drei Divisionen, insgesamt 9 Mann stark, vor's Dorf hinaus und patrouillieren an der Grenze.

Besonders ruhmreiche Thaten können nun nicht gerade berichtet werden. Es ist möglich, daß die Bayern Wind von der gefährlichen Truppe erhielten und deswegen einen Einfall bei uns nicht wagten. Indessen lächelte der „Wingener Wachtparade" doch einmal das Glück, wenn auch nur auf kurze Zeit. Der Neugass'=Franz, ein Schneidergeselle, hat einige Wochen in Straßburg gearbeitet. Bei den Kriegsunruhen will er in sein heimatliches Dorf zurück. Wie er nun so von Weißenburg her der trauten Heimat entgegenwandert, wird's Nacht und er fällt urplötzlich den

Wingener Wachtmannschaften in die Hände, die mit Kennerblick sofort einen Spion in ihm wittern. Flugs greifen sie zu und nehmen ihn in die Mitte. Wenn er sich muckse, drohen sie, werde er sofort unbarmherzig niedergestochen. Vergebens heult er, vergebens strampelt er und beteuert seine Unschuld, vergebens fängt er jetzt auch an, den Lembacher Dialekt zu sprechen. Er redet durchaus nicht mehr wie ein Steckelburger, wie er anfangs gethan hatte: es nützt aber alles nichts. Sie schleppen ihn ohne Gnade in's Wachtlokal. Voller Neugierde laufen dort ein paar Bürger zusammen, um den vermeintlichen Spion zu sehen. Da wird unser Schneiderlein schließlich von einigen erkannt: es werden ihm auf dieses hin die Fesseln abgenommen und man schenkt ihm die goldene Freiheit wieder.

Aber trotz all' diesem Diensteifer haben wir keine Ruhe mehr. Wir haben jetzt Respekt vor den Preußen und Schrecken in allen Gliedern. Der Marte-Jörg aber sagt, „Ich hab's Euch ja gleich zu Anfang gesagt, daß die Preußen tüchtige Soldaten sind!"

Graf Zeppelin und seine Reiter.

Welches waren aber die deutschen Helden, die einen solchen Generalschrecken in's ganze Elsaß trugen und uns einen so gewaltigen Respekt vor den Preußen beibringen konnten! Später sollten ihre Namen bekannt werden, und ist ihr Ritt so interessant sowie ihr Benehmen in jeder Hinsicht ein so musterhaftes, daß es sich wohl lohnt, ihnen ein wenig auf ihrer Kundschaftsreise zu folgen.

Der Führer der kühnen Truppe war der damalige württembergische Generalstabshauptmann Graf Zeppelin. Derselbe erhielt am 23. Juli den Auftrag, auszukundschaften, ob und welcherlei Truppen sich im Elsaß sammelten, namentlich wo die 3. Division des Mac Mahon'schen Armeekorps sich befände, und ob der Marschall etwa einen Offensivstoß gegen die Lauter beabsichtige. Mit vier freiwilligen badischen Dragoneroffizieren und acht Dargonern ritt Graf Zeppelin am Sonntag, den 24. Juli, morgens früh, von Hagenbach in der Rheinpfalz ab und passierte um halb zehn Uhr die Stadt Lauterburg. Die Bewohner waren größtenteils in der Kirche. Einige Grenzaufseher und Gendarmen hielten Wache an der Brücke. Die Dragoner erschienen jedoch so blitzschnell und brachten durch ihre Kriegsrufe die alten französischen Vaterlandsdiener derart aus der Fassung, daß, bis diese die Sachlage erkannt und feuern wollten, die schneidigen Reiter längst aus ihrem Gesichtskreis entschwunden waren. Sie jagten zum Weißen-

burger Thor hinaus und unterbrachen die Telegraphenverbindung zwischen Weißenburg und Selz. Darauf passierten sie mehrere Gemeinden, ohne mit Franzosen zusammenzustoßen. In Kröttweiler aber sollten sie ein erstes Scharmützel zu bestehen haben. Als sie nämlich Lauterburg passiert hatten, erhielt Gendarm Köhler daselbst von seinem Brigadier den Befehl, sofort nach Selz zu reiten und dem dortigen Bürgermeister eine Depesche zu überbringen, worin demselben der Durchritt der deutschen Patrouille gemeldet wurde. Dort angekommen, sandte ihn der Maire von Selz mit einer Meldung nach Weißenburg. Unterwegs traf nun Gendarm Köhler einen Lancier, der ebenfalls eine Depesche nach Weißenburg zu übermitteln hatte. Als sie noch etwa 400 Meter von Kröttweiler entfernt waren, sahen sie den Maire aus der Gemeinde ihnen entgegeneilen und winken, umzukehren. Sie hielten stille, bis derselbe auf sie zukam. Völlig außer Atem rief der Maire, sie möchten ja nicht in das Dörfchen hineinreiten, da zwei preußische Reiter darin wären; es könnte leicht ein Unglück geben. Gendarm Köhler sieht dem Lancier in's Auge und ruft: „Sind's nur zwei, so sind sie unser!" Und nun jagen sie im Galopp in's Dorf hinein. Eben ließ Graf Zeppelin seinen Reitern im Wirtshof Bier reichen. Er selbst hielt an der Straßenrinne, um einige Leute nach den Franzosen auszufragen. Da biegen plötzlich Gendarm Köhler und der Lancier um die Ecke. Kaum hat sie der Graf erblickt, so ruft er mit Donnerstimme seinen Dragonern zu: „Courage! Der Feind ist da!" Wie der Blitz schwingen sich die Dragoner in den Sattel. Der Graf selbst aber ist mit dem Lancier schon handgemein. Dieser sticht nach Zeppelin's

Pferd und trifft es in den Hals. Wie er jedoch der anderen Dragoner ansichtig wird, springt er pfeilschnell vom Pferd in einen Winkel und entkommt. Mittlerweile krachen die Revolver und Graf Zeppelin, der in seinem zweiten Gegner einen Gendarmen erkennt, ruft: „Gendarme, rendez-vous, vous êtes perdu!“ (Gendarm, ergeben Sie sich! Sie sind verloren!) Zwei Dragoner hauen auch schon auf den Gendarmen ein und spalten ihm den Hut. Zehn Revolver sind auf Gendarm Köhler gerichtet. Wenn sie krachen, ist er von zehn Kugeln durchbohrt. Der Graf wiederholt seinen Ruf, sich zu ergeben. Köhler sieht, daß keine Rettung mehr möglich ist, und ergiebt sich. Der Lancier war unterdessen durch den Winkel entkommen. Hinter demselben waren hohe Erdäpfelstengel, in denen die Dragoner ihn vermuteten und nach ihm suchten. Ein Einwohner aber hatte ihn schon in seiner Scheuer versteckt; dadurch entging er der Gefangenschaft. Gendarm Köhler wird eine halbe Stunde gefangen gehalten, während die Offiziere sich abseits mit einander besprechen. Alsdann sagt ihm der Graf, daß er frei sei; er lobt ihn wegen seiner tapferen Haltung und will ihm sogar Geld zur Verfügung stellen, wenn er dessen zu seiner Heimreise bedürfe, da ihm sein Pferd genommen werde. Auch zeichnet er sich seinen Namen und seine Brigade auf. Darauf wird ihm sein Pferd, das verwundet worden war, abgenommen und mit dem ebenfalls verwundeten Pferd des Grafen zurückgeschickt. Ein Offizier und drei Dragoner nehmen sie mit zurück. Dieselben kommen abermals mitten durch Lauterburg glücklich über die Grenze.

Graf Zeppelin wandte sich nunmehr mit seinen

Begleitern gegen Sulz. In englischer Sprache hatte er dies zuvor mit den Offizieren besprochen. Gendarm Köhler, der etwas englisch verstand, ließ sich sofort nach Weißenburg fahren und teilte dem dortigen Unterpräfekten die Reiseroute der kleinen Schar mit. Soldaten waren jedoch keine da und so konnten die Dragoner ungehindert ihren Ritt fortsetzen. Sie tranken in Hunspach einen guten Schoppen und verbrachten die Nacht wachend im Hunspacher Wald. Am anderen Morgen ritten sie durch Birlenbach, Kutzenhausen, Merkweiler und Wörth und wollten auf dem Schirlenhof rasten, einem zwischen Eberbach, Gundershofen und Reichshofen gelegenen Weiler. Hier mußten die Pferde nach dem langen Ritt gefüttert und getränkt werden. Auch die Dragoner wollten eine Stärkung zu sich nehmen. Hernach wollten sie, wie die Schirlenhofener Ueberlieferung berichtet, die Eisenbahnlinie bei Gundershofen beschädigen und den Hagenauer Forst passieren, um zu sehen, wo die Franzosen, die versprochen hatten, den Krieg auf deutschem Boden zu führen, denn eigentlich steckten. Aber es sollte anders kommen!

Nachdem die kecken Reiter durch Wörth geritten waren, sprengte ein Gendarm aus Wörth nach Niederbronn, um dem dortigen Chasseur-Regiment die Kunde von dem Einfall der Germanen zu überbringen. Sofort erhielt das Regiment den Befehl, in alle vier Winde auseinanderzustieben und den tollkühnen Eindringlingen das Handwerk zu legen. Letztere ahnten nichts von der Jagd, die auf sie unternommen wurde, während die Chasseurs bald auf ihrer Spur waren. Da der Schirlenhof ziemlich von Wald umgeben ist und die Wirtschaft, in der die Dragoner

eingekehrt waren, abseits in einem engen Gäßchen liegt, so konnte der Posten, der vor der Wirtschaft aufgestellt war, die Chasseurs erst sehen, als sie schon um die Ecke in das Gäßchen einbogen. Der Speck und die Eier, woran die Dragoner sich laben wollten, brodelten gerade in der Pfanne, und die Pferde thaten sich am Hafer gütlich, als auf einmal der Posten sein weithin schallendes „Raus!" ertönen ließ. In einem Augenblick ist der Hof umzingelt, die Säbel fliegen aus der Scheide, die Revolver knattern. Auf den ersten Schuß fällt der die Abteilung befehlende französische maréchal de logis tot vom Pferd. Aber auch der deutsche Leutnant Winsloë ist tödlich getroffen. In einigen Minuten fallen, wie dem Erzähler von Augenzeugen berichtet wurde, eine solche Menge Schüsse, daß die eiligst zusammengelaufenen Bewohner auf das entsetzlichste Blutbad gefaßt sind. Doch sind nur ein Mann und einige Pferde tot sowie mehrere Reiter auf beiden Seiten verwundet. Bald ist der Kampf entschieden: die Uebermacht hat gesiegt. Zwei Offiziere und zwei Dragoner werden gefangen. Graf Zeppelin sieht im kritischsten Augenblick eine Frau etwas abseits das ledige Pferd des gefallenen maréchal de logis halten: er springt in den Garten, eilt mitten durch die gaffende Menge, reißt der Frau die Zügel des Chasseurpferdes aus den Händen und jagt davon.

Auch zwei Dragoner, von denen der eine übrigens verwundet war, entkommen. Sie flüchten sich auf den Albrechtshäuser-Hof, werden aber den anderen Tag dort durch die Bewohner von Sauerwasser, die in ihrem patriotisme sauvage*) mit Flinten und Heugabeln anrückten, gefangen

*) wilden Patriotismus

genommen und nach Niederbronn eskortiert. Graf Zeppelin jagte sofort nach dem Ueberfall in Sätzen, die die Fama auf 8 Meter angiebt, mit dem Rappen des Chasseurunteroffiziers nach der Reichshofener Straße zu. Dort verschwand er den nachsetzenden Chasseurs im Walde. Diese letzeren kehrten darauf nach Niederbronn zurück und wurden mit Jubel empfangen. In den folgenden Tagen aber wurde in Frankreich von einer bataille et victoire de Schirlenhof geredet. Uns jedoch machte dieser Sieg wenig Freude, denn wir wußten jetzt, daß die Preußen keine Memmen sind, die sich das Herz einlaufen, wenn die Franzosen kommen, wie unser Brigadier gefabelt hatte, sondern daß sie sogar tollkühn sind, und man nicht wissen konnte, „was der kommende Morgen im blutigen Schoße verborgen."

Graf Zeppelin nahm seine Richtung gegen Norden, um die bayerische Pfalz wieder zu erreichen. Am Abend des verhängnisvollen Tages ließ er sich vom Wendling-Peter, der die Kühe bei Linienhausen weidete, Milch in seine Feldflasche melken, übernachtete dann bei einem Mennoniten, dem Schloßpeter im Sulzthal (nicht Günsthal, wie sonst irrtümlich berichtet wird) und bezahlte am anderen Morgen sein Nachtlager mit einem Zehnfrankenstück, obschon der Peter es nicht nehmen wollte. Bei Steinbach ritt er an zwei französischen Grenzaufsehern vorbei (der eine von diesen soll ein gewisser Mammoser von Schönenburg gewesen sein); denen klopfte das Herz nicht wenig und sie frugen den kecken Reitersmann nicht, woher er komme, und nicht, wohin er wolle. So kam Graf Zeppelin endlich glücklich in die bayerische Pfalz. Hatte sein Ritt auch mehrere Menschenleben gekostet, so war er deshalb doch nicht um-

sonst für sein Vaterland gewagt. Zeppelin konnte der deutschen Heeresleitung die Meldung überbringen, daß die französische Grenze noch auf viele Stunden von Truppen entblößt und von Mac Mahon vorläufig noch kein Offensivstoß zu erwarten sei.

Leutnant von Winsloë wurde mit den anderen gefangenen Dragonern sterbend nach Niederbronn verbracht. Dort empfing er aus den Händen des lutherischen Pfarrers Simon noch das heilige Abendmahl und starb kurz darauf. Mit militärischen Ehren wurde er begraben. Um den Sarg herum standen die französischen Offiziere. Der Pfarrer betete mit bewegter Stimme den 90. Psalm und ein ernstes Bußgebet. Darauf trugen die Chasseurs den Sarg zum Grab. Es krachten die üblichen Ehrensalven und bald wölbte sich der Grabeshügel über dem Sarge.

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

So schrecklich der Krieg auch ist, so werden die Schrecken desselben doch ein wenig gemildert bei einem solchen Sterben und Begräbnis, wo die Feinde sich versöhnt die Hand reichen. Den badischen Dragoneroffizier betten heute die französischen Jäger, die vorgestern mit ihm auf Leben und Tod kämpften, versöhnt in die Erde und falten an seinem Grabe die Hände zum Gebet.

Aber nicht nur an diesem Gefallenen haben sich die Franzosen edel gezeigt, sondern auch an den übrigen Gefangenen. Dieselben hatten über kein hartes Los zu klagen. Baron von Villiers, einer der gefangenen badischen Offiziere, durfte seine Gefangenschaft bei Verwandten im südlichen Frankreich

verbringen. Auch dort hat er während dieser Zeit seinem Vaterland alle Ehre gemacht. Er schrieb unter anderem seinem Vater, Baron von Villiers (wenn der Erzähler recht berichtet ist, damals pensionierter badischer General-leutnant) er möge sich doch nach seinem ehemaligen Gegner in Kröttweiler, dem Gendarmen Köhler von Lauterburg, erkundigen und womöglich etwas für denselben thun. Baron von Villiers erkundigte sich auf dieses hin und erfuhr, daß Köhler durch die Kapitulation von Straßburg Kriegs-gefangener geworden sei und sich in Rastatt befinde. Un-gesäumt begab sich der alte Herr dorthin, suchte Köhler auf, gab ihm ein Geschenk von hundert Franken und wollte sogar seine Freilassung bewirken, wenn er sein Ehren-wort gäbe, in diesem Kriege keine Waffe mehr gegen Deutschland zu führen. Da aber die sämtlichen Gefangenen in Rastatt hofften, durch die französische Ostarmee unter Bourbacki befreit zu werden, so lehnte er es ab, ein der-artiges Ehrenwort zu geben.

Im Jahre 1890, am 25. Juli, wurde dem gefallenen Leutnant Winsloë ein Denkstein auf dem Schirlenhof errichtet, als dem ersten deutschen Soldaten, der 1870 den Heldentod starb. Da kamen die wackeren Dragoner vom 25. Juli 1870 fast alle wieder bei der Wirtin zusammen. Dieses Mal wurden sie nicht durch die Franzosen verjagt. Gar festlich wurden die deutschen Kämpfer vom 25. Juli bewirtet, und auch dies Mal durften sie die Zeche nicht bezahlen. An der Feier nahmen die beiden Gemeinden Gumbrechtshofen sowie viele Leute aus der Umgegend teil. Auch die Spitzen der Zivil- und Militärbehörden waren erschienen. Da wurde der 25. Juli in zweiter verbesserter

Auflage verlebt. Jeder besah sich da den Platz, wo er damals gestanden und gekämpft. Die Schüsse aber, die nun donnerten, verursachten kein Blutvergießen, denn es waren Freuden- und Ehrenschüsse. Es war nur schade, daß Graf Zeppelin der Feier nicht beiwohnen konnte. Uebrigens ist derselbe seine Zeche vom 25. Juli 1870 nicht mehr schuldig, sondern hat sie schon am Tage nach der Schlacht von Wörth, den 7. August reichlich entrichtet.

Heute ist Graf Zeppelin General. Er erinnert sich aber noch mit Stolz an jene Tage und an seine Gegner. Als nach Jahren Gendarm Köhler sich seine Pension in Frankreich verdient hatte und sich in's Elsaß zurückziehen wollte, hat der Graf sich eifrig für ihn verwendet. Die zwei Briefe, die der General im Februar 1891 an seinen Gegner von 1870 richtete, legen Zeugnis ab, daß der tapfere Offizier nicht nur ein Kriegsheld ist, sondern daß auch ein edles Herz in seiner Brust schlägt.

Die ersten Soldaten.

Die feindliche Kavallerie war also auf dem Schirlenhof vernichtet und der vaterländische Boden von den Eindringlingen wieder befreit. Aber mit der Ruhe und Sicherheit, die wir bisher besessen hatten, war es vorbei. Auf allen Gemütern lag es nun wie in drückender Alp und die bange Frage ist jeden Abend auf aller Lippen: „Werden sie heute nacht über die Grenze kommen?“ Am Tage aber fragt der Kaspar den Peter und der Peter den Fritz, wo doch die Franzosen stecken möchten. Dagegen ist es von der Hungersnot in Preußen ganz still geworden. Es ist, als hätten die deutschen Dragoner unsichtbare Geister in’s Land gebracht, die alle Leute mit Schrecken erfüllten. Während unmittelbar nach der Kriegserklärung so laut von der Unüberwindlichkeit der Franzosen geredet wurde, fragte man jetzt im Flüsterton, ob sie denn nicht bald kommen würden. Da, endlich, eines schönen Morgens kommt der lange Daniel von Wörth herauf und verkündet überglücklich, ein ganzes Regiment Michele (so nannte man im Elsaß die Linientruppen) sei das Wörther Sträßchen heraufmarschiert und lagere am „Kohlweg“. Das geht wie ein Lauffeuer durch’s Dorf; die einen nehmen Brot, die anderen Wein, Fleisch, Butter u. s. w. und fliegen förmlich hinunter, um die Vaterlandsverteidiger zu erquicken. Eine wahre Gebelaune hat die Leute ergriffen. Jeder will das meiste beitragen, und Geber wie Nehmer sind überglücklich. Vorher hatten die

guten Infanteristen bei Niederbronn kampiert, und die dortigen Leutlein konnten, nachdem sie gethan hatten, was in ihren Kräften stand, schließlich nicht mehr für all' ihre Bedürfnisse aufkommen. Wie wohl war es ihnen nun, daß sie jetzt wieder so festlich bewirtet wurden. Es war nur schade, daß man sich nicht länger bei ihnen aufhalten konnte. Die Ernte war noch nicht völlig eingethan, man mußte wieder an die Arbeit. Nur wer gut Zeit hatte, der konnte bei ihnen stehen bleiben und sie fragen, wann's jetzt eigentlich losgehe oder was der Mac Mahon sage. Am längsten trieben sich die Schulbuben bei ihnen herum. Sie durften die Mützen aufsetzen und sogar einen Tornister auf den Buckel nehmen.

Mit den Rothosen zieht wieder ein anderer Geist in's Dorf ein. Waren wir gestern niedergeschlagen und verzagt, so sind wir heute wiederum mutig und trotzig, denn jetzt waren die Michele und die Chassepots in der Nähe und die Mitrailleusen samt dem Mac Mahon unterwegs. Was sollte uns da noch fehlen? Das waren ja die Götter, die uns in's gelobte Rheinland bringen sollten!

Am anderen Morgen brachen unsere Infanteristen wieder auf und marschierten nach der Pfaffenschlick zu. Eine schöne Truppe konnte man sie gerade nicht nennen. Sie zählte sowohl baumlange als auch ziemlich kleine Gestalten. Auch konnte man viele blasse Gesichter beobachten. Die schlechte Verpflegung, von der wir damals noch nichts wußten, hatte schon nachteilig auf sie eingewirkt. Man konnte es manchem in den Zügen lesen, daß er leidend und den Anstrengungen eines Feldzuges nicht gewachsen sei.

Zwei Tage später gab es neuen Jubel: „Drunten am Rebberg sind Zuaven angekommen!“ so berichtete die Schuljugend im ganzen Dorfe. Und siehe, wieder wetteifert alles, um sie zu bewirten. Ja, schon der Umstand, daß sie in der unmittelbaren Nähe des Dorfes sind, bringt es mit sich, daß noch viel mehr Leute hinströmen. Auch die Ernte, die dieses Jahr außerordentlich früh begonnen hatte, war jetzt beinahe vorüber. Man konnte sich also schon ein wenig Zeit nehmen und die sagenumwobenen Helden aus Afrika betrachten.

Das waren also die vielgerühmten Zuaven, die schon so manchen Strauß mit den Arabern bestanden hatten! Sie sahen höchst vergnügt aus, wozu auch unsere Weinkrüge beitragen mochten, und belohnten unsere Freigebigkeit mit den Worten: „Courage et n’ayez pas peur!“*) Diese Worte zünden wie das Feuer im Stroh: der Schrecken ist wie weggezaubert und wir haben alle einen grenzenlosen Mut. Die Kraftwörter fallen wie die Bomben nieder und verfehlen nirgends die zündende Wirkung. Wir trauen es den Zuaven zu, daß sie die Preußen schon klopfen werden. Jedes Wort, das sie sagen, gilt uns als ein Orakelspruch. Und was wissen die auch nicht alles zu erzählen! Sie sagen, es würde jetzt gar nicht mehr lange währen, so würde es losgehen und der Mac Mahon würde sie schon wieder zum Siege führen. Auch die Turko’s, erzählen sie, seien schon in Reichshofen und würden ebenfalls bald kommen.

Wie glücklich schätzen sich jetzt die, welche französisch verstehen. Diese unterhalten sich wer weiß wie lang mit

*) Mut! — Habt nur keine Angst!

den gut gelaunten Zuaven. Die Offiziere lassen alles ruhig geschehen und sind vergnügt über unsere patriotische Freigebigkeit. Der Brigadier hätte jetzt sicher nicht den Mut, einen von uns einen Preußen zu nennen. Er selbst macht heute auch ein fröhliches Gesicht, was ihm sonst nur bei einer Sonnenfinsternis passiert sein soll, und betrachtet wohlgefällig die Chassepotgewehre, die so vorteilhaft von dem seinigen abstachen. Dabei giebt er uns Erklärungen, die uns in gewaltiges Erstaunen setzten. „Die Chassepots gehen so und soviel Mal los in der Minute", und wir rechnen aus, daß so ein Zuavenregiment ein ganzes preußi- Armeekorps in einer Stunde zusammenschießen kann, wobei noch lange nicht alle Kugeln zu treffen brauchen. Dem Wächtersepp läuft dabei das Wasser im Munde zusammen und er setzt's dort einer Gruppe auseinander, wie die Franzosen an der Spitze der Zivilisation marschieren und in allen Dingen weit voraus sind, auch in Bezug auf die Gewehre, während die Preußen in allem weit zurück seien. Es herrschte dort nur der Adel, der nichts zu bezahlen brauche, während der kleine Mann nicht schnaufen könne. Der Fetterle-Schakob dagegen schildert in den schwärzesten Farben das große Elend, in das so ein armer Preuß' gerate, wenn er zum Krüppel geschossen werde. „Der erhält keinen Centime. Im besten Fall bekommt er einen Bettelschein, der ihm die Berechtigung giebt, im ganzen Land betteln zu dürfen. Da ist es in Frankreich ganz anders. Wenn man da zum Krüppel geschossen wird, bekommt man die schönste Pension, sodaß keiner zu darben braucht sein Lebenlang. Und das ist auch ein Grund, warum der Franzos so tapfer ist." Wenn er selbst noch jünger wäre,

wollte er wahrhaftig auch mitgehen, um die Preußen dreschen zu helfen. Bei einer anderen Gruppe steht der Schützen-Schorsch, der mehrere Jahre in Algier Soldat gewesen, und erkundigt sich, wie es zur Zeit drüben aussieht, und fragt, ob die Araber bald gut thun. Auch der Schmidt-Philipp, der ehemals bei den chasseurs à cheval war, erzählt von den Zuaven, wie das so gute Soldaten seien, auf die man sich schon vor 20 Jahren verlassen konnte. Der Gässel-Martin aber sagt, man solle sein Vertrauen nicht so sehr auf die Chassepots und auf den Mac Mahon setzen, sonst könnte uns unser Herrgott strafen, und es könnte „hinten hott"*) gehen. „Nur wenn der Franzos auf Gott vertraut, kann er nicht zu Schanden werden." Ungläubig lächelnd hören einige Martin's Predigt an und sagen, es sei dummes Zeug, zu denken, daß es „hinten hott" gehen könnte. „Der Franzos packt's ganz gewiß, und auf den Mac Mahon kann man sich verlassen, denn der versteht das Kriegführen aus dem ff!"

So politisiert alles. Selbst die Weibsleute sind davon angesteckt und hören zu. Einige vergessen es ganz, daß sie das Mittagessen über dem Feuer haben. Ja, die Jeanne d'Arc (ihr rechter Name ist mir gerade entfallen), die von jeher stark in der Politik war, kommt so in den Eifer, daß sie mit den Händen ficht, als hätte sie das Regiment zu kommandieren. Aber dennoch vermögen ihre Lobsprüche auf die Tapferkeit der Franzosen die Flecken-Fränz nicht dauernd zu fesseln. Es geht das über deren Horizont, und kaum hat sie vernommen, daß ein Elsässer

*) Landläufiger Ausdruck für „schief gehen".

bei den Zuaven sei, der deutsch reden könne, so fragt sie denselben, ob er den Langen-Schakob, der früher ihr Liebster war und jetzt auch bei den Zuaven dient, nirgends gesehen habe und wo der wohl stecken möge. Sie hätte gar zu gern gewußt, ob derselbe auch nach Lembach kommen werde.

Mittlerweile haben Buben Holz herbeigetragen. Nachdem die Soldaten den Lebensmitteln, die wir ihnen gebracht hatten, die gebührende Ehre erwiesen, kochten sie sich einen guten Kaffee, das einzige, was sie mitgebracht hatten. Ueber dem Holzsuchen machten einige Zuaven eine wichtige Entdeckung: an den Hecken umher lagen eine Menge Schnecken. Sie lasen dieselben zusammen und sagten uns, daß sie vortrefflich schmeckten, wenn sie gut zugerichtet seien. Ob dem so ist, kann der Erzähler nicht berichten. Er weiß nur, daß wir an jenem Tage alle so lang bei den Zuaven verweilten, daß unser eigenes Mittagessen darüber anbrannte.

Einquartierung im Dorfe und Verpflegung der Truppen.

Die Zuaven blieben nun bei uns bis zum nächsten Mittag. Dann marschierten sie der Grenze zu, gegen den „Fleckenstein“ und den „Gimplerhof“. Alles strömte an's Gemeindehaus, um sie abziehen zu sehen. Die Regimentsmusik spielte und erhöhte noch die freudige Stimmung. Manche der Vaterlandsverteidiger waren sonderbar maskiert. Sie hatten Hühner und Enten gekauft und sie lebendig auf den Tornistern festgebunden. Die Offiziere ließen sie gewähren, was allgemeine Heiterkeit erregte. „Vive la France! A bas la Prusse!“ so schallte es herüber und hinüber; die Begeisterung schlug in helle Flammen auf. Einige riefen uns zu, sie würden dem Bismarck jetzt bald den Kopf abschneiden. Armer Bismarck! Arme Preußen! Jetzt hat Euer letztes Stündlein geschlagen! Wir sind gewiß, daß, wo die Zuaven hinkommen, sie alles vor sich niederwerfen werden. So weit man sehen kann, wird ihnen nachgeschaut. Dann stellt man noch einige Betrachtungen darüber an, wie die Pfalz die längste Zeit nun bayerisch gewesen sei, und dann geht jeder wieder an seine Arbeit.

Von nun an gab es jeden Tag Abwechslung. Zunächst erhielten wir Einquartierung. Die Garden oder Grenzaufseher wurden auf mehrere Stunden Entfernung von der Grenze in Lembach zusammengezogen und bei den Bürgern einquartiert. Drunten am Gemeindehause hatten

sie täglich Appell und übten Gewehrgriffe. Dazu mochten dieselben sich wohl eignen, aber was sonst mit ihnen anzufangen war, wußte selbst der geniale Ducrot nicht. Denn nachdem sie zwei Tage hier zugebracht hatten, wurden sie nach Reichshofen und Niederbronn berufen, und nachdem sie auch dort zwei Tage herumgetrieben worden waren, schickte man sie alle wieder heim. Der ganze Hokuspokus konnte nur einen Einblick in die planlose Leitung der französischen Armee gewähren. Wenn man die Leute doch nicht brauchen konnte, wozu sprengte man sie denn vier Tage lang in der Welt herum? Und wenn man sie zu gebrauchen gedachte, warum sorgte man nicht wenigstens für ordentliche Gewehre? Sie hatten noch sämtlich Flinten aus der alten Zeit, die für die heutige Kriegsführung völlig unbrauchbar waren. Hätte man aus den Garden, die vor ihrem Dienstantritte als Grenzaufseher sieben Jahre aktiv gedient hatten, die jüngsten Jahrgänge herausgezogen, so hätten sie sich jedenfalls besser geeignet, unsere Mobilgardisten in Straßburg auszubilden, als der erste beste Bauernbursche, der zum Korporal gewählt wurde. Sofort bei der Kriegserklärung einberufen, hätten diese jüngeren Jahrgänge der Grenzaufseher und die Mobilgardisten immerhin ein ziemlich brauchbares Material abgegeben, um hinter Mauer und Wall zu kämpfen. Aber man war des Sieges zum voraus so gewiß, daß man in keiner Festung eine Besatzung nötig zu haben glaubte.

So war endlich der August gekommen. Die Ernte war inzwischen eingethan. Jetzt schien es auch nach unseren Begriffen Ernst werden zu wollen, denn es kamen jeden Tag Soldaten. Waren es auch nur wenige Regimenter,

so schienen uns dieselben doch zahlreich genug, um dem Feind den Einmarsch zu verwehren. Was versteht man doch von solchen Dingen, wenn man noch keinen Krieg erlebt hat! Zwei Mal kommt es vor, daß gerade das Mittagessen gekocht ist, als ein Trupp zum Dorfe einmarschiert und Rast macht. Jedermann ladet sie da zum Essen ein, und sie lassen sich's wohl schmecken. Bei ihrem Fortgehen belohnen sie unsere Freigebigkeit mit den Worten: „Merci monsieur, merci madame!", und mancher drückt uns die Hand, wodurch wir uns reichlicher entschädigt fühlten, als wenn sie uns mit einem Fünffrankenstück bezahlt hätten. Daß sie nichts mitbrachten, fanden wir ganz in der Ordnung. „Die Lebensmittel kommen nach", sagten sie, und wir dachten auch so. Aber am Abend waren sie noch nicht gekommen. Etwas Kaffee und Zucker hatten die Soldaten, und so kochen sich die einen Kaffee, während die anderen aus dem Lager ins Dorf kommen, um sich Eier, Speck, Fleisch, Milch, auch Wein und tausend andere Dinge zu kaufen. In den meisten Häusern wird ihnen nichts abgenommen. Man giebt reichlich und vertröstet sich mit dem Gedanken, daß die Lebensmittel morgen schon kommen werden. Der Morgen kam, aber die Lebensmittel blieben aus. Dagegen erschienen die hungrigen Soldaten wieder und verlangten, was sie tags zuvor auch begehrt hatten. Jedoch in manchem Haus ist der Eierkorb leer und das Weinfaß will nur noch bluten, wenn man es auf den Kopf stellt. Das Kaufen und Schenken geht nun lange nicht mehr so glatt. Einer schickt sie zum andern, und erst wenn sie wiederkommen und anhalten „pour l'amour de Dieu", da giebt man, was man nur halbwegs entbehren

kann: man zerteilt einen Schinken, giebt Brot, verkauft ihnen wenigstens einen Hahn, und endlich ist noch einmal für ihre Bedürfnisse gesorgt. Freilich mußten manche vom Morgen bis Mittag auf der Suche sein. Viele machten es auch einfacher: sie rissen auf den Kartoffeläckern die Kartoffeln aus und legten sie auf ein Kohlenfeuer. Das alles war jedoch nicht dazu angethan, unsere Einwohner bei guter Laune zu erhalten. Der Toni explizierte ihnen freilich, daß das in der ganzen Welt so sei, daß nämlich die vordersten Truppen keine Lebensmittel mit sich führen, damit sie ihnen der Feind nicht etwa abnehmen könne. Das war indessen für uns nur ein schwacher Trost.

Endlich wird wenigstens zum Teil Abhilfe geschafft. — Aus den Regimentern werden die Bäcker herausgenommen und den Bäckermeistern unserer Gemeinde beigegeben. Nun wird Tag und Nacht gebacken und der Hungersnot wird einigermaßen gewehrt. Aber nicht immer können sie den nötigen Brotbedarf decken, denn auch die Müller sind, obschon sie jetzt nur noch für das Militär mahlen dürfen, nicht immer imstande, die nötige Quantität Mehl zu liefern.

Noch schlechter als in unserer Gemeinde stand es mit der Verpflegung der Truppen bei Fröschweiler und Wörth. Dadurch, daß dort größere Truppenmassen zusammengezogen waren, mußte natürlich auch der Mangel größer sein, denn die Lebensmittel kamen zumeist aus nächster Nähe. Zwar hatten auch in Wörth die Bäcker den Auftrag, Tag und Nacht Brot zu backen, so viel sie nur konnten. Aber was wollte das heißen für die Tausende? Nachdem die Soldaten lange genug gehungert, geklagt, gebettelt und geschimpft hatten, wollte auch General Ducrot beim Bürgermeister

von Wörth über die Bäcker losziehen, daß sie nicht mehr fertig brächten. Aber derselbe gab ihm zur Antwort: „Herr General, ich war gestern in Hagenau und sah, daß die Militärbacköfen alle kalt waren. Wie kann man denn von den Bäckern eines Dorfes verlangen, daß sie das Brot für eine Armee liefern sollen?!“ Nun gab General Ducrot Befehl, daß in den Backöfen der Hagenauer Garnison Brot gebacken werde, und mehrere Wagen fuhren sofort nach Hagenau, um dasselbe dort in Empfang zu nehmen. Jedoch fehlte es an Mehl, und so wurde wieder nichts aus der ganzen Bäckerei. Die Fuhren kommen leer zurück und die guten Michele, Chasseurs und Zuaven hätten ganz ruhig noch einige Fasttage halten können, wenn der Maire von Wörth nicht auf eigene Faust Abhilfe geschafft hätte. Er hatte Mehl ausgekundschaftet, kaufte es auf Rechnung der Wörther Gemeinde und ließ bekannt machen, daß jeder Bürger sofort Mehl beim „Gustav“ holen und einen Backofen voll Brot für die Soldaten backen müsse. Diesem Befehl wurde Folge geleistet und ehe General Ducrot wußte, woher Brot nehmen für so viele Soldaten, hatten es die Wörther Weiber gebacken.

General Ducrot wurde nach der Schlacht vom 6. August zum Groß-Offizier der Ehrenlegion ernannt. Durch die Art und Weise, wie er seine Soldaten verpflegen ließ, hat er's nicht verdient. Der Ruhm persönlicher Tapferkeit soll den französischen Generälen nicht streitig gemacht werden. Aber es gehört für einen General doch noch mehr dazu, als gerade nur tapfer zu sein. Das ist gewiß auch mancher gemeine Soldat, den man deshalb doch noch lange nicht zum General befördert. Mag auch für die Ver-

pflegung in erster Linie das Kriegsministerium und die Intendantur verantwortlich sein, so hätten doch deutsche Generäle in ähnlicher Lage ganz anders für ihre Leute gesorgt. Kaum waren die Deutschen im Lande, so erhielt der Bürgermeister von Kleeburg Befehl, augenblicklich so und so viele Wagenladungen Wein in's Lager nach Ingolsheim, nach Sulz und sonst überall hinzubringen. Die wußten, wo der Pfeffer, aber auch wo der Wein wächst, und die Kleeburger, die denselben allerunterthänigst den Preußen und Bayern brachten, hätten ihn gewiß recht gern acht Tage vorher den Franzosen zugeführt. Die Preußen lachten sich später in's Fäustchen, daß die Franzosen die vielen Tausende Hektoliter Wein in Weißenburg's Umgebung für sie aufgespart hatten und selbst mittlerweile Wasser tranken. Zum Unterhalt der deutschen Truppen mußten Gemeinden aus mehreren Stunden im Umkreis Brot, Wein, Hafer u. s. w. herbeiführen, während die Franzosen stets von dem leben mußten, was sich gerade am Orte vorfand, wobei der Hunger meistens Küchenmeister war. Konnte ein einfacher Dorf-Bürgermeister zum Teil Abhilfe schaffen, wie wir das in Wörth gesehen haben, wie viel besser hätte das ein General, der doch im Kriege außerordentliche Vollmachten besitzt, thun können?! Aber leider geschah nur wenig für die Verpflegung der Mannschaften, und das wenige, was gethan wurde, geschah zu langsam. Bis Bäcker und Metzger auf dem Dorfe notdürftig für die Verpflegung eingerichtet waren, verstrich immer einige Zeit, während welcher der Soldat Mangel leiden mußte, was seinen Mut gewiß nicht erhöhen konnte.

Die erste Fahrt für's Vaterland!

Während ein Linien-Regiment und ein Jäger-Bataillon auf den Höhen kampierten, hatten zwei Batterien Artillerie in unmittelbarer Nähe der Häuser ihre Lagerstätte gefunden. Auch ein Regiment Husaren war durchgeritten und hatte auf den Wiesen bei Klimbach ein Lager bezogen. Es waren somit auch Pferde zu sehen, was für die Jugend ein doppelt wichtiges Ereignis war. Wie glücklich schätzte sich ein Junge, wenn die Pferde getränkt wurden und er auf einem „Soldatenroß" reiten durfte! Stundenlang standen die Dorfbuben an dem Hause der „Schlosser-Madlen" und bewunderten strahlend vor Glück die „Rösser" und konnten sich nicht satt sehen. Aber die guten Pferde waren dabei nicht so glücklich, denn sie konnten sich nicht satt fressen; ihnen ging es auch nicht besser als ihren Reitern; gegen sie war der Bauer nicht so freigebig. Die knappen Heuvorräte bei dem trockenen Sommer zwangen ihn zur Sparsamkeit; Hafer war überhaupt keiner mehr vom vorigen Sommer vorhanden. Der diesjährige aber stand meistens noch auf dem Halm, und es war vielleicht noch gar keiner eingethan, wenigstens war noch keiner gedroschen. Ich erinnere mich noch so gut, als ob es gestern erst gewesen wäre, wie drunten vor's „Kasper-Michels" ein Fourier mit einem immens großen Schimmel hielt vom Morgen bis Mittag und Hafer im ganzen Dorfe suchte, aber kein Pfund fand, obschon der Brigadier der Gendarmen

mit ihm in jedes Haus ging und explizierte, daß ganze Massen Hafer unterwegs wären, daß aber nur für den Augenblick nichts vorhanden sei. Der Schimmel senkte gar traurig den Kopf; er hätte lieber jetzt ein wenig gefressen, als auf den „massenhaften" gewartet.

Da aber der „massenhafte Hafer" nicht kommen wollte, mußte hierin Wandel geschafft werden, nachdem einige Zeit mit fruchtlosem Suchen zugebracht war. Unser Herr Maire ließ ortsüblich bekannt machen, jedermann habe augenblicklich seinen Hafer zu schneiden und einzuthun, denselben zu dreschen und dann auf's Gemeindehaus zu bringen. Um der Verkündigung sofort die nötige Kraft zu verleihen, bekleidete der Bürgermeister selbst, mit der blau-weiß-roten Schärpe um die Hüften, den Wächter. Jetzt war nicht mehr zu spaßen. Ob reif oder unreif wurde der Hafer zusammengehauen und gedroschen, und schon am anderen Tag wurden größere Mengen auf's Gemeindehaus gebracht und abgewogen. Sagt auch der Bauer, daß der Hafer unmittelbar nach der Ernte ungesund sei, so mochte er doch immerhin gesünder sein als gar keiner.

Kaum jedoch ist der erste Hafer abgeliefert, so werden auch schon mehrere Wagen requiriert, um ihn nach Klimbach zu fahren für das Husaren-Regiment, das dort kampierte. Auch der Erzähler darf in Begleitung des Bürgermeisters und des Lehrers, die sich das Lager in Klimbach ansehen wollen, mitfahren. Unser Wagen ist zum Teil mit Hafer und zum Teil mit Brot beladen. Das Brot war für die Infanteristen auf der „Pfaffenschlick" (einem Engpaß zwischen Sulz und Lembach) bestimmt. Mit Jubel wurden die Wagen in Klimbach begrüßt. Die Pferde

wieherten, die Soldaten lachten. Während die letzteren den Hafer abluden, unterhielten sich unser Maire und Lehrer Röhrig mit einigen Offizieren über die Dinge, die jetzt kommen sollten. „En deux mois nous serons à Berlin!“*) Das war der Hauptinhalt ihrer längeren Unterredung, der ich mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, bis ein paar Pferde sich losrissen und auf den Wiesen herumgaloppierten; in kurzer Zeit gelang es, sie wieder einzufangen. Die Pferde waren meistens weiße Araberpferde, deren lange Schwänze fast den Boden berührten. Sie waren fast durchweg leichter, als wir sie später bei der deutschen Kavallerie beobachten konnten. Auch sahen sie etwas mager aus, was wohl damit zusammenhing, daß sie wegen des großen Futtermangels, der zu Anfang des trockenen Sommers von 1870 herrschte, auf schwächere Rationen gesetzt worden waren.

Nach etwa einstündigem Aufenthalt ging es der Pfaffenschlick zu. Der Herr Maire nebst dem Schulmeister kehrten wieder nach Lembach zurück, und ich mußte allein fahren, da auch die anderen Fuhren in Klimbach umkehrten. Es war furchtbar heiß; dicke Wolken stiegen im Westen auf. Als ich am Bestimmungsort angekommen war, saßen die Offiziere gerade beim Essen, und zwar an einem Tische, der um die steinerne Ruhebank hergerichtet war. Wie sie den Brotwagen sahen, kam einer auf mich zu und frug, warum das Brot heute von Klimbach komme. Ich gab zur Antwort, daß ich zugleich Hafer für die Husaren in Klimbach mitgenommen hätte, worauf er mir zu warten

*) In zwei Monaten sind wir in Berlin!

gebot, bis sie gegessen hätten. Ich hatte währenddem Zeit, das Zeltlager um mich herum zu betrachten sowie in der Ferne die Schanzen zu sehen, die sie auf dem „Sulzer Kopf" aufwarfen und die jedenfalls bestimmt sein sollten, die Pfaffenschlick zu sperren, wenn die Preußen es etwa wagen sollten, hier durchzubrechen.

Als die Herren die Tafel aufgehoben hatten, wurde mit dem Abzählen des Brotes begonnen. Aber jetzt war es mit ihrer Freundlichkeit vorbei. Es reichte gerade für die Suppe, und da es ihnen schon öfter vorgekommen war, daß sie das gehörige Quantum nicht erhalten hatten, so kannte ihr Zorn keine Grenzen mehr und sie schimpften und fluchten, daß ich an Armen und Beinen zitterte. Zuerst wurde der Fourier gerufen; als derselbe seine Unschuld beteuert hatte, zog man über die Bäcker los, die das Glück hatten, nichts davon zu hören, während ich dastand und alles mit anhören mußte. Dabei wurde ich so grimmig angeschrieen, als ob ich auch schuld an ihrer schlechten Verpflegung sei. Gerne hätte ich mich aus dem Staube gemacht, wenn mir zuhause nicht anbefohlen worden wäre, ja nicht heimzukommen, ohne die Gutscheine für die Bäcker mitzubringen. Aber gerade damit pressierte es den Offizieren nicht, obschon die Blitze zuckten und ein furchtbares Gewitter sich zu entladen drohte. Ich mußte warten, bis sich ihr erster Zorn gelegt hatte. Erst dann schrieb einer der Herren die verschiedenen „Bons" für die Bäcker, die er mir mit finsterem Blick hinwarf.

In diesem Augenblicke fielen die ersten großen Tropfen. Die Soldaten schlüpften unter ihre Zelte, und der Erzähler trabte der Heimat zu. Es donnerte und blitzte unaufhörlich

und der Regen floß in Strömen. Noch ehe der Pfaffenbronner Hof erreicht war, hatte ich keinen trockenen Faden mehr an mir. Da das Gewitter immer noch anhielt, kehrte ich daselbst ein, zog andere Kleider an und trocknete die Gutscheine, die vom Regen ganz aufgeweicht waren. Gegen Abend kam ich endlich zuhause an, übel belohnt für die ersten, dem Vaterland geleisteten Dienste.

Einige Tage später, am 5. August, sah ich die Offiziere, denen ich das Brot auf die Pfaffenschlick zugefahren hatte, auf ihrem Rückzug nach Fröschweiler an unseren Fenstern vorbeieilen. Ihr Blick war noch finsterer. Er schien zu sagen: „Es fehlte uns stets an allem, es fehlt uns noch! Wir sind verloren!"

In diesen Tagen (am 2. August) mußten auch unsere „Moblots" (Mobilgardisten) Abschied nehmen von Eltern und Geschwistern. Obschon die Eltern es jeden Tag hören konnten, daß ihre Söhne nichts zu riskieren hätten, da sie ja in die festen Städte kämen, fällt der Abschied doch schwer. Zum gutgefüllten Portemonnaie, wozu alle Vettern und Basen reichlich beisteuerten, bekamen unsere Mobilgardisten noch die Ermahnungen und den Segen der Eltern mit. Mancher von ihnen ist schon verheiratet und hat Weib und Kind. Da ist der Abschied noch schwerer. Ein letzter Kuß noch, und sie haben sich losgerissen: „Scheiden und meiden thut weh!"

Am Vormittag des 4. August.

S'ist heute der 4. August! Schön wie alle Tage ist die Sonne am Himmel aufgegangen, und früh sind wir auf den Beinen, denn nun giebts mehr zu sehen und zu hören, als nur ein Mensch sich denken kann. Selbst ein General (de Bernice) residiert jetzt drunten im Gasthof „Zum Lamm", und gestern ist der Koch des Generals Ducrot gekommen und hat Hähnchen und Täubchen mitgebracht, um sie drunten in der Küche des Herrn Maire zuzurichten. General Ducrot selbst aber wird heute noch mit zwei Regimentern von Fröschweiler bei uns eintreffen.

„Es geht jetzt los!" hörst Du überall aussprechen, und wir sind in der rosigsten Stimmung. Gestern erzählte man uns, die Franzosen seien bei Saarbrücken über die Grenze gegangen und die Preußen wagten sich kaum zu mucksen. Die Franzosen aber hätten die Stadt eingenommen, und es ginge jetzt vorwärts. Wenn es dort vorwärts geht, so kann es auch hier nicht fehlen, ist die allgemeine Ansicht.

Schon um 8 Uhr erscheint General Ducrot mit dem 76. und 78. Linien-Regiment. Vor dem Hause unseres Bürgermeisters wechselt er einige Worte mit demselben, sagt, daß er das Lager in Augenschein nehmen wolle und dann bei ihm frühstücken werde. Er führt hierauf die Truppen vor's Dorf hinaus, wo sie ein Lager beziehen. Gruppenweise steht man beisammen und sieht sie defilieren. Noch lebhafter als diesen Morgen wird nun das Gespräch.

Den Hauptstoff bildet natürlich wieder die Einnahme von Saarbrücken. „Hab' ich's Euch nicht gesagt, daß sie „Fersengeld" geben, wenn die Franzosen kommen?" sagt der Brigadier mit triumphierendem Lächeln. „Die wagen gar nicht, eine Schlacht auf freiem Felde anzunehmen", bemerkt der Toni. „Die retirieren sich in die Festungen; aber das macht dem Napoleon nix. Er geht gerade auf Berlin los und läßt sie in den Festungen aushungern." Ein anderer wieder sagt, daß es in der Zeitung stehe, der kaiserliche Prinz habe sich bei Saarbrücken rühmlich ausgezeichnet und sogar eine Kanone losgeknallt, worauf noch mehrere andere es offen aussprechen, daß der auch das Zeug zu einem rechten Napoleon in sich habe. So vergeht eine halbe Stunde mit Erzählen, mit D'reinschlagen und mit dem Marsch nach Berlin. Auch der Erzähler konnte sich kaum satt hören; aber ehe alles ausgeredet war, mußte er heim, denn in dieser Zeit pflegten viele Soldaten in sein elterliches Haus zu kommen, bei welcher Gelegenheit er den Dolmetscher machen mußte.

Einige der Soldaten saßen schon am Tisch und ließen sich Essen und Trinken munden. Sie waren mir von gestern bereits bekannt und streckten mir die Hand entgegen mit der Frage, wo ich so lange geblieben sei. Ich erzählte ihnen als Antwort, was ich alles gesehen und gehört habe. Auf meine Frage, ob es hier auch bald losgehen werde, geben sie zur Antwort, es würde keine zwei Tage mehr währen, so würde es auch hier zur Schlacht kommen, denn der Feind sei ganz in der Nähe. Erschrocken fahren wir zusammen. „Was? Bei uns eine Schlacht? Das wird doch nicht der Fall sein!"

Wie egoistisch ist doch das Menschenherz! Man wartet begierig auf Siegesnachrichten. Daß aber ein Sieg in unserer unmittelbaren Nähe sollte erfochten werden, bei Gefährdung unseres eigenen Herdes oder gar des eigenen Lebens, das möchte man um keinen Preis. Daß den Preußen und den Bayern die Häuser über den Köpfen zusammengeschossen werden, an diesen Gedanken hat man sich seit Wochen gewöhnt. Aber daß bei uns so etwas geschehen könnte, kam uns so unerwartet, daß wir förmlich erschreckt zusammenfuhren. Doch wir faßten uns wieder und sagten, bei uns sei das nicht denkbar. Das enge Thal von Schönau herab sei viel zu gefährlich, als daß die Bayern es wagen würden, da hereinzubrechen. Die Soldaten aber blieben dabei, es ginge etwas vor, denn keiner durfte heute ohne besondere Erlaubnis das Lager verlassen. Auch daß General Ducrot schon so früh mit zwei Regimentern gekommen sei, schien ihnen bedeutungsvoll. Sie bitten noch, wir möchten ihnen schnell ihre Feldflaschen füllen, denn sie dürften sich nicht mehr länger aufhalten. Wir entsprachen ihrem Wunsche. Es ist halb zehn Uhr. Da fliegt wie ein Pfeil ein Husar vor dem Fenster vorbei. „L'ennemi est là!“ rufen alle wie aus einem Munde, und ohne ein Wort mehr zu verlieren, rennen sie im Laufschritt zu Thür und Thor hinaus.

Wir stehen da wie vom Blitz getroffen! „Was, der Feind ist da?“ So haben sie gesagt. „Wo ist er aber? ...“ Man weiß es nicht. Man weiß nicht, wo einem der Kopf steht ... Vor einer Viertelstunde noch so siegesgewiß, und jetzt soll der Feind da sein?! ... „Gott im Himmel sei uns gnädig!“ Wir gehen auf die Straße. „Ist es wahr,

daß der Feind da ist?" Niemand will etwas davon wissen. Wir schauen nach der „Gaesselsklamm" hinauf in's Lager. Man bemerkt darin eine gewisse Unruhe. Es währt noch drei Minuten, da bläst's Alarm. Adjutanten jagen nach allen Richtungen auseinander. Man sieht die Soldaten die Kochgeschirre umschütten, die Artilleristen die Pferde anspannen. Schon marschiert ein Linien-Regiment quer über die Felder gegen die Weißenburger Straße. Nun jagt auch die Artillerie durch die „Schlappengasse" hindurch. Alles ist in fieberhafter Aufregung. Der Völkerkampf wird beginnen. Wo ist die Wahlstatt, wer wird siegen?

„Zu Wisseburk, zu Wisseburk (Weißenburg) sinn se an'ander!" So hört man jetzt auf allen Seiten rufen. Welche Aufregung! Im ganzen Oberdorf strömt man dem Ausgang des Dorfes zu, um etwas zu sehen und zu hören. Dort kann man die französischen Truppen von der „Gaesselsklamm", vom „Krummenacker" und vom „Allmendacker" herabsteigen sehen. Sie überschreiten das „Heimbächel", um die Weißenburger Straße zu gewinnen. Das Gepäck lassen sie liegen. Man sieht es an ihrem schnellen Schritt, daß sie sich ihrer Aufgabe wohl bewußt sind. Sie wissen, daß, wenn sie zu spät kämen, es für immer zu spät sein könnte. So ziehet denn hin, ihr wackeren Streiter, und vergießet heute Euer Blut zur Rettung des Vaterlandes!

Einige Truppen bleiben noch zurück. Auch die Artillerie ist nur zum Teil nach Weißenburg abgefahren. Auf einmal kommt der Hohle-Peter und sagt: „Der Ducrot hat Kanonen auf das „Galgenfeld" fahren lassen. Sie sind gerade gegen das Dorf gerichtet." Wir laufen vor's Dorf hinaus und schauen. Wahrhaftig, der Peter hat recht! Was

hat das zu bedeuten? ... Wir haben es bald herausgefunden, denn wir verstehen auch etwas von Strategie. Die sind gerüstet, daß, wenn die Preußen jetzt von Nothweiler über Wingen her oder von Schönau herabkämen, sie ihnen sofort das Lebenslicht ausblasen können.

Unter den vielen, die da beieinander stehen und mit Worten dreinschlagen, können wir sofort drei Gruppen unterscheiden. Da sind im Zentrum die „Mordfranzosen“. Denen lacht jedesmal das Herz, wenn sie den dumpfen Donner der Kanonen vernehmen, was aber wegen der Berge, die zwischen uns und dem Schlachtfeld lagen, nur selten der Fall war. „Jetzt kriegen sie, die verfluchten Preußen! Der Ducrot läßt keinen die Scherhohl herauf. Sie werden vernichtet. Der Franzos muß es packen!“ So ungefähr lauten die Kraftwörter. Daneben stehen die Gemäßigten. Auch sie haben die besten Hoffnungen. Sie sagen: „Die Franzosen werden schon siegen, denn sie sind mutig und haben eine gute Stellung. Die Weißenburger Linien haben jedenfalls auch heute noch einen Wert. Und daß General Ducrot jetzt zur Hilfe eilt, muß das Schlachtenglück auf Frankreichs Seite reißen. So hat Mac Mahon auch durch sein rechtzeitiges Erscheinen bei Magenta den Sieg herbeigeführt. Heute wird ihn Ducrot entscheiden.“ Weiterhin giebt es noch ein Häuflein Verzagter. „Herr Jesses, sie kommen, sie kommen! O, wie wird's uns gehen! ... Unser Herr Gott im Himmel soll uns gnädig sein! ...“ Hauptsächlich sind es ein paar Weiber, die so reden. Aber der Toni schaut all' die Aengstlichen an wie Missethäter und sagt, sie seien keine rechten Franzosen, sonst könnten sie nicht so dumm babbeln (reden). Trotzdem wollen

auch sie gute Franzosen sein und sagen dem Toni, er wäre auch nicht der Gescheiteste, denn vor einer Stunde hätte er noch behauptet, die Preußen würden gar nicht wagen, eine offene Schlacht anzunehmen, und jetzt seien diese sogar über die Grenze gekommen. In diesem Augenblick wird ein Reiter sichtbar. Er saust im Galopp an uns vorbei und, obgleich wir Mund und Nase aufsperren und gerne gewußt hätten, wie es aussehe, nimmt er keine Notiz von unserer Neugierde und schüttelt auf unser Rufen bloß den Kopf. Eine Minute später steht er vor General Ducrot, der im Gasthof „Zum Lamm" unruhig im Hofe auf und abgeht und ungeduldig die Depeschen erwartet. Er überfliegt schnell die Zeilen, schreibt einige Worte, und der Reiter jagt wieder zurück. Nun besteigt auch General Ducrot sein Pferd. „Könnte das Gefecht eine schlimme Wendung nehmen?" fragte ihn noch der Hotelbesitzer, Herr Schiellein-Licht. Der General erwidert: „Laissez les venir, nous les raglerons. (Laßt sie kommen, wir vernichten sie!)

General Ducrot jagt nunmehr auf's Galgenfeld, und wir sehen die Kanoniere abfahren. Sie sprengen die Hohl herunter, und schon sagen ein paar Kriegskundige, sie würden in's Bayerische, nach Hirschthal, eilen und hinten herum kommen, damit kein einziger Feind davon käme. Aber am Kreuz schwenken sie rechts und sausen auf der Weißenburger Straße an uns vorbei. Auch das Jäger-Bataillon, das noch drunten am Heimbächel lagert, marschiert jetzt ab. „Da geht's heiß her", sagen einige, „sonst müßten nicht alle zur Hilfe abmarschieren. Der Feind muß jedenfalls stark sein!" — „Es macht aber nix", sprechen ein paar Mordfranzosen. „Eine Mitrailleuse kann auf

einmal hundert Mann töten, und wenn sie eine Million stark sind, kommt doch keiner der Preußen die Scherhohl herauf, sie müssen doch wieder umkehren. Der Franzos kann's nicht verlieren! . . ." Die Redeschlacht hat jetzt ihren Höhepunkt erreicht. Die schwersten Wort-Geschütze werden in's Feld geführt. Der Sieg wird den Feinden so entschieden abgesprochen, daß, wenn sie's gehört hätten, sie jedenfalls umgekehrt wären. Wer in diesem Augenblicke einen Zweifel am Gelingen des Kampfes aussprechen wollte, er würde von den Siegespropheten zermalmt werden. Es ist, als ob der Sieg ganz von unseren Kraftwörtern abhängen würde. Zum Glück kommt jetzt auch noch der Brigadier hinzu. Der Sieg wird dadurch noch gewisser! „Die Zuaven sind vom Gimplerhof und dem Fleckenstein aufgebrochen und gehen hinten herum. Der Garden-Meßmer zeigt ihnen den Weg. Die Preußen werden umgangen; sie werden erdrückt und gefangen. Es kommt kein Mann davon . . ."

Während aber so debattiert wird, kommt der Marte-Jörg. Er wollte heute morgen nach der Stadt gehen. Wie er jedoch unten an die Scherhohl kam, fing es auf einmal an, auf den Schweigener Höhen zu krachen. Kaum hat er es gehört und das Feuer der Kanonen gesehen, da eilt er auch schon, so schnell ihn seine Füße tragen, wieder zurück und erst auf dem Heidenbuckel, wo er ziemlich sicher ist, bleibt er eine Weile stehen, um genauere Umschau zu halten. Er hört es krachen und krachen. Er meint jetzt auch, in Weißenburg Rauch aufsteigen zu sehen. Jedenfalls haben sie da Gebäude in Brand geschossen. Es überfällt ihn nun große Angst und er läßt sich kein Gras mehr unter den

Füßen wachsen: er läuft hurtig zurück. In Klimbach begegnen ihm die Michele, die zur Unterstützung der Division Douay nach dem Kampfplatz eilten. Jetzt stand er vor uns und erzählte, was er gesehen und gehört hatte. Ein paar Weiber, deren Männer oder Verwandte heute morgen auch nach der Stadt gegangen waren, fingen nun an, überlaut zu heulen. Der Toni aber wurde ganz rasend und schimpfte über die Mordbrenner. Er schrie, das würde der Franzos nie thun, daß er den Bürgern die Häuser über dem Kopf zusammenbrenne. „Das muß dem Preuß' eingetränkt werden! Er soll die Bürger in Frieden lassen! Der hat auch gar keine Religion!"

Wer weiß, zu welchen Wutausbrüchen der Patriotismus sich noch verstiegen hätte, wenn nicht ein Husar in diesem Augenblick wieder an uns vorbeigesprengt wäre, von dem wir so gerne erfahren hätten, ob die Schlacht bald zu Ende sei. Der Herr Bauer, den man im ganzen Dorf nur den Onkel nannte und der auf der Insel Martinique dem Vaterland lange Jahre gedient hatte, rief aus Leibeskräften auf französisch, ob die Schlacht bald entschieden sei. Aber auch dieser Husar kümmert sich nicht im geringsten um unsere Neugierde und jagt vorbei bis „ans Kehr". Dort stürzt sein Pferd und wir meinten nicht anders, als er hätte Arm und Bein gebrochen. Wir eilten an die Unglücksstätte. Er hatte zum Glück nur Hautschürfungen davongetragen. Der Erzähler holt ihm einen Schoppen und der Onkel fragt ihn, wie die Sachen in Weißenburg stünden. Er antwortet: „Ça va mal; le général Douay est mort et l'ennemi est trop fort!" Wir fahren zusammen: „Was, es geht schlecht?! General Douay ist tot und der

Feind ist zu stark?!" Wer hätte das für möglch gehalten? So klar und einfach aber auch die Nachricht ist, so erzielt sie dennoch eine dreifache Wirkung. Die einen werden noch rasender. „Sie müssen's doch verlieren!" sagen sie. „Der Franzos muß es doch gewinnen! Wenn auch der Douay tot ist, so ist jetzt der Ducrot dabei. Unser Herrgott kann es nicht zugeben, daß es der Franzos verliert!" Die Vernünftigen aber werden jetzt besorgt. Wohl hoffen sie auch noch, daß General Ducrot siegen werde. Aber es macht ihnen Bedenken, daß der Husar die Worte gesprochen hat, der Feind sei zu stark. Der Onkel will in's klare kommen. Er sagt, er gehe auf die Scherhohl. Von dort kann man weit sehen. Auch möchte er etwas von seinem Bruder erfahren, der heute morgen ebenfalls nach der Stadt gegangen war. Die Verzagten dagegen wollen nun verzweifeln; man kann ihnen den Schrecken in den Gesichtern lesen.

In diesem Augenblick fährt der Herr Maire mit seinem Char-à-bancs an uns vorbei, um die Verwundeten, die in Klimbach vom Schlachtfelde eintreffen würden, zu verbinden. Der Onkel kann somit aufsitzen und bis Klimbach mitfahren.

Der Kreis lichtet sich. Der Brigadier kommt zum zweitenmal und gebietet den wenigen Bauern, die noch da sind, anzuspannen und den Truppen das Gepäck nachzuführen. Im Flecken drunten haben sie schon angespannt, ja zum Teil die Wagen schon beladen. „Wenn der Ducrot nicht wüßte, daß er siegen würde, ließe er sich das Gepäck nicht nachbringen", sagte der Brigadier. Einige stimmen zu. Der Kreis löst sich jedoch nun vollständig auf.

Während wir so am Ausgang des Dorfes den Redekampf für's Vaterland kämpften, daß wir beinahe das

Mittagessen darüber vergaßen, befanden sich Frau Doktor Bierck, die Gattin unseres Herrn Maire, samt dem Koch des Generals Ducrot in fieberhafter Thätigkeit, um ein solennes Frühstück zu bereiten. Herr Bierck wollte es bei der Bewirtung des hohen Gastes an nichts fehlen lassen. Aber leider brodelte es umsonst in allen Pfannen, und die Hähnchen sollten ihr Blut diesmal nicht für den General vergossen haben. An dem Gebackenen aber sollten sich am anderen Tage die bayerischen Offiziere gütlich thun. Bis zu der Stunde, wo das Frühstück stattfinden sollte, war General Ducrot schon auf der Scherhohl. Wenn man anfangs auch noch hoffte, man könnte mit dem Frühstück warten, bis eine Siegesdepesche eingetroffen sei, so mußte auch diese Hoffnung bald zerrinnen. Denn statt der erhofften Siegesbotschaft traf um Mittag der Befehl des Generals ein, der Herr Maire, Doktor Bierck, solle sich nach Klimbach begeben, um die Verwundeten zu verbinden, dem er auch, wie wir schon gesehen haben, sofort nachkam. Dort waltete er bis nachts um 10 Uhr mit einem Regimentsarzt seines schweren Amtes. Es kamen bis zum Abend etwa 70 Verwundete an, zum großen Teil Turko's, die beim Weißenburger Bahnhof gekämpft hatten.

Vor seinem Weggang befahl Herr Bierck noch dem Brigadier der Gendarmen, dafür zu sorgen, daß das Gepäck den Truppen auf die Scherhohl nachgeführt werde. Da mußte alles anspannen und es half keine Ausrede. Der Brigadier war unerbittlich und rannte Dorf auf und ab, um die Saumseligen anzutreiben. Endlich waren alle Fuhren im Dienste des Vaterlandes thätig, und unsere Bauern fuhren klopfenden Herzens der Scherhohl zu. Aber

schon unterhalb Klimbach begegnete ihnen ein Adjutant des Generals und überbrachte den Befehl, nach Fröschweiler zu fahren. Fragend sahen sie einander an. „Uff Fröschwiller?... Ei, verliert's denn der Franzos?!“... Sie sind von bangen Ahnungen erfüllt. Zum Unglück kommt auch noch ein Klimbacher zu ihnen und sagt, daß Weißenburg an allen Ecken in Flammen stehe. War auch die Nachricht übertrieben, so wurde sie deshalb doch fest geglaubt und vermehrte den Schrecken. „Unser Herrgott soll uns gnädig sein!“ rufen alle, während sie umkehren. Der Marte-Jörg spricht sogar im Vertrauen zu einem, man hätte die „Kriegerei“ sollen bleiben lassen, dann hätte man auch die Finger nicht verbrannt. Gegen fünf Uhr sind endlich alle unsere Fuhrleute wieder zurückgekehrt. Sie füttern dann ihr Vieh, um in der Nacht noch nach Fröschweiler zu fahren.

Am Abend kamen ein paar Flüchtlinge an, die an der Schlacht teilgenommen hatten. Die sprechen drunten in der „Sonne“ das große Wort aus: „La bataille est perdue!“ Sie wußten nicht, daß man so etwas nicht sagen durfte. Der Brigadier Hecker hörte es und wurde ganz rasend: „Es ist nicht wahr! Ihr seid Lügner! Ihr seid Feiglinge! Ihr seid keine Franzosen!“ Man hört wahrhaftig das Gekreische auf der Straße. Wenn er traute, würde er sie niederstechen. Aber mochte er auch noch so poltern, die Soldaten bleiben dabei: „Die Schlacht ist verloren!“ Bald wird's im ganzen Dorf ausgesprochen und bringt Schrecken und Entsetzen in die Gemüter. Nur der Brigadier und noch ein paar andere, die ebenso fest überzeugt sind, daß unser Herrgott es nicht zulassen kann, daß

es der Franzos verliert, glauben's noch nicht. Es ist merkwürdig, wie weit sich ein krankhafter Patriotismus verirren kann!

In der Nacht kommt endlich auch der zehnjährige Knabe unseres Boten, der heute statt seines Vaters nach der Stadt gefahren war, zurück. Auch der Onkel kehrt von seiner Untersuchungsreise heim. Sein Bruder war schon vorher zurückgekehrt. Unser Herr Maire, Dr. Bierck, trifft nach 10 Uhr ein. Auf seinem Char-à-bancs liegt ein verwundeter Turkokapitän. Alle, alle bestätigen es: „Die Schlacht ist verloren, der Feind ist zu mächtig!"

Nun werden auch die Unüberwindlichen still. Sie können es nicht mehr leugnen und wollen verzweifeln. Etwa um zehn Uhr kommt eine Abteilung Husaren und nach ihnen ein Regiment Turkos, das an der Schlacht teilgenommen hatte. Damit hatte der Rückzug der Franzosen begonnen. Ehe wir uns aber mit demselben beschäftigen, müssen wir auch einen Blick auf die Schlacht von Weißenburg werfen. Liegt es auch dem Erzähler fern, eine Kriegsgeschichte schreiben zu wollen, so muß doch der Vollständigkeit halber ein kleines Bild von der Schlacht in diesen Blättern sich vorfinden.

Die Division Douay vor der Schlacht.

Am 2. August erhielt General Douay in Hagenau vom Marschall Mac Mahon den Befehl, sich am 3. mit seiner Division von Hagenau nach Sulz u. Wald und am 4. nach Weißenburg zu begeben. In einer zweiten, nach Mitternacht aufgegebenen Depesche wurde dieser Befehl dahin geändert, den Marsch nach Weißenburg schon am 3. August zu vollenden und in der Umgebung von Weißenburg Stellung zu nehmen. Zugleich wurde General Douay dem General Ducrot unterstellt und letzterer ermächtigt, gewisse Aenderungen in den von Mac Mahon für die Division Douay vorgeschlagenen Positionen zu machen, wenn er es für nötig erachte, da ihm das Terrain bei Weißenburg am besten bekannt wäre.

Während nun Mac Mahon Weißenburg zum Hauptquartier ausersehen hatte und die Infanterie in Weißenburg, Weiler und Altenstadt, die Kavallerie aber auf dem Geisberg placieren wollte, befahl General Ducrot, daß nur ein Bataillon Linientruppen nach Weißenburg, das Gros der Infanterie aber auf den Geisberg verlegt werden sollte. Die Kavallerie sollte noch weiter südöstlich kampieren. Auch sollte das Hauptquartier nicht in Weißenburg, sondern in einer rückwärts gelegenen Gemeinde sich befinden. Daß General Ducrot diese Aenderungen traf, war für die Division Douay vom höchsten Wert. Denn wäre sie in die von Mac Mahon bezeichnete Stellung eingerückt, so

wäre die genannte Division am 4. August der völligen Vernichtung anheimgefallen. Dies verhütet zu haben, ist General Ducrot's Verdienst.

Während die Division Douay von Hagenau nach Weißenburg vorgeschoben wurde, rückte das Gros der Division Ducrot am 3. August von Reichshofen nach Lembach und Klimbach, um Fühlung mit der Division Douay zu haben, diese nötigenfalls zu unterstützen oder auch ihren Rückzug zu sichern, falls sie mit überlegenen Kräften angegriffen werden sollte. Nach General Ducrot (Wissembourg, Réponse du Général Ducrot à l'état major allemand) geschah diese Vorwärtsbewegung, nur weil die Intendantur sich außerstande erklärte — und es auch kläglich bewies —, die Lebensmittel für die Truppen bei Fröschweiler und Reichshofen zu beschaffen, wenn sie alle dort konzentriert sein würden. Bei Weißenburg glaubte sie dies thun zu können, da dort die nötigen Backöfen und Magazine vorhanden waren. „Nachdem wir," sagt General Ducrot wörtlich, „dem Marschall Mac Mahon dies mitgeteilt hatten, verfügte der letztere die Vorwärtsbewegung der ersten und zweiten Division nach der Grenze". Statt zu dem einfachen Mittel zu greifen, die erforderlichen Mengen Brot in Weißenburg herzustellen und sie nach Fröschweiler und Reichshofen zu transportieren, wozu man die nötigen Fuhren hätte requirieren können, griff man zu dem gefährlicheren, die Division Douay an die Grenze voranzuschieben und sie so in eine sehr gefährdete Stellung zu bringen. Daß dadurch die Verpflegung der Truppen eine bessere geworden wäre, möchte stark zu bezweifeln sein. Denn es waren in Hagenau mindestens ebensoviele Oefen als in Weißenburg

und von Hagenau hätte man sogar auch die Eisenbahn zur Verfügung gehabt, um Lebensmittel nach Reichshofen zu schaffen.

Auf seinem Marsch nach Weißenburg machte Gendarm Köhler von Lauterburg dem General Douay in Sulz unterm Wald die Mitteilung, daß bei Landau und im Bienwald sich ein deutsches Heer von mindestens 80000 Mann sammle, und somit die Grenze sehr gefährdet sei. General Douay hielt dies für unrichtig, zumal da seit dem Patrouillenritt des Grafen Zeppelin die geängstigten Grenzbewohner schon öfters von feindlichen Armeen an der bayerischen Grenze berichtet hatten. Er kanzelte sogar den Ueberbringer der Mitteilung, die diesmal ganz richtig war, derb ab. Ueberhaupt befanden sich die Kommandeure der ersten und zweiten Division in der größten Sicherheit und wähnten, weil die Franzosen in ihren Rüstungen noch so außerordentlich im Rückstand waren, es wären die „langsamen" Bayern und Preußen mit den ihrigen noch viel weiter zurück. Am letzten Juli sagte General Ducrot unserem Herrn Maire in Lembach, daß er am 4. August zu ihm in's Quartier kommen und zehn Tage bei ihm bleiben werde. Er setzte also voraus, daß auch die Deutschen noch lange nichts vornehmen würden. Am 3. August schrieb er noch an General Douay: „Der Feind ist noch nicht so zahlreich an der Grenze, um etwas Ernstes ausführen zu können." Da jedoch der Unterpräfekt von Weißenburg an den Marschall Mac Mahon ebenfalls beunruhigende Depeschen einsandte, wurde dieser völlig aus seiner Sicherheit aufgeschreckt und wies General Douay an, sich gefaßt zu halten, in den nächsten Tagen mit überlegenen Kräften angegriffen zu werden. Am

4. August telegraphierte er ihm schon wieder um 5 Uhr 27 Minuten, ob er diesen Morgen noch keine Erkundigungen über die Bewegung des Feindes eingezogen habe. Zum Schluß befiehlt er ihm noch, sehr auf der Hut zu sein und auch General Ducrot zu warnen. Zwei Stunden darauf sandte Mac Mahon wiederum eine Depesche ab, daß er selbst nach Weißenburg kommen werde.

Am Abend vorher, am 3. August, war General Douay in die vom General Ducrot angewiesenen Positionen eingerückt. Er selbst hatte sein Hauptquartier in Steinselz genommen. Das Gros seiner Truppen lagerte auf den Höhen des Geisberges, drei Bataillone gegen die Scherhohl zu, um die Verbindung mit General Ducrot aufrecht zu halten; ein Bataillon hatte mit sinkender Nacht in Weißenburg selbst Quartier genommen. Ein Bataillon Jäger und ein Linienbataillon mußte er in Selz kampieren lassen, um die dortige Gegend zu bewachen und einer Umgehung vorzubeugen. Die Kavallerie-Brigade von Septeuil befand sich in Riedselz.

Dem General Douay war das Terrain völlig unbekannt, als er ankam. Dabei führte er nicht einmal eine einzige Karte mit, um sich orientieren zu können. Ambulanzen und Transportwagen fehlten ebenfalls gänzlich. Die Verpflegung der Truppen sollte erst wieder einmal in's Leben gerufen werden. Seine Truppen kamen also am Abend des 3. August an, wie überhaupt anno 70 jede andere französische Truppe, d. h. wie vom Himmel herabgefallen. Als sie nachts bei Steinselz ein Lagerfeuer machen wollten, fingen die Turko's an, die Wingerte (Weinberge) zu demolieren und die Rebstiefel zu verbrennen. Sofort führten

ihnen dann Steinselzer Bürger Holz in das Lager, um ihre Wingerte zu retten. Ein einziger Brief des Befehlshabers, der am 3. August den Bürgermeistern in den reichen Gemeinden von Steinselz und Umgegend zugegangen wäre, hätte den Truppen nicht nur Holz, sondern alle Lebensmittel und namentlich auch Wein in Hülle und Fülle verschaffen können. Die Intendantur aber, der die Verpflegung der Truppen überlassen war, zeigte sich total unfähig, dieselben gut zu verpflegen, und als man am 4. August plötzlich angegriffen wurde, waren viele Soldaten zur Herbeischaffung von Lebensmitteln aus dem Lager abwesend — was nicht gerade die Bewegung der Truppen beschleunigen konnte.

Die Positionen der Truppen waren für die Verteidigung günstig. Doch hätten sie durch Schanzen noch ganz außerordentlich befestigt werden können, zu deren Herstellung indessen keine Zeit mehr war. Einen Angriff glaubte General Douay auch für den 4. August durchaus nicht befürchten zu müssen. Bei Tagesanbruch hatte er zwei Chasseur-Bataillone längs der Lauter zur Rekognoszierung ausgeschickt, die aber nichts vom Feind bemerkten. Freilich konnte eine solche Rekognoszierung, die nur im Thal ausgeführt wurde, keinen großen Wert haben. Eine einzige Kavallerie-Patrouille, die auf die Schweigener Höhen geritten wäre, hätte den Feind sehen müssen. Daß General Douay dies in der Frühe des 4. August nicht anordnete, mag seinen Grund darin haben, daß ihm eben die Gegend völlig unbekannt war und ihm auch nicht eine einzige Karte zur Verfügung stand. Er wollte erst jetzt das Terrain studieren, aber es kam anders: „Der Mensch denkt und Gott lenkt."

Die Schlacht von Weißenburg.

Während Turko's auf dem Markt in Weißenburg Lebensmittel kauften und andere Soldaten in Steinselz und Oberhofen auf der Suche nach Lebensmitteln waren, saß General Douay in Steinselz im Gasthaus „Zur Sonne" beim Frühstück. Eben wird der Schinken auf den Tisch gestellt, als ein Bedienter die Bemerkung fallen läßt, er glaube, einen Kanonenschuß gehört zu haben.

General Douay springt auf, läuft in den oberen Stock, reißt das Fenster auf und lauscht, die Hand am Ohr, ob er etwas vernehmen könne. Es kracht wieder. Er springt an's andere Fenster und befiehlt seinem Bedienten, das Pferd zu satteln. „Dépêchez vous, dépêchez vous!"*) ruft er ungeduldig, besteigt sein Pferd und, bis die Steinselzer die Fenster aufreißen und fragen, was los sei, jagt er bereits die Höhe hinauf, dem Geisberg zu. Es ist 9 Uhr. Der Kampf hat begonnen.

Auf der Höhe von Schweigen sind zwei bayerische Batterien aufgefahren, die ihr Feuer gegen die Wälle und die Stadt richten. Bayerische Jäger und Infanteristen (Division Graf Bothmer) steigen die Höhen von Schweigen herunter und nähern sich der Stadt. Es war den Bayern gelungen, die Franzosen, die für diesen Tag keinen Angriff erwarteten, vollständig zu überraschen. Doch sammelten

*) „Eilen Sie, eilen Sie!"

sich dieselben so schnell als möglich in ihrem Lager. General Douay giebt dem General Pellé Befehl, mit dem ersten Turko-Regiment und einer Batterie den Bahnhof zu besetzen, während die Brigade Montmarie auf den Höhen des Geisberges blieb. Das in der Stadt befindliche Bataillon Infanterie fand, obwohl Weißenburg keine eigentliche Festung mehr war, dennoch Schutz hinter den noch vorhandenen Wällen und empfing die heranrückenden Bayern mit einem verheerenden Feuer, sodaß diese sich wieder zurückziehen mußten. Eine Abteilung Turko's nistete sich nun in die Weinberge ein und konnte von hier aus ihr Feuer gegen die bayerischen Batterien richten, die sich deshalb auch später hinter Schweigen zurückzogen.

Divisionsgeneral Graf Bothmer erkannte, daß er ohne Unterstützung die Stadt nicht nehmen könne. Er beschloß daher, in hinhaltendem Gefecht das Eintreffen der preußischen Hilfe abzuwarten. Gegen halb 11 Uhr rückte das V. preußische Armeekorps und die Artillerie des XI. Korps an, um augenblicklich in das Gefecht einzugreifen. Sofort ging auch die bayerische Infanterie wieder zum Angriff vor und konzentrierte sich hauptsächlich gegen das Landauer Thor. Sie vertrieb die Turko's aus den Weinbergen; ein zweimal wiederholter Sturm auf die Stadt selbst wurde jedoch von der Besatzung zurückgeschlagen. Man sah ein, daß ohne Hilfe der Artillerie, die das Thor beschösse, in die Stadt einzudringen unmöglich wäre. Zu diesem Zweck wurde preußische und bayerische Artillerie herbeigerufen. Dieselbe hatte bald die Thorpfeiler niedergelegt und nachdem auch noch die Umgebung des Thores beschossen worden war, kletterten Bayern und Preußen gleichzeitig über die

Brückenpfeiler, brachten durch Axthiebe die Zugbrücke zum Fallen und drangen dann mit einander in die Stadt ein. Die Besatzung der Stadt, die nun erkannte, daß dieselbe nicht mehr zu halten war, suchte das Hagenauer Thor zu erreichen, um sich nach der Scherhohl zurückzuziehen. Da aber die Truppen abends zuvor erst in Weißenburg angekommen und darin völlig unbekannt waren, auch ein gleichzeitiges Zurückziehen der im Feuer stehenden Mannschaften von den Wällen sehr schwierig war, so ging der Rückzug nur langsam vor sich. Währenddem hatten sich schon bayerische und preußische Abteilungen vor dem Hagenauer und dem Bitscher Thor eingenistet und den Franzosen den Rückzug abgeschnitten.

Einige Preußen marschierten bereits durch das Hagenauer Thor ein, gerade als etwa fünfundzwanzig französische Infanteristen sich noch durch dasselbe retten wollten. „Voulez-vous vous rendre?“*) fragt sie ihr Chef, Hauptmann Lonet, und sie geben zur Antwort: „Vaincre ou mourir!“**) Noch einmal knallen die Gewehre, die Preußen gehen zurück, aber von draußen eröffnen sie aus gedeckter Stellung ein verheerendes Feuer gegen das inzwischen wieder geschlossene Thor. Der Führer der kleinen Abteilung war beim ersten Zusammenstoß gefallen, tödlich getroffen. Ein Durchbrechen ist unmöglich. Die tapfere Schar muß zurück. Ein Bürger zeigt ihnen ein Seitengäßchen, von wo aus sie den Wall übersteigen und die Lauter durchwaten können. Sie schlagen die bezeichnete Richtung ein. Nach ein Uhr mußte die Besatzung der Stadt, gegen fünfhundert Mann, sich ergeben.

*) „Wollt Ihr Euch ergeben?“
**) „Siegen oder sterben!“

Gegen die Turko's, die am Bahnhof Aufstellung genommen hatten, ging die Avantgarde des V. preußischen Armeekorps sofort nach seiner Ankunft vor. Das 5. Jäger-Bataillon unter Major Graf Waldersee, das zuerst angriff, wurde beim Debouchieren aus dem Dorfe Altenstadt mit einem vernichtenden Feuer empfangen. Graf Waldersee fällt, aber die tapferen Jäger dringen trotzdem, wenn auch langsam vorwärts. Zwei Bataillone des 58. Infanterie-Regiments sowie später auch das 47. Regiment kommen zu ihrer Unterstützung herbei. Die Turko's leisten anfangs heftigen Widerstand, müssen aber endlich, da sie keine Verstärkungen erhalten, weichen. Etwas nach 12 Uhr war die Blutarbeit am Bahnhof vollendet. Aber groß waren die Verluste der Angreifer. Als sich das 1. Bataillon des 58. Regiments nach dem Kampf wieder sammelte, hatte es 12 Offiziere und 165 Mann verloren. Die Verluste der Turko's waren ebenfalls sehr bedeutend, obschon sie vielfach aus gedeckter Stellung gefochten hatten. Nach französischen Quellen hatte das Turko-Regiment 41 Offiziere tot und verwundet.

Während der Kampf um die Stadt und am Bahnhof allmählich nachließ, wurde er gegen die Höhen des Geisberges von allen Seiten mit überlegenen Kräften eingeleitet und tobte daselbst bald mit außerordentlicher Heftigkeit. Die Franzosen sehen die preußischen Massen sich heranwälzen, aber sie halten heldenmütig stand. Die vorgeschobenen Tirailleurs empfangen die Angreifer mit einem verheerenden Feuer. Aber ob sie auch rechts und links fallen, dringen die Preußen doch unaufhaltsam vorwärts, wobei ihnen ein Hohlweg sehr zustatten kommt. Vier preußische Batterien

richten unausgesetzt ein furchtbares Feuer auf die Höhe, vor dem die französichen Batterien bald verstummen müssen. Die preußischen Granaten fahren in die Mitrailleusen-Batterien hinein. General Douay, der in ihrer Nähe hält und von da aus das ganze Schlachtfeld übersehen kann, wird dabei tödlich verwundet.

Schon vorher war eine weit vorgeschobene französische Batterie durch das Feuer vom Windhof her genötigt worden, zurückzugehen, und mußte dabei ein Geschütz, dessen Pferde sämtlich niedergeschossen waren, stehen lassen. Sofort stürmt eine preußische Jäger-Kompagnie vor, um sich desselben zu bemächtigen. Eine halbe französische Kompagnie sucht es zu verhindern, während einige Artilleristen mit sechs frischen Pferden herbeieilen. Die Franzosen aber werden in diesem Augenblick in der Flanke gefaßt und die preußischen Jäger nehmen das Geschütz. Spätere Versuche der Franzosen, es wieder zu erobern, haben keinen Erfolg.

Auch die Infanterie muß, der Uebermacht weichend, sich immer weiter zurückziehen. Bald haben die Angreifer sie aus den Hopfengärten vertrieben. Sie werden immer mehr in die Nähe des Gehöftes Geisberg gedrängt. Hier halten sie stand, trotzdem die preußischen Massen unter Hurrahruf und mit fliegenden Fahnen und Trommelwirbel mit Ungestüm vorwärts dringen. Major von Kaysenberg ist es, der die 9. und 12. Kompagnie des 47. Regiments zum Sturm auf das Schloß vorführt, das die Franzosen nebst dessen Umgebung besetzt halten. Der Fahnenträger fällt. Major von Kaysenberg springt vom Pferde und ergreift sie, immer vorwärts stürmend. Die Fahnenstange wird zweimal durchschossen. Der Major ergreift

den oberen Teil der Fahne und trägt sie immer vor. Er erhält einen Schuß in die Achsel, aber trotzdem stürmt er vorwärts. Einige Schritte weiter erhält er einen Schuß in's Knie. Er stürzt mit dem Ruf: „Rechts hinauf, vorwärts!" Premier-Leutnant Simon rafft die Fahne auf; er fällt. Hauptmann Batsch, Leutnant Scholz, Fähurich von Globen, Vizefeldwebel Schof, Baron von Luttwitz nehmen alle nacheinander die Fahne, doch alle stürzen tot oder verwundet nieder. Aber unaufhaltsam stürzt die tapfere Schar vorwärts. Von den drei Kompagnien sind fast alle Offiziere tot oder verwundet, jedoch ihr Blut ist nicht umsonst geflossen: die Franzosen sind in das Gehöft hinein zurückgedrängt. Ihr Untergang ist sicher. Das Gehöft ist umringt. Ihr Kampf ist aussichtslos. Er kann nur noch den Zweck haben, die Preußen aufzuhalten, um dadurch ihren Kameraden den Rückzug zu ermöglichen, den dieselben mittlerweile auch bewerkstelligen, ohne vom Feuer der Preußen allzusehr belästigt zu werden. Endlich ist jeder Widerstand der Franzosen gebrochen. Dieselben strecken im Gehöfte des Geisberges, etwa 200 Mann stark, die Waffen. Damit ist die Schlacht beendet. Die Deutschen haben gesiegt.

Deutscherseits wurde der Sieg mit einem Verlust von 91 Offizieren und 1460 Mann an Toten und Verwundeten erkauft. Die Franzosen hatten einen Verlust von 1200 Toten und Verwundeten und 800 Gefangenen. Der Kampf war zu ungleich, als daß er mit einem Sieg der Franzosen hätte enden können. Wohl weiß die Geschichte von manchen Siegen zu berichten, die kleine Heere über große Armeen davontrugen, aber dann waren die letzteren weder so tapfer noch so gut geführt, wie es die deutschen Heere im Jahre

1870 waren. Denn wenn wir den Franzosen und ihrem tapferen Kommandeur, der an diesem Tag sein Blut vergoß, auch alle Achtung zollen, so müssen wir doch auch nicht minder die Tapferkeit der Deutschen anerkennen, namentlich der Eroberer des Geisberges, die immer vorwärts drangen, ob auch ihre Reihen niedergemäht wurden.

Ist auch die Schlacht von Weißenburg im Vergleich zu Wörth, Gravelotte, Sedan u. s. w., was die Zahl der Kämpfer, der Gefallenen und Verwundeten betrifft, geringer, so war sie als Erstlingsschlacht doch von unendlicher Bedeutung. Deutschland atmete auf. Siegesjubel erscholl von der Hütte bis zum Thron, vom Rhein bis zum Ostseestrand. Der Mut der Soldaten war gehoben und das Vertrauen in die Führer befestigt.

In Frankreich dagegen war die Wirkung eine entgegengesetzte. Mochte die Sache auch noch so unbedeutend hingestellt, die Wahrheit noch so verdünnt aufgetragen werden, so blieb doch noch genug übrig, um die ernstesten Besorgnisse wachzurufen. Die Truppen der Division Douay, die sich bei Weißenburg so tapfer schlugen, setzten jedenfalls zwei Tage später zu Fröschweiler sofort Zweifel in den Sieg. Sie unterschätzten den Feind nicht mehr, sie fürchteten ihn. Und auch die anderen Divisionen hatten jedenfalls Respekt vor den Preußen, vielleicht sogar schon ein gewisses Bangen. Das ist die Bedeutung der ersten Schlacht. Der erste Sieg entflammt den Mut. Die erste Niederlage nimmt den Mut. Der Mut aber ist es, den Gott giebt und nimmt, der die Schlachten entscheidet. Nicht die Schwerter entscheiden, sondern der Mut!

Unschuldig Gefangene!

Der Erzähler hat schon berichtet, daß die französischen Grenzaufseher vor der Eröffnung der Feindseligkeiten zusammengezogen wurden und einige Tage exerzieren mußten. Allgemein hieß es, sie würden für die Festungen als Besatzung verwendet werden. Das letztere ist nun keineswegs geschehen. Doch mußte ihnen die mehrtägige Uebung die Meinung beigebracht haben, daß sie sich als Soldaten zu betrachten und gegebenen Falls auch auf den Feind zu schießen hätten. So kam es denn, daß in zwei oder drei Fällen deutsche Patrouillen von diesen Grenzaufsehern oder „Garden" beschossen wurden. Die Leute glaubten, dazu verpflichtet zu sein. Uebrigens ist nicht bekannt geworden, daß sie von ihren Chefs gewarnt wurden. Vielmehr scheint das Gegenteil der Fall gewesen zu sein. Dadurch nun, daß diese Garden öfters keine Uniform, sondern vielfach nur eine blaue Blouse trugen, sahen die deutschen Patrouillen in ihnen nur gewöhnliche Privatleute, und so war schon vor der Schlacht von Weißenburg in deutschen Blättern zu lesen, daß elsässische Bürger auf deutsche Soldaten geschossen hätten. Natürlich war jeder deutsche Krieger, der plötzlich von einem Garden beschossen wurde, den er doch als Privatmann ansah, nicht wenig empört. Es ist somit erklärlich, daß die Deutschen die elsässische Bevölkerung mit dem größten Mißtrauen ansahen und jede verirrte Kugel auf Zivilpersonen zurückführten. Und wehe dem, der ihnen dann als

verdächtig in die Hände fiel! So sollen am 4. August, morgens, in der Nähe der Bienwaldziegelhütte von Leuten in bürgerlicher Kleidung (wahrscheinlich Garden) Schüsse abgegeben worden sein, wodurch drei Husaren verwundet wurden. Weiterhin soll am gleichen Tage auch in Schleithal auf eine preußische Husarenpatrouille geschossen und einer der drei Reiter erheblich verwundet worden sein. Der Schuß fiel, wie man erzählt, aus dem Hause eines damaligen Grenzaufsehers. Für derartige Fälle mußten dann gewöhnlich andere büßen, die völlig unschuldig waren, und deren Erlebnisse wir in folgenden Worten schildern wollen.

Die Bewohner der Höfe Geisberg, Schafbusch und Gutleuthof, wo sich der Hauptkampf am 4. August abspielte, sind sämtlich Mennoniten und gehören zu den geachtetsten Familien um Weißenburg. Sie sind über jede Verdächtigung erhaben, auf deutsche Truppen geschossen zu haben. Dennoch sollte bei den Soldaten der Verdacht gerade auf sie fallen, und mußten sie deshalb Schweres leiden und eine harte Gefangenschaft durchmachen.

Als das Feuer gegen den Geisberg eröffnet wurde, flüchteten fast alle Bewohner in den Schloßkeller. Nur die Familie Böhr, deren Haus zunächst am Hofthor lag, begab sich in ihren eigenen Hauskeller. Genannte Familie bestand aus dem Vater Jakob Böhr, seiner Frau und zwei Kindern sowie seinem Bruder. Drei Stunden lang saßen sie dort in Todesängsten beieinander und befahlen sich zitternd dem Schutze des allmächtigen Gottes. Immer näher rücken die Preußen heran, immer größer wird der Versteckten Angst. Das arme Häuflein wagt sich nicht zu rühren. Sie hören den Trommelwirbel, sie hören das

Knattern der Gewehre und den Donner der Kanonen. Sie hören, wie die Granaten in ihre Häuser einschlagen. Sie sehen im Geiste ihre Häuser in Flammen aufgehen und sich unter den Trümmern begraben. Die Kinder schreien entsetzlich. Alles drückt sich eng aneinander. Sie hören, wie die Franzosen den Hof hereinstürmen, um Schutz zu suchen und den letzten Verzweiflungskampf zu kämpfen. Plötzlich wird die große Kellerthüre erbrochen und acht zu Tode gehetzte Franzosen, einige blutend, stürzen herein. Der Pächter weiß, dies könnte ihm und seiner Familie den Tod bringen, und er fleht, sie möchten sich anderswohin flüchten. Aber sie gehen nicht. Die Preußen kommen näher: sie stürmen endlich zum Thor hinein. Die Gewehre knattern noch einmal mit furchtbarer Heftigkeit. Die Kugeln fahren von zwei Seiten in den Keller. Jeden Augenblick erwarten sie den Tod. Draußen erdröhnt dann die Luft von dem Hurrahrufen der Preußen. Dann hört man das „Pardon, pardon!“ der sich ergebenden Franzosen — es wird still.

Nun wagen sich Jakob und Peter Böhr hinaus. Aber kaum sind sie in's Freie getreten, so werden sie auch schon von den Siegern gepackt. Der Umstand, daß sie mit den acht Franzosen im Keller waren, brachte die Preußen auf die Meinung, daß auch sie sich am Kampf beteiligt und sich dann mit den französischen Soldaten in den Keller zurückgezogen hätten. Die Kunde, daß elsässische Bauern am Morgen auf deutsche Truppen geschossen hätten, ist schon zu allen Soldaten gedrungen. Aufgeregt vom Kampf sind sie nur von einem Gedanken beseelt: ihre gefallenen Brüder zu rächen. „Schlagt sie tot, die Franzosenhunde!“

so schallt's von allen Seiten, und es regnet Püffe und Schläge. Der Pächter will sich rechtfertigen. Er will sagen, er sei unschuldig. Aber er findet kein Gehör. Er wird halb totgeschlagen und ein weiteres Wort hätte ihm sicher den Todesstoß gebracht. Seinem Bruder Peter, der jünger war und nichts sagte, erging es gnädiger. Er bekam weniger Schläge, wurde aber auch sofort mit seinem Bruder und den Franzosen fortgeschleppt, ohne Wams und ohne Kopfbedeckung. Bei Altenstadt mußten sie ungefähr drei Stunden warten. Dort sehen sie einen Bekannten und bitten denselben, ihnen doch Wams und Kopfbedeckung zu bringen. Sie erhielten beides. Zum Glück befand sich auch ein Stück Brot in der Wamstasche. Das bildete ihre einzige Nahrung vom Donnerstag-Morgen bis Freitag-Abend.

Von Altenstadt bis zur Eisenbahnstation Schaidt in der Pfalz mußten sie drei Stunden weit gehen. Dann stiegen sie in den Zug. Aber ihre Leiden fangen damit wieder von neuem an, denn an jeder Haltestation drängt sich alles, um die „Spione" zu sehen. In Landau werden ihnen Steine an den Kopf geworfen, was um so leichter ist, da sie in einem Viehwagen untergebracht sind. Mit furchtbarem Weh im Herzen, das selbst keine Thränen in die Augen kommen läßt, geht's weiter und weiter. Endlich sind sie in Kassel. Dort sollen sie aussteigen, um zu essen. Sie hatten aber keinen Hunger und wären lieber sitzen geblieben, als hier wieder angegafft, verspottet und wohl auch mißhandelt zu werden. Doch war unter der spottenden Menge auch eine mitleidige Dame, die auf sie zuging und sie frug, warum sie gefangen wurden. Böhr konnte sich

hier zum ersten Mal einem mitleidigen Herzen gegenüber aussprechen. Die Dame hörte ihn teilnehmend an; Thränen traten ihr in die Augen. Da vermochten auch die Gefangenen nicht länger der unaufhaltsam hervorquellenden Thränen sich zu erwehren. Nach langen Stunden bitterster Qual können sie zum ersten Mal wieder weinen und fühlen sich dadurch wenigstens einigermaßen erleichtert.

Wieder setzte sich der Zug in Bewegung. Auf der letzten oder vorletzten Station vor Berlin trat ein Oberst an den Zug heran, ließ sie aussteigen und längs des Zuges hin- und herführen. Es fallen alle möglichen Schimpfwörter. Die armen Gefangenen müssen schweigen und trösten sich mit dem Wort des Psalmisten: „Ich muß sein wie ein Tauber, und nicht hören, und wie ein Stummer, der seinen Mund nicht aufthut und keine Widerrede in seinem Munde hat."

In Berlin werden sie durch die Stadt geführt. So sehr sie auch auf ihrem Wege begafft werden, verhalten sich die Leute doch ruhig und anständig. Endlich — es ist Sonntag — sind sie an ihrem Bestimmungsort, Küstrin. Dort wird eine Abteilung Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett um sie herumgestellt. In deren Mitte wird das Verhör mit ihnen abgehalten. Zwei Soldaten stehen vor ihnen und zwei hinter ihnen mit geladenem Gewehr. Sie beteuern ihre Unschuld. Man glaubt ihnen aber nicht. Der Oberstleutnant, der sie verhört, sagt zum Schluß: „Man wird bald mit Ihnen fertig sein: man erschießt Sie." Sie glauben jetzt, ihr letztes Stündlein habe geschlagen, und sie befehlen ihre Seele Gott dem Herrn. Doch es kommt nicht zum Erschießen. Sie wurden wieder

in's Gefängnis abgeführt, aber stets getrennt von einander. Nach einiger Zeit wird indessen der Beschließer des Gefängnisses etwas freundlicher gegen sie, und da Böhr am Morgen des 4. August sein Bargeld in die Hosentasche gesteckt hatte, so konnte er sich durch den Beschließer Zucker und Milch zum Kaffee und dergleichen kaufen; dennoch war ihre Gefangenschaft eine qualvolle. Das Lager war sehr hart. Am bittersten aber empfanden sie es, daß sie nie zusammenkommen durften und auch nie etwas von den Ihrigen erfuhren. Von den drei Briefen, die sie nach Hause schrieben, kam nur der letzte einen Tag vor ihrer Ankunft an. Wieder kamen sie in's Verhör. Ihre Aussagen sind die nämlichen. Das Kriegsgericht fängt doch an, an ihrer Schuld zu zweifeln.

Mittlerweile befanden sich Frau, Kinder und Verwandte der Gefangenen in der größten Ungewißheit über beider Schicksal. Der Gedanke, daß sie erschossen worden seien, lag am nächsten. Was sie auch thaten, um ihren Verbleib ausfindig zu machen, war vergebens. Wer nimmt in solchen Zeiten, wo Tausende von Menschenleben in einem Tag geopfert werden, Notiz von zwei geringen Bauern? Die deutsche Verwaltung in Weißenburg selbst, der provisorische Unterpräfekt und die sonstigen deutschen Beamten, hatten zwar Mitleid mit der schwergeprüften Familie. Auch die übrige Bevölkerung von Weißenburg und Umgebung nahm den herzlichsten Anteil. Es ging eine Bittschrift ab an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, unseren späteren Kaiser Friedrich III. um Freilassung der Gefangenen. Nach Wochen kam die Antwort von demselben nach Weißenburg (da er sie wahrscheinlich in Weißenburg gefangen glaubte),

daß die Brüder Böhr freizulassen seien, aber da sie nicht da waren, konnten sie auch nicht freigelassen werden. Vermutlich ging das Schreiben des Kronprinzen dann nach Berlin an das Kriegsministerium, das die zwei Gefangenen ausfindig machte. Durch all' das wurde ihre Freilassung sehr verzögert.

Endlich sollte ihre Erlösungsstunde schlagen. Nachdem sie sechs Wochen lang in harter Gefangenschaft geschmachtet hatten, kam abends die Frau des Beschließers und sprach: „Morgen früh dürfen Sie heimfahren." Die Gefangenen brachen nur in den Ruf aus: „O Gott im Himmel!" Der Beschließer wollte sie am anderen Morgen wecken. Sie konnten jedoch die ganze Nacht vor Freude nicht schlafen. Sie reisten morgens um halb vier Uhr in Küstrin ab und gelangten um Mitternacht vom 19./20. September wieder bei den Ihrigen an. Die Freuden, die sie beim Wiedersehen ihrer Lieben empfanden, läßt sich nicht beschreiben. Die Brüder Böhr sind schon lange aus diesem Leben geschieden: den Kindern aber, die sich heute in Süd-Rußland befinden, wird der 4. August 1870 unvergeßlich in's Gedächtnis geschrieben sein.

Der Rückzug der Franzosen.

Die Verfolgung der Franzosen auf ihrem Rückzug nach der Schlacht vom 4. August war keine energische. Der Widerstand der kleinen Schar auf dem Geisberg war ein so langer und anhaltender gewesen, daß ihre Kameraden hinlänglich Zeit fanden, aus dem unmittelbaren Bereich ihrer Gegner zu kommen. Dazu war auch die preußische Kavallerie, welche die Verfolgung hätte übernehmen sollen und die schon während dem Kampfe in der Nähe von Altenstadt erwartet wurde, in ihrem Vorrücken bei Billigheim eine Stunde lang durch die Infanterie, die ihr den Weg versperrte, aufgehalten worden.

Der Rückzug erfolgte zum Teil über die Scherhohl, zum Teil auch über Steinselz und Rott. Eine kleine Abteilung, die von den anderen abgedrängt worden, ging über Sulz zurück. Warum diejenigen, welche sich über Rott und Steinselz zurückzogen, später den Weg über die Pfaffenschlick einschlugen, verstehen wir nicht. Entweder geschah es, um hinter die Division Ducrot (die sich größtenteils in Klimbach befand) zu kommen und so geschützt zu sein, oder noch wahrscheinlicher, weil man nicht im Besitz einer Karte war, über deren gänzlichen Mangel General Douay noch in seiner letzten Depesche, die er drei Stunden vor seinem Tode schrieb, Klage führte: „Je suis absolument dépourvu de cartes, qui puissent me guider.“ (Es fehlt mir durchaus jede Karte, vermöge deren ich mich

orientieren könnte.) Unmöglich wäre es nicht, daß der Mangel einer Karte sie diese Richtung einschlagen ließ, wodurch sie einen viel weiteren und beschwerlicheren, oft sehr steilen Weg zurücklegen mußten, was namentlich für die Artillerie mit dem öfteren Aus- und Einhängen der Radschuhe sehr hinderlich war. Planlose Befehle an das Forstpersonal, an mehreren Punkten wegen der Preußen die Wege unpassierbar zu machen, erschwerten den Franzosen noch den Rückzug, da sie dieselben wieder frei machen mußten. Es war schon Nacht, als die ersten Regimenter in Lembach ankamen. Zuerst eine Abteilung Husaren und dann Turko's. Sie rasteten hier längere Zeit, da die Turko's übermüdet und hungrig waren. Alle baten uns, wir möchten ihnen etwas zu essen geben, denn die ohnehin mangelhafte Verpflegung hatte auf dem Rückzug ganz aufgehört. Jeder mußte selbst sehen, wo und wie er etwas fand. Die ersten Abteilungen konnten auch fast alle einige Lebensmittel erhalten. Die Bäcker drunten im Dorf hatten am Morgen, als die Truppen aus ihrem Lager aufbrachen, ihr Brot nicht abliefern können. Es wurde nun von den hungrigen Wüstensöhnen in Empfang genommen. Doch bald waren die Vorräte erschöpft, aber der Hunger noch lange nicht gestillt. Sie gingen deshalb in alle Häuser, die offen standen, und flehten und erhielten auch, was man nur entbehren konnte. Man erbarmte sich der armen braunen und schwarzen Gestalten mit ihren funkelnden Augen und den aufgeworfenen Lippen, die so todmüde und so hungrig waren und von denen mancher auch geblutet hatte. In vielen Häusern wird die ganze Nacht hindurch Kaffee gekocht und Wein und Brot ausgeteilt. Auch in unserem

Hause werden noch des Nachts zehn Laib Brot verschnitten, und wir würden noch mehr spenden, wenn man nur Mehl zum Backen auftreiben könnte. Der Toni, als ein guter Patriot, ist beim Verteilen recht behilflich und kommt die ganze Nacht nicht aus den Kleidern. Sobald sie etwas zu essen haben, werfen sich die Flüchtlinge auf den Boden hin und rasten eine Weile. Dabei frieren sie und klappern mit den Zähnen in der kalten Augustnacht.

Nach den Turko's kommen auch Zuaven. Mit denen kann man doch reden. Es sind sogar Elsässer darunter, die Deutsch verstehen. Man fragt sie, wie es gegangen ist. „Schlecht, schlecht ist es uns gegangen. Wir waren zu schwach, und der Preußen sind so viel wie Sand am Meere." Manche haben auch noch Mut. Sie sagen: „Zu Fröschweiler wird es schon anders werden!"

Die Wirtschaften drunten im Dorf sind überfüllt. Auch beim Metzger Levy geht es aus und ein wie in einem Taubenschlag. Er kocht in einem riesigen Kessel die ganze Nacht hindurch Fleisch und verkauft es. Zwanzig Hinterviertel hängen noch in seinem Schlachthaus, die für die Division Ducrot bestimmt waren, aber nicht abgeholt wurden. Die Angst, daß nun die Preußen kommen und es ihm nehmen könnten, foltert ihn und er möchte wenigstens noch so viel als möglich verkaufen. Immer läßt er nach den Fourieren fragen, die täglich Fleisch bei ihm abholten, aber sie kommen nicht, und auf seine Frage: „Wo soll ich hin mit dem Fleisch?" giebt ihm niemand Antwort. Erst am Morgen des 5. August befiehlt ihm ein Offizier, das Fleisch nach Fröschweiler zu fahren, was ihm aber neue Sorgen bereitet, da alle Fuhren fort sind und er keine aufzutreiben weiß.

Um 5 Uhr kommt General Ducrot von Klimbach, befiehlt unserem Herrn Maire, die Verwundeten von Klimbach nach Reichshofen hinter die Armee transportieren zu lassen, und spricht zum Schluß: „Je suis obligé de faire un mouvement. Soyez prudents et sans inquiétude: nous reviendrons!“ (Ich bin genötigt, eine Bewegung vorzunehmen. Seien Sie klug und ohne Sorgen: wir kommen wieder!)

Mit Tagesanbruch geht der Rückzug stärker vor sich. Man kann sich bei Tag die Truppen auch ansehen. Welch' gewaltiger Unterschied läßt sich bei ihnen wahrnehmen gegen acht Tage vorher. Damals die siegesfrohen Soldaten, die einen Rückzug auch nicht im Traum für möglich gehalten hätten. Wie strahlten doch, als die Zuaven nach dem Fleckenstein abmarschierten, ihre Gesichter alle von Kampfesmut und Zuversicht, wie viele „Vive la France!“ konnte man von ihnen hören. Und wie stolz waren erst die Offiziere! Heute aber war alles so ganz anders, so ernst, so totenstill. Und welch' großer Unterschied war wieder zwischen den Soldaten der Division Douay, die am Kampfe teilgenommen hatten, und der Division Ducrot, die nicht dabei beteiligt war. Auch für den Stolz der letzteren war der Rückzug beleidigend; aber doch sahen sie ihn immer noch als ein Manöver an, das in einigen Tagen mit einem glänzenden Siege enden werde, während im Blick der Offiziere der Division Douay zu lesen stand: „Wir haben es mit einem furchtbaren Feind zu thun. So gewaltig hatten wir uns denselben nicht gedacht. Armes Vaterland, du bist verloren!“

Aber nicht nur die Siegeszuversicht ist herabgestimmt,

nicht nur geistig haben die Truppen gelitten, sondern auch an körperlicher Frische haben sie viel eingebüßt. Am 3. August hatten die Soldaten der Division Douay den weiten Marsch von Hagenau nach Weißenburg zurückgelegt, am 4. gekämpft und waren dann noch stundenweit zurückmarschiert. Die Division Ducrot war am 4. von Lembach, zum Teil sogar von Fröschweiler gegen Weißenburg aufgebrochen, um noch am Kampf teilzunehmen, und hatte somit ebenfalls einen außerordentlichen Marsch zurückgelegt. Das konnte für so schlecht verpflegte Truppen nicht ohne schlimme Folgen sein: so sahen wir denn bei jedem Regiment ein paar Nachzügler, die sich kaum mitzuschleppen vermochten.

Um 9 Uhr fährt noch eine Abteilung Artillerie durch. Ihre Offiziere haben von allen das finsterste Aussehen. War der Verlust einer Kanone, oder die Erfahrung, daß ihnen die deutsche Artillerie überlegen sei, schuld daran? Wir wissen es nicht. Aber das steht fest: jedem Hauptmann war eine Welt voll Sorgen im Gesicht zu lesen, und wenn die Kanoniere am Eingang des Dorfes die Radschuhe nicht blitzschnell ein- und aushakten, wetterten sie ganz entsetzlich und riefen im Zorn über die Kanoniere, ob denn die Preußen alle Kanonen erhalten sollten.

Endlich sind sie sämtlich durch. Bleich vor Schrecken fährt noch eine Marketenderin vorbei. Dann folgen noch etwa zwanzig Mann Infanterie, von einem Leutnant geführt. „Es sind dies die letzten. Drunten am Gasthof „Zum Lamm“ reicht ihnen Herr Schiellein-Licht noch einige Flaschen Wein. Sie trinken ihn schnell und gehen dann die Riegelsgasse hinunter. Trauernd wird ihnen nachgeschaut. Wie hatte es doch so ganz anders kommen sollen!

Am unglücklichsten fühlen sich jetzt die Garden, die noch hier sind. Sie hatten von ihren Chefs keinerlei Verhaltungsmaßregeln empfangen. Die einen waren in der letzten Nacht schon mit den Gendarmen fortgegangen. Andere waren geblieben. Ihr hiesiger Kapitän, Herr Arthisaire, geht nun auch fort. Einige Garden begleiten ihn. Diejenigen, welche hier blieben, schneiden sich schnell den Napoleonsbart herunter, um nicht als Beamte erkannt zu werden. Dabei verstecken sie sich noch in's Heu oder auf den Speicher hinter's Holz, wo sie von ihren Ehehälften in der Stille ernährt werden wie weiland der Prophet Elias von Raben. Hier wollen sie sitzen, bis die Franzosen wieder kommen. Ihnen und uns allen aber klopft das Herz. Wir haben nun die traurige Gewißheit: „Die Preußen kommen!"

Die Preußen kommen!

Unser Herr Maire hatte, wie der Leser schon hörte, den Auftrag, die Verwundeten von Klimbach nach Reichshofen zu verbringen. Diesen Befehl auszuführen, war keineswegs eine leichte Sache, da die Lembacher Fuhren in der vergangenen Nacht alle mit dem Gepäck der Franzosen fortgefahren waren. Es blieb also nichts übrig, als den Wächter nach Mattstall zu schicken mit einem Brief an den dortigen Bürgermeister, um von dort die nötigen Fuhren zu requirieren. Der Brief verfehlte die erhoffte Wirkung nicht: um 9 Uhr waren die Mattstaller Fuhren schon hier, um ihre Samariterdienste an den Verwundeten zu üben. Auch aus Lembach konnten einige Gespanne, die in der Nacht nur als Vorspann benutzt worden und jetzt schon zurück waren, wieder verwendet werden. Während die letzten Franzosen auf der Straße von Pfaffenbronn her zurückgingen, fuhren die Wagen, auf denen mehrere Bund Stroh lagen, auf der Straße nach Klimbach, um die Opfer der Schlacht in Sicherheit zu bringen. Die beiden Bürgermeister von Lembach und Mattstall eilten mit dem Char-à-bancs des letzteren einstweilen voraus, um alles in Bereitschaft zu halten. Mit Bangen und Herzklopfen kamen die Bauern nach; unterwegs sprachen sie weder vom Wetter noch von der „Altmühl“, deren Scheune in der verflossenen Nacht im Feuer aufgegangen war, sondern sie verhandelten über das Schreckenswort: „Die Preußen kommen!“ Die

ältesten erinnern sich noch, wie der Feind in ihrer Kindheit auch da war und was die Leute dabei alles auszustehen hatten. Dann wird wohl auch die Frage aufgeworfen, wie es in Fröschweiler gehen werde. Unter solchen Gesprächen waren sie bis an den Wald gekommen, an die Ruhebank. Die beiden Bürgermeister waren schon bis an die „Rotenbach" gefahren. Dort begegnete ihnen der „Wewer-Sepp" von Klimbach und sprach: „Die Preußen sind schon zu Klimbach!" Er sei expreß gekommen, um sie zu warnen, damit sie den Preußen nicht in die Hände liefen. Schnell kehrten nun die beiden Bürgermeister um und teilten den Fuhrleuten das soeben Gehörte mit. Unser Herr Maire wollte ihnen auch noch ein gutes Wort an's Herz legen, daß sich jedermann ruhig verhalten und niemand Widerstand leisten sollte. So kurz und so gut gemeint aber auch seine Predigt war, so wurde sie doch nicht zu Ende gehört. Ein panischer Schrecken war in die Fuhrleute gefahren: sie jagten mit ihren gehörnten Läufern die Straße herunter, als gälte es bei diesem Wettrennen einen Preis zu gewinnen. Ein Glück, daß die Franzosen schon fort und die Straße somit leer war, sonst hätte es leicht ein Unglück geben können.

Das eilige Zurückjagen der Fuhren hat die ohnehin schon große Angst der Dorfbewohner bedeutend vermehrt, und zwar um so mehr, als fast alle Männer abwesend und mit ihrem Vieh noch in Fröschweiler waren. Doch hat gottlob! unser Herr Maire den Kopf nicht verloren: er waltet mit Umsicht und Klugheit seines Amtes. Allenthalben schärft er den Leuten ein, sich ja ruhig zu verhalten und sich nicht zu widersetzen. Wer eine Flinte hätte, sollte sie vergraben, und keiner sollte durch heimtückisches Schießen

die ganze Gemeinde unglücklich machen. Den Wächter stellt er auf den Turm des Gemeindehauses und beauftragt ihn, sofort Meldung zu machen, wenn die ersten Feinde zum Dorf hereinreiten würden. Nach einer Weile sieht der Wächter feindliche Reiter die Straße herunterkommen; schleunigst eilt er zum Bürgermeister und spricht: „Herr Maire, so weit meine Augen sehen, ist alles voll Preußen*); einige Kavalleristen kommen jetzt zum Dorf herein.“ Unser Herr Maire stellt sich nun vor seinem Hause neben der Straße auf und erwartet sie. Ein Leutnant der Chevauxlegers reitet mit einer Abteilung mit gespanntem Revolver auf ihn zu. Er verbeugt sich vor ihnen, sagt, er sei der Bürgermeister der Gemeinde und bitte um Schonung für dieselbe, da sie eine ruhige Gemeinde sei und sich in keiner Weise widersetzen werde.

Der Leutnant hat ihn schweigend und mit durchbohrendem Blick angehört. „Sind noch Franzosen hier?“ fragt er dann mit fester Stimme. — „Nein, Herr Leutnant!“ giebt der Gefragte zurück. — „Sind auch keine versteckt?“ — „Auch das nicht, mein Herr!“ — „In welcher Richtung haben sie sich zurückgezogen?“ — „Wo sie in der Nacht hin sind, weiß ich nicht. Diesen Morgen aber sah ich einige Züge in dieser Richtung (nach Wörth) gehen!“ Der Leutnant fragt ihn noch, ob man ein Glas Wein erhalten könne. Der Herr Maire hatte schon eine Flasche bereit gehalten und reichte sie ihnen nun im Kreise herum. Doch mußte er zuerst davon trinken. Nachdem unser Bürgermeister sein Examen vor ihnen bestanden, schaute der Leutnant

*) Es waren eigentlich Bayern. Doch wurden im Krieg bei uns alle Deutschen ohne weiteres Preußen genannt.

etwas freundlicher d'rein, übergab ihm einige Zeilen und sprach: „Hier nehmen Sie diese Zeilen und gehen Sie in Begleitung von zwei Mann zurück zum Kommandierenden General. Der Herr Maire verbeugte sich und ging denselben Weg zu Fuß zurück, den er vor einer Stunde zu Wagen gemacht hatte. Im Bodenacker wird er einem Regimentskommandeur vorgeführt, der ungefähr dieselben Fragen an ihn richtete wie der Leutnant und ihn dann freundlich entließ. Er hat gethan, was seines Amtes war.

Die mächtige französische Fahne, welche über dem Eingang des Gemeindehauses hängt, ist dem Chevauxlegers-Leutnant offenbar ein Dorn im Auge. Mit Donnerstimme befiehlt er einem der Reiter, die Fahne herunterzunehmen. Mit einigen Sätzen hat der Chevauxleger das Gemeindehaus erreicht, schließt die Thüre, zu welcher der Maire den Schlüssel absichtlich hatte stecken lassen, auf, springt die Treppe hinauf und führt durch das große Fenster einige wuchtige Hiebe nach der Fahnenstange. Langsam senkt sich dieselbe und stürzt dann mit großem Krachen — sie war von Blech — auf das Pflaster. Sie verkündet laut: Die Herrschaft der Franzosen hat hier ein Ende!

Nun reiten die Chevauxlegers in alle Gassen, fragen nach den Franzosen, sind zum Teil auch recht freundlich und sagen, wir sollten uns nicht fürchten. Sie führten nur Krieg mit den Soldaten und nicht mit den Bürgern. Einige bitten auch um ein Glas Wasser. Man bietet ihnen Wein. Aber jedesmal muß man zuerst trinken. Sie danken und man fängt an aufzuatmen. „Das sind keine Menschenfresser", sagt unser Nachbar, „sondern ordentliche Leute und tüchtige Soldaten; die zeigen auch nicht einmal eine Spur von Todesfurcht."

Hatte man zu Anfang verstohlen hinter den Fenstervorhängen hinausgeschaut, so wagte sich jetzt der eine oder der andere schon auf die Straße, um zu sehen oder zu hören, was jetzt geschehen würde. So steht auch der Erzähler am Brunnen und sieht den Leutnant den Hohlweg hinaufreiten. An dessen Ende, auf der Höhe, zieht derselbe sein Fernglas heraus und späht nach allen Richtungen. Wir betrachten ihn ganz genau. Auf einmal aber greift er zum Revolver: es kracht. Erschreckt fahren wir zusammen. Wie der Blitz jagen die Chevauxlegers aus den Gassen auf die Stelle los, wo der Schuß fiel. Im Nu sind sie bei ihrem Leutnant. Zu einem Kampf sollte es jedoch nicht kommen. Es waren nur zwei französische Husaren in ziemlicher Entfernung über's Feld dahingejagt.

Der Leutnant besprach sich darauf einige Minuten mit seinen Reitern; zwei erhielten den Befehl, zurückzureiten, um der Infanterie die Meldung zu überbringen, daß das Dorf von den Franzosen leer sei und die Truppen einmarschieren könnten. Eine Viertelstunde später marschierte das erste bayerische Infanterie-Regiment zum Dorfe ein. Unter ihrem wuchtigen Tritt erdröhnte die Erde. Sie durchsuchten noch Häuser und Keller nach den Franzosen und rasteten ungefähr eine halbe Stunde im Dorfe. Der Leutnant aber ritt mit seiner kleinen Schar weiter, in der Richtung nach Fröschweiler. Im Walde bei der Langensulzbacher Sägemühle kamen sie in das Feuer der französischen Vorposten, wobei mehrere Chevauxlegers verwundet wurden. Nach der Fama hat der Leutnant dabei den Heldentod gefunden. Einer der bayerischen Reiter, dem das Pferd erschossen wurde, verirrte sich und kam in das Sulzthal.

Die Verwundeten verbanden sich an einem Brunnen bei Langensulzbach und ritten dann mit den anderen zurück. Sie konnten von ihrem gefährlichen Kundschafterritt dem Oberkommando die Meldung überbringen, daß die Franzosen westlich der Sauer Aufstellung genommen und ihre Vorposten im Walde zwischen Langensulzbach und Fröschweiler aufgestellt hätten.

Der Nachmittag des 5. August.

Das Mittagessen stand auf dem Tisch, als die ersten bayerischen Infanteristen in unser Haus kamen. Aber zum Essen fehlte uns heute jeder Appetit. Den Bayern dagegen fehlte er nicht, sie ließen sich's wohl schmecken. Auch der Wein mundete ihnen nicht übel, und jeder zog seinen Geldbeutel, um denselben zu bezahlen. Die abgeschliffenen Kreuzer und Groschen kamen uns jedoch so wertlos vor, daß wir es ablehnten, mit der Bemerkung: „Dies Geld geht bei uns nicht." Sie sagten dagegen, daß wir uns da in einem großen Irrtum befänden. Von heute an seien wir deutsch, deutsches Geld würde von nun an ganz sicher bei uns kursieren. Sie erklärten auch bestimmt, sie würden bis nach Paris marschieren und den Thron unseres Kaisers in Stücke schlagen. Auf den Napoleon hatten sie alle gewaltigen Zorn; sie schimpften über ihn in allen Tonarten.

Auf einmal wird die Trommel gerührt. Alle hundert Meter verliest der Trommler eine Proklamation, die einem durch Mark und Bein geht. Da werden die Artikel verlesen, die jedem Uebertreter den Tod bringen und von denen uns heute noch einige im Gedächtnis haften. „Wer noch Franzosen beherbergt und sie nicht sofort anzeigt, wird erschossen . . ." „Wer etwas zum Schaden der deutschen Truppen unternimmt, sie einen falschen Weg führt, sie vor einer bewußten Gefahr nicht warnt u. s. w., wird

erschossen ..." „Wer Lebensmittel besitzt und sie auf Verlangen den deutschen Soldaten nicht aushändigt u. s. w., wird erschossen ..." So wird eine ganze Litanei herabgelesen, und der Refrain lautet immer: „wird erschossen". Um aber den Worten noch mehr Nachdruck zu verleihen, stehen um den Trommler herum 4 Mann mit aufgeflanztem Bajonett. Wir wissen es jetzt, daß unser Leben nur an einem Faden hängt, der jeden Augenblick durchschnitten werden kann.

Den größten Schrecken mußte der alte Sattler, der Wächter, zuerst ausstehen. Vom Tage der Kriegserklärung an war der Brigadier der Gendarmen, wie schon erwähnt, ganz vaterlandswütend und sah in jedem bayerischen Bettler einen Spion und steckte ihn ein. Der Wächter war aber seit urdenklichen Zeiten auch Gefängniswärter. Als nun die Bayern kamen, stellten sich auch einige der eingefangenen „Spione" ein und verklagten den Wächter, daß der sie eingesperrt habe. Da nun der Brigadier geflüchtet war, so entlud sich der ganze Zorn der Soldaten auf den Wächter. Ein Feldwebel drohte, ihn totzustechen; er stach auch wirklich nach ihm, aber er entwischte und konnte sich in sein Haus retten. Dann wollte er nach Wingen zu seinem Bruder flüchten. Als aber auch dies wegen der Soldaten nicht mehr ausführbar war, versteckte ihn seine Tochter in den Schweinestall seines Nachbars Edighoffer, setzte einen großen Holzstoß vor die Thüre, nahm einen Stein aus der Mauer und reichte ihm durch dieses Loch acht Tage lang das Essen, bis der Durchmarsch der Truppen vorüber war. Während dieser ganzen Zeit versah der Feldhüter das Amt des Wächters.

Glücklicher als der Wächter war unser Maire. Dem war die Spionenriecherei des Brigadiers von Herzen zuwider, und er hatte einmal sogar das Gefängnis öffnen lassen und einigen armen Pfälzern, die am Spionieren ebenso unschuldig waren als an der Erfindung des Schießpulvers sogar noch ein Stück Geld gegeben. Wenn dies auch den Brigadier außer sich brachte, so konnte er doch nichts dagegen thun, denn Dr. Bierck stand bei der Verwaltung und selbst bei den französischen Generälen in hohem Ansehen. Jetzt trug ihm seine damalige Milde gegen die angeblichen Spione sowie sein kluges Benehmen bei den deutschen Offizieren deren hohe Achtung ein; Herr Bierck wußte all' das zum Besten der Gemeinde gut zu verwerten. Gleich am Nachmittag wurde von der Gemeinde die Lieferung von hundert Ochsen, hundert Hektolitern Wein, tausend Laib Brot und zweihundert Zentnern Hafer verlangt. Dr. Bierck nahm seinen ganzen Mut zusammen und sagte den Herren, daß unsere Gemeinde eine arme Gebirgsgemeinde sei, die das Verlangte unmöglich liefern könne. Ihr Wohlstand stehe nicht im Verhältnis zu den großen Häusern; zudem sei die Gemeinde bereits durch die Franzosen gänzlich ausgekauft. Es stünden höchstenfalls sechs fette Ochsen hier, die ja gerne zu ihrer Verfügung gestellt würden. Hafer sei auch nicht ein Pfund mehr vorhanden. Die Heuvorräte seien bei dem trockenen Sommer gering; Brot wäre nur sehr wenig mehr im Dorfe. Er wolle aber bekannt machen lassen, daß jeder Bürger sofort zwei Laib Brot liefern müsse; wer noch welches habe, würde es sicherlich bringen. Zum Schluß appellierte er an das Mitleid der Sieger. Schließlich erreichte er es, daß die Forderung auf

das Zehntel ermäßigt wurde. Der Wächter machte nun bekannt, daß jedermann sofort zwei Laib Brot auf das Gemeindehaus zu bringen habe. Wer noch welches hat, trägt es hin. Das ist nun keineswegs so leicht auszuführen, denn die Truppen nehmen die ganze Straße ein. Am Gemeindehaus sieht man die Truppen rechts schwenken und die Richtung nach Bitsch einschlagen. Die später Kommenden marschierten in der Richtung nach Mattstall-Langensulzbach. Jedesmal wenn einer sein Brot abliefert, wird sein Name in eine Liste eingetragen. Niemand spricht sonst ein Wort. Der Kriegsschrecken verschließt jedem den Mund. Aber es kommt auch vor, daß man reden muß, ob man will oder nicht. Auch der Erzähler trägt sein Kontingent Brot, den ganzen Vorrat seiner Eltern, an den Bestimmungsort. Wie er wieder vom Gemeindehaus zurückgeht, sieht er den Schneider-Louis unter seiner Thüre stehen und einen Offizier auf denselben zureiten. „Wohin haben sich die Franzosen zurückgezogen?" fragt ihn der Offizier in strengem Ton und schaut ihn dabei so scharf an, daß dem Louis förmlich das Herz klopft. Kalt und warm läuft es ihm den Rücken hinauf, denn um keinen Preis möchte er das Vaterland verraten. Er sagt deshalb in verlegenem Tone: „Wer kann es wissen? Es war Nacht, als sie zurückgingen, und wir haben geschlafen!" — „So, Bauer, diesen Morgen um 9 Uhr hast Du noch geschlafen? Langschläfer! Entweder sagst Du mir augenblicklich, wo die Franzosen hin sind, oder es kracht!" Mit diesen Worten hält er ihm den Revolver vor die Brust. — „Uff Fröschwiller, uff Fröschwiller hann se g'sagt", stottert jetzt der zum Tod erschrockene Louïs und er wird so weiß wie eine

Wand. Hierauf reitet der Offizier weiter; der Louis aber verschwindet schleunigst hinter der Hausthüre, an Armen und Beinen zitternd und im Gewissen gefoltert, daß er das Vaterland verraten habe.

In ebenso großen Schrecken gerät der Haushalter-Fritz, der Küfer. In dessen Scheune ist einem Soldaten das Gewehr losgegangen, was letzterer jedoch verheimlichte. Augenblicklich ergreift man den Fritz, unter der Beschuldigung, geschossen zu haben, und ob er auch seine Unschuld beteuert, es nützt doch alles nichts. Die Soldaten durchsuchen das ganze Haus nach einem Gewehr, finden aber keines, und da auch der Besitzer des Gasthofes „Zum Lamm", woselbst der Divisionsgeneral Graf Bothmer logierte, Fürbitte bei demselben zu Gunsten des Fritz einlegt und ihn als einen allgemein geachteten und friedfertigen Mann schildert, so wird er wieder freigelassen — und kam mit dem Schrecken davon.

Ununterbrochen marschiert ein Regiment nach dem anderen durch. Von der Hungersnot ist nichts bei ihnen zu merken. Sie unterscheiden sich durch ihr Aussehen außerordentlich vorteilhaft von den Franzosen. Sie sind alle ohne Ausnahme wohlgenährt. Doch litten sie sehr unter der Hitze. Sie lechzten nach Wasser. Gegen Abend fuhr Artillerie durch, und zwei Regimenter Chevauxlegers wurden im Dorfe einquartiert. Die Infanterie aber bezog ringsumher auf den Höhen ein Lager. Ehe die Sonne unterging, biwakierten die Bayern, soweit das Auge reichte. Am Abend indessen sollten wir noch besser erfahren, was Krieg sei, und wollen wir dem Leser davon auch ein weniges in den folgenden Blättern berichten.

Requisition und Plünderung.

Von den Chevauxlegers erhalten auch wir mehrere Mann in Quartier. Wir hatten kein Brot mehr im Haus und es war uns deshalb mit der Einquartierung nicht besonders wohl zu Mut. Aber die Chevauxlegers waren sehr ordentlich und sagten, wir sollten uns deshalb nicht kränken. Der eine habe ein Stück Brot bei sich, das wohl reichen werde, und sie seien mit allem zufrieden. Sie erhielten nun Eier und Speck und auch an Wein fehlte es ihnen nicht. Sie sind nicht nur zufrieden, sondern sogar recht dankbar und behandeln uns wie Freunde.

Wie sie nun am Tisch sitzen, fährt ein Feldpostillon zum Hof herein und spannt aus. Die Mutter erlaubt sich, ihm zu sagen, daß jeden Augenblick unsere Kühe und das Pferd zurückkommen könnten und daß dann kein Platz mehr im Stall wäre. Er möchte gefälligst nach dem Bürgermeisteramt fahren, wo die Mannschaften gleichmäßig verteilt würden. Es seien jedenfalls noch leere Ställe genug im Dorfe vorhanden; die Verpflegung fiele uns um so schwerer, da wir keine Brotkrume mehr im Hause hätten. Jetzt wurde der Postillon rasend. Er erklärte, sich einzuquartieren, wo es ihm beliebe; er brauche dazu keinen Bürgermeister. Und wenn er nicht erhalten würde, was er wünsche, so werde er uns schon Raison lehren, denn er hasse das verdammte Franzosenvolk, das ihn in der Welt herumsprenge, während seine Eltern und seine Frau daheim nichts zu

beißen hätten. Und dabei fluchte er ganz abscheulich. Die Chevauxlegers hörten vom Fenster aus sein entsetzliches Geschrei, setzten ihre Helme auf und eilten hinaus. — „Wo kommst Du denn her, daß Du eine schwache Frau hier so anschreist? Entweder Du bist augenblicklich still, oder Du fährst wieder zum Hof hinaus. So geht man mit friedlichen Bürgern nicht um. Und wenn die Leute kein Brot mehr haben, so kannst Du Kartoffeln essen, wie wir auch, oder Du machst wieder kehrt." Das wirkte auf den Postillon wie ein kalter Wasserstrahl. Er entschuldigte sich und wurde am selben Abend noch so artig, als man sich's nur wünschen konnte.

Sonst ging's freilich nicht nach Wunsch. Ein Leutnant tritt mit zwei Mitgliedern des Gemeinderats und zwei Soldatenmetzgern zum Hof herein und läßt die Ochsen zum Stall hinausführen. Wir wollen der Wahrheit gemäß sagen, daß wir sie schon verkauft hätten, aber es nützt nichts. Der Leutnant spricht kurz: „Wir müssen sie haben", und sie werden hinweggeführt. Doch sagen die Mitglieder des Gemeinderats, die Gemeinde bürge uns für den Preis, wofür wir sie verkauft hätten. Darauf fängt es an, im Hof aus- und einzugehen wie in einem Taubenschlag. Die einen schleppen Stroh und Heu fort, die anderen verlangen dies und das. Der Umstand, daß wir ihnen das Wenigste geben können, was sie verlangen, macht sie immer mehr gegen uns verstimmt. Sie meinen, wir wollen ihnen nichts geben, und wenn wir ihnen sagen, die Franzosen hätten schon alles aufgezehrt, so glauben sie uns nicht und schelten, daß wir Krieg angefangen hätten. Die Stimmung wird je länger je mehr eine gereizte. Doch sind

auch manche unter ihnen, die uns Glauben schenken und mitleidig sind. Die wollen uns trösten und sagen, wir sollten nur nicht so sehr erschrecken, es werde schon alles wieder bezahlt werden. Doch wirkt dieser Trost nicht auf uns, da wir nicht im geringsten daran glaubten.

Mehrere hundert Bund Stroh waren schon zum Hofe hinausgewandert. Es sollte den Truppen zum Lagern und als Schutz gegen Regen dienen, da die Deutschen keine Zelte mit sich führten wie die Franzosen. Es stürmten aber jetzt immer größere Haufen zum Hof herein und verlangten Wein. Obschon wir sehr viel vorher verkauft und verschenkt, hatten wir doch noch ziemliche Vorräte davon, da die 60er Jahre ausnahmslos gute Weinjahre waren. Wir standen zu zweien im Keller und füllten ihre Flaschen. Doch bald stürmen sie zu Hunderten in den Hof und rufen immer lauter: „Wein! Wein!" Jetzt dringen sie wider die Kellerthüre, die nach dem Hofe zu geht, und rufen: „Aufgemacht, oder wir hauen sie ein!" Wir wollen aufmachen, aber wir können nicht vor den vielen, die sich gegen die Thüre stemmen. Da, auf einmal krachen die verrosteten Riegel. Die Thüren sind geöffnet und der ganze Schwarm dringt herein. Wir waren froh, uns noch durch die Hinterthüre zurückziehen zu können. Unsere Chevaux-legers vermögen nichts gegen die Massen auszurichten. Nur ein kleines Fäßchen retteten sie noch für sich durch die Hinterthüre, als der Schwarm zur vordersten Thüre hereinstürzte.

Im Keller drücken sie sich fast tot. Jeder will zuerst. Sie drängen einander und stoßen sich herum. Man hört kein eigen Wort nicht. Da wir auch die Milch im Keller

hatten, wird auch sie fortgenommen. Alle Milchtöpfe werden entweder mit Wein oder Milch zum Hof hinausgetragen. Auch der Branntwein geht mit. Viele dringen in die Küche und nehmen dort alle Töpfe und das Küchengeschirr, um es mit Wein füllen zu können. Man kann nichts dagegen machen; man muß sie gewähren lassen. Sie zanken und streiten sich untereinander um jeden Tropfen. Mancher, der mit einem kleinen Fäßchen zum Keller hinaus will, wird von einem eindringenden Schwarm wieder zurückgestoßen und gar oftmals seiner Beute beraubt.

Betrübt stehen wir in dem Hausgang und überschauen das zügellose Treiben. Ebenso betrübt tritt ein Soldat auf uns zu und fragt, ob er nicht einige Flaschen Wein kaufen könnte. Wir sagen ihm, es sei uns das nicht möglich, er solle sich nehmen, da uns ja doch alles genommen wird. „So will ich keinen“, giebt er zur Antwort und entfernt sich. Einige Minuten später stürmt ein Hauptmann mit gezogenem Säbel zum Hof herein, stellt sich vor den Keller und befiehlt den Soldaten mit einer wahren Donnerstimme, augenblicklich den Keller zu verlassen. Und merkwürdig, die eiserne Disziplin der deutschen Truppen bewährt sich auch jetzt noch und sie verlassen den Keller, wobei ihnen der Hauptmann gehörig den Text liest. Hätten wir daran gedacht, jetzt gleich in den Keller zu gehen und die „Hahnen“ zuzudrehen, so hätten wir vielleicht noch manchen Tropfen retten können. Aber das fiel uns in der Bestürzung nicht ein, und so zerrann denn was sie nicht getrunken hatten im Keller. Der Hauptmann aber kam die Treppe herauf und drückte sein lebhaftes Bedauern über das Vorgefallene aus, von dem er leider zu spät Nachricht

erhalten habe — jedenfalls hatte der Soldat, der von der Treppe aus der Plünderung so betrübt zugeschaut hatte, ihm Mitteilung gemacht — dann sagte er noch, wir möchten uns die Sache nicht so sehr zu Herzen nehmen, es würde später alles bezahlt werden. Obschon wir an das letztere nicht glauben konnten, that uns die Teilnahme des Hauptmannes dennoch wohl. Nachdem er sich entfernt hatte, dachten wir erst daran, in den Keller zu gehen. Es war zu spät. Alle Fässer waren leergelaufen, die Milchkiste umgeworfen, die Milchtöpfe teils fort, teils zerbrochen.

Nun fingen einige Soldaten an, Weizengarben zum Hof hinauszutragen, um sie zum Lagern im Felde zu verwenden. Unsere Chevauxlegers wollten dies jedoch nicht zugeben. Auch der Postillon schimpfte schrecklich. Es kam in der Scheune zu einem heftigen Wortwechsel, der schließlich damit endigte, daß das Forttragen der Garben unterblieb. Endlich brach die Nacht herein und machte der Plünderung im großen Stil ein Ende. Tiefbetrübt geht man unter den Soldaten herum, von denen sich viele in der Stube, in der Scheune und auf dem Heustall ein Lager zurecht machen. Was haben wir heute nicht alles verloren: Ochsen, Wein, Branntwein, Heu, Stroh, Milch, Butter, Fässer, Stützen, Kübel, Küchengeschirr und tausend andere Dinge! Alles fort! Man sieht auch Kühe, Wagen und Pferd für verloren, da sie bis jetzt von Fröschweiler noch nicht zurückgekehrt waren.

Plünderung im Dorfe.

Wie ist es nun den übrigen Dorfbewohnern ergangen? Am besten kamen die Leute durch, welche in kleinen Häusern wohnten. Da wurde nicht viel gesucht, und sie erfuhren von den Schrecken des Krieges am wenigsten. Aber in allen großen Häusern wurde Unzähliges mitgenommen. Am meisten vielleicht in dem Gasthof und der Weingroßhandlung „Zum Lamm." Auch dort wurde den Durstigen zuerst Wein verkauft. Bald jedoch waren die Keller so überfüllt mit Soldaten, daß sie sich fast totdrückten und der Wirt selbst nur noch den einen Wunsch hatte, wenigstens unversehrt aus dem Keller zu kommen. Am schlimmsten war es, daß auch einige Soldaten betrunken waren. Einer wollte sogar in der Trunkenheit den Wirt niederstechen. Zum Glück entkam derselbe durch die Hinterthüre. Er ging zu seinem Schwager, dem Bürgermeister, bei dem der Generalleutnant v. Walther in Quartier war, und bat um Hilfe und Schutz. Der General war ein herzensguter Mann, sandte sofort zwei Adjutanten, die den Keller räumten, und ließ zwei Mann als Posten vor die Kellerthüre aufstellen. Es sollte nun wieder ein regelmäßiger Weinverkauf stattfinden. Aber nach einer Viertelstunde war schon wiederum alles außer Rand und Band. Die durstigen Soldaten lassen sich auch durch die Posten nicht mehr zurückhalten: sie stürzen sich jetzt scharenweise in den Keller. Herr Schiellein-Licht sieht, es läßt sich nichts ändern. Selbst

das Machtwort des Generals bricht sich vor diesem Sturm. Er läßt nun allem ungestört seinen Lauf. Sogar die Küche wird geplündert, so daß es schließlich am nötigen Geschirr zur Bedienung der Offiziere mangelt. Die großen Weinvorräte, für viele Tausende von Franken, werden genommen. Auch eine Kuh und ein Pferd verschwinden im Durcheinander. Wo sind sie hingekommen? Der Besitzer weiß es heute noch nicht. Im Gasthaus „Zum grünen Baum" ist es ähnlich zugegangen: weder ein Tropfen Wein noch Branntwein wurde gerettet. — Doch haben manche Leute auch Glück gehabt. Wie es in Weißenburg krachte, trauten sie dem Wetter nicht mehr und schafften in aller Stille wenigstens ein Faß auf die Seite, vergruben es in den Boden und setzten zum Ueberfluß noch einen Haufen Holz darauf. Da hat dann kein Hahn darnach gekräht. Die konnten hernach lachen, wenn wir Wasser schlucken mußten, während sie Wein tranken. Versteckt hatte allerdings jedermann etwas, schon zehn Tage vor der Weißenburger Schlacht, als Graf Zeppelin uns mit seiner Reiterschar erschreckte. Aber man hatte mehr an Geld, Fleisch und Getüch gedacht, während man es fast ganz versäumte, den Wein in Sicherheit zu bringen. Und jetzt mußte gerade der Wein am meisten herhalten, während nach Getüch gar nicht gesucht wurde.

Auch die Kramläden sind bis zum Abend alle ausgeplündert: Kaffee, Reis, Zucker, Syrup, Tabak, alles wurde mitgenommen; der „Itzik", der am Morgen noch hoffte, er könne vielleicht in zwei Tagen ausverkaufen, hatte dies Ziel bis zum Abend schon erreicht; nur daß er kein Geld eingenommen, schnürte ihm fast den Hals zu. Zur Ehre der Soldaten muß gesagt werden, daß manche

gerne bezahlt hätten, was sie mitnahmen. Aber war die Plünderung einmal im Gange, so zog sich der Eigentümer zurück und niemand war mehr imstande, irgend etwas zu kaufen. Wenn er etwas wollte, mußte er dann einfach zulangen. Ueberhaupt müssen wir wegen der Plünderung manches zur Entschuldigung für die Soldaten anführen. Eine regelrechte Verpflegung kann bei den vordersten Truppen in Feindesland nicht gleich vorhanden sein. Dieselben müssen dann zugreifen nach dem, was vorhanden ist. Auch läßt sich der Durst nach Wein und Bier nach einem so anstrengenden und erhitzenden Marsch leicht erklären. Eine geordnete Verteilung konnte aber bei den großen Menschenmassen in den kurzen Abendstunden nicht hergestellt werden. Wo die Obrigkeit nicht ordnen und befehlen kann, da muß es naturgemäß zu einem schrecklichen Durcheinander und selbst zur Plünderung kommen. Ja, wo der Mensch frei ist, nach eigenem Ermessen zu handeln, da fängt eine Hölle an, obgleich sich heute viele von unbegrenzter Freiheit das Paradies träumen. Denn daß der Mensch so gut sei von Natur, ist doch nur ein schöner Wahn. Selbst die Bayern sollen es nicht sein, und nach dem Krieg wurde manchmal von ihrem Bierdurst à la Schiller rezitiert:

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist das Tiegertier;
Allein das Schrecklichste der Schrecken
Ist doch der Bayer — ohne Bier!"

Doch wollen wir damit keineswegs einen besonderen Stein auf die Bayern werfen. Wenn wir bedenken, was für unermeßliche Vorräte dem deutschen Heere am zweiten Tage folgten, so können wir zu keinem anderen Schluß

kommen, als daß, wenn die Franzosen in Deutschland einmarschiert wären, sie überhaupt nur von Plünderung hätten leben können. Die französischen Offiziere hätten es um so weniger wehren können, da die Disziplin bei ihnen ohnehin schon sehr im argen lag. So konnten sie das Plündern in Fröschweiler zum Beispiel schon vor der Schlacht nicht wehren. Der Soldat muß eben gelebt haben; wenn er nichts hat, nimmt er, wo er etwas findet.

Während ein Regiment nach dem anderen durchmarschierte und auch die Plünderung ihren Anfang nahm, ging es bei unserem Herrn Maire unaufhörlich aus und ein. Da läßt ein Regimentskommandeur befehlen, ein Fuder Wein in das Lager zu bringen. Ein anderer verlangt wenigstens Wasser für seine auf den Höhen lagernden Mannschaften. Aber leider sind keine Fuhren zu finden, da dieselben noch nicht von Fröschweiler zurück sind. Ein dritter fordert Hafer; doch ist keiner mehr vorhanden. Ein angeheiterter Feldwebel kommt und begehrt sogar eine Partie Hähnchen und Täubchen. Wenn da all' den Wünschen nicht entsprochen werden kann, steigen manchmal nicht nur dunkle Wolken auf, sondern entladet sich auch ein Wetter, das schwache Naturen in Verzweiflung bringen könnte. Aber unser Bürgermeister läßt es gewöhnlich donnern und blitzen; wenn sich der Sturm dann ein wenig gelegt hat, so unterhandelt er mit den Herren, wobei er immer leidlich durchkommt. Er hat viel Geduld und auch ein organisatorisches Talent. Da er unmöglich allein alles bewältigen und überall selbst hingehen kann, so hat er die Gemeinderäte einberufen und jedem seine Rolle zugeteilt. Sie fühlen es heute zum erstenmal, daß ihre Würde auch Bürde mit sich bringt. Zum Glück

kommen gegen Abend, wo das Durcheinander am größten, die Geduld der Offiziere und Soldaten aber am kleinsten ist, nach und nach einige Fuhren von Fröschweiler zurück; diese können dann zu Dienstleistungen im Lager verwendet werden. Da muß Wasser, Wein, Fleisch, Holz, Heu, Stroh und alles Mögliche in das Lager geführt werden. Unsere verehrten Dorfväter thaten alle ihre Pflicht mit dem größten Eifer. Zum Lohn wurden sie oftmals von den Soldaten für den Bürgermeister gehalten und per „Herr Bürgermeister" angeredet. Aber manchmal, wenn etwas nicht klappte, bekamen sie auch von den zornigen Kriegern andere Titel zu hören, die nicht gerade lieblich klangen. Zwei von ihnen erhielten sogar einmal eine Ohrfeige, die sie heute noch brennt, wenn es ander Wetter giebt. Dann erinnern sie sich stets mit Schmerzen daran, was sie 1870 für das Vaterland gelitten haben.

Es ist schon eine Weile Nacht. Da kommt mein Vater mit dem Knecht von Fröschweiler zurück. Die Kühe haben sie mitgebracht; das Pferd versteckten sie in Langensulzbach, um nicht mit der deutschen Armee fahren zu müssen. Kaum aber sind sie da, so kommt auch schon der Feldhüter, mit dem Befehl, augenblicklich in das Lager zu fahren und einen kranken Leutnant in das Dorf, in den Gasthof „Zum Lamm" zu bringen. Mochte es auch Nacht und die Kühe noch so ermüdet sein, so mußte doch gehorcht werden, und wir fahren an den bezeichneten Ort, wo Leutnant Pöhner aus Nürnberg lag, an den heftigsten Gliederschmerzen leidend. Der Offizier sprach aber den Wunsch aus, in einem Privathause untergebracht zu werden. Wir sagen ihm daraufhin, wenn es ihm bei Bauersleuten gut genug sei, so wollten

wir ihn schon aufnehmen. Er willigt ein, und wir fahren ihn in unser Haus. Acht Tage später ist er als guter Freund von uns geschieden.

In die Häuser kommen noch fortwährend Soldaten. Zwei Trunkenbolde ängstigen die Bewohner einer ganzen Gasse. Gegen Mitternacht kommt auch in unser Haus noch ein Trupp und verlangt unser eisernes Kochgeschirr. Wir wollen protestieren und sagen, wir müßten doch auch für unsere Soldaten kochen, aber es nützt nichts. Sie sagen, sie müßten's haben und sie wollten's wieder bringen. Wir müssen sie gewähren lassen.

Zu Anfang der Nacht brennen auf den Feldern die Biwakfeuer und erhellen das Dunkel. Das Schauspiel ist schrecklich=schön. Die müden Krieger begeben sich nach und nach zur Ruhe. Hier lagern die Bayern; in Görsdorf, Preuschdorf, Sulz, ja bis an den Rhein die Preußen, Badenser, Hessen, kurz Soldaten aller deutschen Stämme. Auf den Höhen von Fröschweiler und Elsaßhausen kampieren die Franzosen. Ruhet, ihr müden Kämpfer, morgen werdet ihr geweckt werden zu schrecklicher Blutarbeit! Nur noch einige Stunden trennen uns von dem entscheidungsvollen Tag. Was wird er uns bringen?

„Mein Herze, mein Herze, sei still!
„Es fallen die Würfel, wie Gott es will,
„Was auch der kommende Morgen
„Im blutigen Schoße verborgen."

Einsames Sterbebett.

Schon eine Stunde ungefähr hat der letzte Trupp Franzosen das Dorf verlassen. Da wanken mühsam noch zwei Kranke herein. Man meint, sie müßten jeden Schritt niedersinken. Sie sind so weiß wie eine Wand und die Thränen stehen ihnen in den Augen. Wir wollen sie zur Eile antreiben, aber sie können nicht mehr. Man bietet ihnen Kaffee, Wein, Milch an, aber umsonst. Sie nehmen nichts und sagen nur: „O mon Dieu! nous mourons!“ (O lieber Gott, wir müssen sterben!) Wir sagen ihnen, wenn sie den Pfad an den Gärten hinuntergehen, werden sie einen Vorsprung von einigen Minuten über die Preußen erlangen, welch' letztere sich jedenfalls auch längere Zeit im Dorf aufhalten würden. Sie beißen die Zähne zusammen vor Schmerzen und gehen — fünf Minuten später reitet schon die erste deutsche Patrouille zum Dorfe herein.

Mittlerweile haben die Kranken die Wörther Chaussee gewonnen und bieten alle Kräfte auf, um wieder zur Armee zu gelangen. Aber bis sie drunten an's Helienbrückel kommen, können sie nicht mehr weiter. Sie glauben, sterben zu müssen und es fängt an, ihnen gleichgültig zu werden, ob es durch das Schwert der Preußen geschieht oder nicht. Abgemattet und abgestumpft lassen sie sich neben der Straße hinsinken; in ihrem Schmerz sehen sie es gar nicht, daß wenn sie die kleine vor ihnen liegende Anhöhe erstiegen hätten, sie im Schutze des Waldes gewesen wären. Währenddem

aber hat sich noch ein versprengter Infanterist vom Walde her dem Dorfe genähert. Der Toni späht von seinem Garten aus, wo der Wind und wo die Preußen herkommen, und erschreckt nicht wenig, da er den Ankömmling sieht. „Schnell, schnell, die Preußen sind da!" ruft er ihm zu. Die Chevauxlegers-Patrouille war schon das Dorf hinuntergeritten. Kam sie wieder herauf, ehe unser Flüchtling den Hohlweg überschritten und den Pfad hinter dem Dorf erreicht hatte, so war er verloren. Es war also keine Zeit zu verlieren. Damit seine Uniform nicht zu weit sichtbar sein möchte, hängt ihm der Toni noch ein altes Tuch um und zeigt ihm die Richtung, die er einschlagen muß, um den Preußen zu entwischen. Und der läßt sich auch kein Gras unter den Füßen wachsen, sondern läuft wie ein gescheuchtes Reh über's Feld und erreicht glücklich die Wörther Chaussee, die Rückzugsstraße der Franzosen. Am „Helienbrückel" sieht er die zwei kranken Kameraden liegen und ruft ihnen zu: „Die Preußen kommen!" In diesem Augenblicke kehrt ein Fuhrmann aus Fröschweiler zurück; wie der hört, daß feindliche Kavalleristen schon im Dorfe sind, sagt er zu den drei Franzosen: „Ihr seid verloren, wenn Ihr nicht schnell diesen Weg einschlagt, der Euch hundert Meter von hier schon in den Wald führt. Geht Ihr aber diesen Weg, so findet Ihr am anderen Waldessaum ein einsam gelegenes Herrschaftshaus, wo Ihr vollständig sicher seid. Dort kommt kein Feind hin, denn die schlagen den Waldweg nicht ein, sondern reiten jedenfalls auf der großen Straße fort, der Armee nach." Wie die Kranken das hören, raffen sie sich noch einmal auf, um mit dem anderen den Wald zu erreichen. Kaum sind sie dort angelangt, so

hören sie auch schon die bayerischen Chevauxlegers in geringer Entfernung die Straße nach Wörth hinunterreiten; sie sind überfroh, daß sie für den Augenblick wenigstens in Sicherheit sind.

Die beiden kranken Franzosen sind so schwach, daß sie fast nicht mehr vorwärts kommen. Ohne den dritten, der am Helienbuckel zu ihnen kam, wären sie sicher liegen geblieben und am Wege verschmachtet. Aber derselbe unterstützt sie, obgleich auch er sehr erschöpft ist. Da die Kranken ihre Gewehre nicht mehr tragen können, verstecken sie dieselben, um sie später wiederum zu holen, wenn die Preußen wieder zum Land hinausgeschlagen wären. Der einstündige Weg scheint den Bedauernswerten eine Ewigkeit zu sein. Zehnmal werfen sie sich nieder und glauben, keine menschliche Wohnung mehr erreichen zu können. Endlich, gegen Abend, haben sie den Waldessaum erreicht und stehen vor dem Haus des Verwalters, sich schüchtern nach allen Seiten hin umsehend. Zum Glück erblickt sie jemand aus dem Hause und eilt hinaus, ihnen zu sagen, daß im Keller schon ein Haufen Preußen sei. Sie möchten deshalb schnell unten an der Mauer hingehen, dann würden sie unbemerkt in's Forsthaus kommen. Dort könnten sie sich verstecken. Noch einmal bieten sie die letzte Kraft auf und erreichen das Forsthaus, wo der eine sich am Scheunenthor niedersinken läßt mit den Worten: „Laissez-moi mourir!“ (Laßt mich sterben!) Der Förster zittert an Arm und Bein, da er die beiden sieht; auch seine Frau ist zum Tode erschrocken. Um nicht selbst in's Unglück gestürzt zu werden, möchten sie die Ankömmlinge bitten, fortzugehen, aber sie sehen auch sofort ein, daß diese nicht mehr weiter können. Einen

Augenblick stehen sie stumm und ratlos beieinander. Da durchzuckt den Förster plötzlich ein Gedanke. Sie wollen die Hilflosen in die Steingrube am Wald schaffen. Dort wird kein Preuße hinkommen. Sie wissen, es ist keine Zeit zu verlieren, denn jeden Augenblick können die Preußen eintreffen. Der Kranke, der sich am Scheuerthor hinsinken ließ, wird aufgehoben und, vom Förster halb geführt und halb getragen, mit dem anderen in die Steingrube gebracht. Eine Bretterhütte ist dort und auch eine Bank. Da lassen die Drei sich hinsinken. Die Förstersfrau hat zwei Kissen mitgebracht, welche die Kranken als Unterlage benützen können.

Kaum ist der Förster wieder in seine Wohnung zurückgekehrt, so kommen auch schon eine Anzahl Preußen und verlangen Wein und Lebensmittel. Sie fragen auch, ob keine Franzosen im Haus versteckt seien. Der Förster sagt nein und giebt, was er hat. Die Preußen nehmen, was sie finden, und gehen wieder. Der Förster ist von Angst gefoltert, und hat doch nur über Sterbende sich erbarmt.

Gerne würde er sofort noch einige Lebensmittel in den Steinbruch tragen. Aber er darf es nicht wagen. Er könnte sich und die Kranken dadurch leicht verraten.

Endlich wird es dunkel. Der Verwalter, Herr Brämer vom Herrschaftshof Liebfrauenberg, kommt in das Forsthaus und erkundigt sich nach den Franzosen. Er bringt nicht gerade ermutigende Nachrichten. Er sagt, heute abend wäre wieder ein ganzer Trupp Preußen in den Hof gekommen und hätte gefragt, ob er keine Franzosen versteckt habe. Falls er welche versteckt hätte und sie nicht sogleich zur Anzeige brächte, so würde er ohne Gnade erschossen werden. Der Förster erzählt ihm nun, wo die Franzosen sind;

gemeinsam beraten sie nun darüber, ob man es während der Nacht wagen dürfe, einige Eßwaren in die Steingrube zu tragen. Sie sagen sich aber, daß in der Nacht jedenfalls Schildwachen längs des Waldes aufgestellt sind und daß sie sich samt den Kranken im Steinbruch dadurch unglücklich machen könnten.

Die Nacht vom 5. auf den 6. August geht langsam, unter bangen Ahnungen vorüber. Gegen Morgen fielen Schüsse. Es wird Tag. Die deutschen Truppen wälzen sich vorwärts, die Höhen hinunter. Den Försterleuten wird es angst und bang. Eine namenlose Furcht erfaßt sie. Da, um das Maß der Schrecken voll zu machen, tritt ein Franzose an das Fenster, der aus dem Wald gekommen war, und fleht um Brot, für sich und einen Kameraden, der gleich ihm versprengt und verirrt sei. Auch fragt er, ob es nicht möglich wäre, zur Armee zu kommen. Der Förster sagt ihm, daß das letztere unmöglich sei, reicht ihm Brot und bittet ihn, sich sofort zu entfernen; zugleich weist er ihn nach dem Steinbruch hin: dort seien noch andere Franzosen, mit denen er das Brot teilen möge. Der Flüchtling entfernt sich in der vom Förster bezeichneten Richtung.

Die Kanonen donnern, die Gewehre knattern. Der Förster hält es in seinem Hause jetzt nicht mehr aus. Er eilt mit Frau und Kindern in das Haus des Verwalters. Einige Augenblicke sehen sie dem Gang der sich entspinnenden Schlacht zu. Vom Liebfrauenberg aus kann man das ganze Schlachtfeld so gut übersehen, wie sonst nirgends. Aber lange stehen sie hier nicht auf der Warte. Ihre Phantasie ist außerordentlich aufgeregt. Wenn die Preußen zurückgedrängt werden und hier auf den Höhen und am Waldessaum

Stellung nehmen, so müssen sie die Franzosen im Steinbruch finden. Und die Kissen verraten es dann, daß sie dieselben versteckt hatten. Sie sehen sich im Geiste schon gefangen und erschossen. Sie laufen in der Angst fort in den Wald, immer weiter den Berg hinauf in die dichten jungen Kiefern. Da kauern sie mehrere Stunden beieinander. Es wird Mittag. Wenn sie nur wüßten, wie es geht. Der Förster und der Verwalter spähen wieder umher. Sie klettern auf einen Baum. Sie sehen die Flammen in Fröschweiler und Elsaßhausen gen Himmel schlagen. Sie sehen die preußischen Massen auf allen Seiten vorwärts dringen. Der Kanonendonner wird schwächer. Die Schlacht geht zu Ende. Die Preußen haben gesiegt.

Das geängstete Häuflein im Walde wird ruhiger. Sie kehren wieder in ihre Wohnungen zurück. Am Abend lagert eine ganze Kompagnie Preußen in den Räumen des Liebfrauenberger Schlosses. Auch in's Försterhaus dringt wieder ein Schwarm. Die Plünderung wird noch gründlicher vorgenommen als am Abend vorher. Die Kranken im Steinbruch zu besuchen, ist unmöglich. Auch Sonntag, den 7. August drängt noch immer ein Heerhaufen dem anderen nach. Erst am Montag, den 8. August kann der Förster nach den Franzosen im Steinbruch sehen. Die Kranken sind noch kränker: sie nehmen weder Kaffee noch Milch an. Sie sagen nur die Worte: „Nous mourons!“ (Wir sterben!) Die Gesunden sind wegen des Ausgangs der Schlacht sehr niedergeschlagen. Sie bitten um Zivilkleider, um besser durch die Preußen hindurchzukommen und womöglich Straßburg zu erreichen oder sonst zur Armee zu gelangen. Der Förster sagt ihnen, daß dies heute noch

unmöglich sei, da unabsehbare Heereszüge sich noch auf allen Straßen vorwärts drängten. Am Dienstag erhalten sie dann die nötigen Kleider, danken ihren Wohlthätern und gehen fort. Da der eine ein Lothringer ist und deutsch „hacken" kann, hoffen sie, durchzukommen. Ob es ihnen gelungen ist, wissen wir nicht.

Die Kranken bleiben nun allein in der Steingrube zurück. Die Hoffnung jedoch, sie am Leben zu erhalten, wird immer geringer. Die Familien des Försters und des Verwalters wetteifern zwar jetzt in ihrer Pflege. Es fehlt den Leidenden weder an Kissen noch an Decken; auch Kaffee, Milch, Fleischbrühe, alles wird ihnen gebracht, aber sie nehmen fast nichts an, man sieht es je länger, je sicherer, daß sie dem Tod geweiht sind. Der Förster fragt sie nun, ob sie katholisch seien und ob er ihnen den Pfarrer holen solle. Sie bejahen beides und der Förster geht zum katholischen Pfarrer nach Görsdorf und bittet ihn, zu den Sterbenden zu kommen. Derselbe begiebt sich noch des Nachts in die Steingrube, und die beiden Hoffnungslosen empfangen die Sakramente ihrer Kirche. In der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag, acht Tage nach der Schlacht von Weißenburg, schlummert einer der beiden Franzosen hinüber in die Ewigkeit.

Nun läßt es den Försterslenten keine Ruhe mehr. Mag daraus werden, was da will: sie tragen den noch Lebenden in ihre Wohnung und legen ihn in ihr Bett. Dem Toten aber graben sie im Steinbruch das kühle Grab und betten ihn hinein. Kaum liegt der noch Lebende in dem warmen Bett, so wird er unruhig: er will fort, er will heim. In Verzweiflung ruft er nach seiner Mutter.

Dann murmelt er wieder unverständliche Worte. Bald beginnt der Todeskampf. Weinend stehen die Förstersleute um sein Lager. Sie wischen ihm den Todesschweiß von der Stirn und befeuchten ihm die Lippen. Noch einmal ein gewaltsames Zucken der Glieder, und auch er hat ausgelitten.

Auch ihm wird die letzte Ruhestätte in der Steingrube gegraben, neben seinem Leidensgenossen. Später ließ Frau v. Bussingault, die Besitzerin des Liebfrauenberger Schlosses, zwei steinerne Kreuze auf den Gräbern errichten, um das Andenken der beiden Franzosen zu ehren, die nicht auf dem Schlachtfeld verbluteten, sondern wohl infolge der schlechten Verpflegung starben, der die französischen Soldaten schon Wochen hindurch ausgesetzt waren.

Weil an allen Ecken und Enden in jenen Tagen bekannt gemacht wurde, daß, wer Franzosen beherberge, erschossen werde, so fürchteten sich die Verwalters- und Förstersleute, ihr Erlebnis weiter zu erzählen. Es drang deshalb nur so viel in die Oeffentlichkeit, daß in der Görsdorfer Steingrube zwei Franzosen verhungert und vom Förster begraben worden seien. Da nun der Förster sowie der Verwalter inzwischen beide aus diesem Leben geschieden, so sei es zu ihrem Lobe erzählt, was sie an den sterbenden Franzosen Gutes gethan. Gott aber verleihe ihnen allen in Gnaden eine fröhliche Auferstehung!

Wie es den Lembacher Fuhrleuten ergangen ist.

Am Nachmittag des 4. August mußten, wie der Leser bereits weiß, unsere Lembacher Bauern sämtlich anspannen und den Regimentern der Division Ducrot, die hier kampiert hatten, die Tornister in der Richtung gegen Weißenburg zu nachfahren. Aber schon unterhalb Klimbach mußten sie umkehren: auf den Abend sollten sie nach Fröschweiler fahren. Es war ihnen jedoch keineswegs ganz wohl bei der Sache, denn obschon das Sprichwort bei uns im Schwange ging: „So schnell schießen die Preußen nicht", so trauten ihnen unsere Bauern heute trotzdem nicht und fürchteten, wenn sie in Fröschweiler wären, könnten diese am Ende doch noch kommen und sie müßten dann dem Kampf zuschauen, obgleich sie von einer solch' gefährlichen Neugierde durchaus nicht geplagt wurden. Und so geht denn der eine zum Brigadier und meldet ihm allerunterthänigst, daß seine Kühe in vierzehn Tagen kalben würden und deshalb einen so weiten Weg nicht mehr zurücklegen können. Der andere sagt, die seinigen hätten blöde Füße, und ein dritter kann seinem Hinterrad nicht recht trauen. Aber der Brigadier merkt, wo der Hase im Pfeffer liegt, und es bleibt ihnen nichts übrig, als in den sauren Apfel zu beißen und nach Fröschweiler zu fahren. Auch keine einzige Fuhre kann verschont werden.

Die Fahrt geht mit den Kuhwagen auf der engen Straße äußerst langsam vor sich. Hundertmal stopft sich's,

hundertmal müssen sie still halten, um die französischen Truppen vorbeimarschieren zu lassen. Namentlich am Wörther Kirchenwald wollte es gar nicht mehr vorwärts gehen. Der eine sagt, sie müßten über Langensulzbach nach Nehweiler fahren, der andere kommandiert nach Reichshofen. Dem Gerhard-Louis, der als letzter fährt, ist's gar nicht wohl, daß er der hinterste ist, und er kratzt sich im Dienste des Vaterlandes oftmals hinter den Ohren. Er sagt, wenn's nicht stärker vorwärts gehe, kämen ihm bald die Preußen auf den Buckel, und er beneidet den Marte-Jörg, daß der an der Spitze fährt. Dem Jörg aber gefällt's als vorderster erst recht nicht und er wäre am liebsten der hinterste; denn schon mehrmals kam ein Kapitän und kommandierte: „En avant, marche!" und kaum war unser Jörg einige Schritte gefahren, so kam wieder ein anderer Offizier und frug ihn zornig, ob er gleich halten wolle oder nicht. So war's schon mehrere Male gegangen, bis dem Jörg der schwache Geduldsfaden riß. Wie da nun wieder ein Offizier kommt und mit dem Säbel fuchtelt und auf französisch flucht, da schilt er auf deutsch, daß es im ganzen Walde widerhallt. Und zum Flecken-Jockel, der hintenach fährt, sagt er: „Du wirst sehen, die Preußen kommen bis nach Paris, denn die Franzosen haben den Kopf verloren: jeder pfeift eine andere Melodie!"

Endlich, morgens gegen 2 Uhr, kommen sie nach Fröschweiler und Reichshofen. Sie hofften nun abladen, und heimfahren zu dürfen. Aber davon war keine Rede. So kauerten, saßen und standen sie denn da und dort herum und fanden das Lagerleben nichts weniger als schön. Sie

schwitzten auch nicht in ihren Sommerkleidern, und man konnte es dem Gerhard=Louis nicht verdenken, daß er den ihm wohlbekannten Heim von Hagenau, der eine ganze Wagenladung Decken für die Franzosen gebracht hatte, um eine der Decken bat. Dem Heim kam's auf eine auch nicht an, und er gab dem Louis eine funkelnagelneue, darinnen er sich ganz einwickeln konnte.

Mittlerweile kam ein Regiment Turko's an und brachte acht Bayern mit, die sie bei Weißenburg gefangen genommen hatten*). Die Turko's zündeten ein mächtiges Feuer an, denn es war das große Holzlager des Herrn Singer ganz in der Nähe, und da brauchten sie das Holz nicht zu sparen. Die armen Gefangenen zitterten wie Espenlaub, als ob sie gebraten werden sollten. Der Gerhard=Louis aber suchte ihnen Mut zu machen und sagte, sie könnten ganz ruhig sein, sie würden es gar nicht schlecht bekommen. Wie die Bayern deutsch reden hörten, wurde es ihnen auch wieder leichter um's Herz. Die Turko's kochten Reis, wovon die Gefangenen auch ihre Ration erhielten.

So kam der Morgen herbei. Herr Singer von Reichshofen brachte in der Frühe einen großen Wagen mit Heu für die Kühe und Ochsen. Unsere Fuhrleute aber melkten sich Milch in die Feldkannen und hielten so ihren Morgenimbiß. Sie frugen aber auch wieder in gehacktem Französisch, ob sie nun bald heim dürften. Dem Flecken=Jockel wird's endlich zu lang. Er macht die Kühe vom

*) Daß die Franzosen einige bayerische Gefangene von Weißenburg nach Fröschweiler brachten, ist eine Thatsache, die von vielen Lembacher Fuhrleuten übereinstimmend bestätigt wird.

Wagen los und will desertieren. Aber ein Sergeant stößt ihm mit dem Rufe: „Mauvais sujet!“ (Elender Tropf!) den Flintenkolben so wuchtig in die Rippen, daß ihm und auch allen anderen das Desertieren ein für alle Mal vergeht. Gegen 10 Uhr erhalten sie endlich Befehl, nach Fröschweiler zu fahren, und sie hoffen, nun einmal heim zu dürfen. Um 11 Uhr kommen sie nach Fröschweiler. Hier stopfte es sich aber wieder, denn nach allen Seiten hin häuften sich starke Truppenmassen.

Nach längerem Warten erhalten unsere Fuhrleute den Befehl, zum Teil gegen Langensulzbach, zum Teil gegen Nehweiler zu fahren. Wie sie aber gerade zum Abfahren sich anschicken — kracht's. „Was ist los?“ „Les Prussiens! les Prussiens!“ so ruft's auf allen Seiten und zugleich auch Aux armes! aux armes!“ (Zu den Waffen!) Die Offiziere ziehen die Degen und die Soldaten greifen nach ihren Waffen. Gott im Himmel! . . . Jetzt geht's los, und unsere Bauern sind mitten d'rin! . . . Doch diese sind auch nicht faul und greifen gleichfalls, wenn auch nicht nach den Waffen, so doch zu den Tornistern und werfen sie über die Wagen hinunter. Das geht wie der Blitz, und in fünf Minuten ist kein einziger mehr darauf. Manche machen auch ohne weiteres ihre Kühe vom Wagen los und lassen alles im Stich. Und fort geht's über Wiesen und Aecker im „Kuhgalopp“ in den Wald.

Als sie im Walde angelangt sind, schießt es schon lange nicht mehr, denn es war nur eine deutsche Kavallerie-Patrouille in's Feuer der Vorposten gekommen, wodurch eine solche Aufregung im Lager verursacht worden war. Aber unsere Fuhrleute kehren deshalb doch nicht mehr zurück

und fragen auch nicht, ob die Tornister am richtigen Platz liegen oder nicht, sondern fahren direkt gegen Langensulzbach zu weiter.

Wie sie aber nach Langensulzbach kommen, hören sie von allen Seiten, die Preußen seien schon in Lembach. Nun wird Kriegsrat abgehalten, was jetzt zu thun sei. Die Ansichten gehen indes weit auseinander. Die meisten sagen: „Wir dürfen nicht merken lassen, daß wir für die Franzosen gefahren haben, sonst geht's uns schlecht. Wir könnten am Ende gar erschossen werden, denn im Krieg fragt der Feind nicht viel nach einem Menschenleben.“ Der Marte-Jörg dagegen meint, die Preußen werden auch keine Menschenfresser sein; er fahre auf der großen Straße heim und wenn sie ihn fragen sollten, wo er herkäme, so sage er die Wahrheit. Sie würden ihn deshalb nicht hinunterschlucken. Der Jörg wird jedoch überstimmt; nur zwei Fuhrleute stehen auf seiner Seite und wollen mit ihm fahren. Der Dewald hätte auch Lust, es mit dem Jörg zu halten und die Wahrheit zu reden, denn er weiß, unser Herrgott hat das Lügen verboten. Die große Mehrheit aber sagt: „So genau darf man es nicht nehmen. Im Notfall darf man auch lügen. Eine gute Lüge schadet nichts.“ Sie sind der Meinung, daß man über die Nonnenhardt, die Glashütte und über den „Kreeberg“ fahre. Wenn man dann von einer ganz anderen Seite, nämlich vom „Kreeberg“ herkomme und den Preußen, falls man angehalten werden sollte, vorsage, man habe Holz gefahren, so zweifle gewiß kein einziger daran und man könne ganz ungestört nach Hause gelangen. Der Dewald müsse unbedingt mit ihnen fahren. Weil er früher bei den Glashütter Hofbauern als Knecht gedient

habe, so kenne er jeden Weg und jeden Pfad, während sie dort ganz unbekannt seien. Zu lügen brauche er aber deshalb nicht, wenn ihm das Gewissenskrupel mache. Er solle ihnen nur den Weg zeigen, das übrige würden sie schon selbst besorgen. Endlich willigt der Dewald darein, die Führung zu übernehmen. Der Zimmermann=Schakob hat jedoch einen anderen Plan. Seines Zeichens ist er Schuster; er habe gute Kunden auf dem Trautbronner Hof, der tief im Walde versteckt liegt und von himmelhohen Bergen umgeben ist. Dort gelange kein Preuß' hin, und wenn er zu seinen Kunden käme, so würde er so gut aufgenommen wie wenn er seinen leiblichen Bruder besuche; ja er dürfe ganz gut auch noch ein paar andere mitbringen. Der Burefritz, eine höchst komische Figur, sagt gar nichts und fährt für sich allein. Er ist schon längst im Wald verschwunden, bis die anderen erst ihre Marschroute sich zurechtgelegt haben.

Der größte Haufen fuhr nun, den Dewald an der Spitze, kreuz und quer durch den Glashütter Wald und gelangte gegen Abend des 5. August ohne den geringsten Anstoß an den Fuß des „Kreeberges“. Da aber sehen sie die Feinde lagern, soweit ihre Augen reichen. Der Dewald läßt jetzt, weil er nicht lügen will, den Gerhard=Louis vorne fahren. Wenn auch dem Louis die Witze heute nicht so glatt von der Zunge fallen wie sonst, so hat er doch immer noch ein gutes Mundstück und hofft, mit den Preußen schon fertig zu werden. Schon am Waldessaume ruft sie ein Vorposten an und fragt, wo sie herkämen. Sie antworten, sie hätten Holz gefahren. Auf dieses hin läßt er sie passieren. Sie sind seelenvergnügt und schmunzeln, daß sie so klug und die Preußen so dumm seien. Ja, selbst dem Dewald

scheint so eine Notlüge nicht mehr so ganz verwerflich zu sein. Wie sie aber an den „Schimacker" kommen, liegt da am Wege eine Wache. „Wo kommen Sie her?" ruft sie ein Feldwebel an. „Mir hann Holz g'führt!" (Wir haben Holz gefahren!) sagen sie alle wie aus einem Munde und schauen so andächtig d'rein, als ob sie in der Kirche wären. Nur der Dewald macht sich mit seinem Schnupftuch zu schaffen, damit man sein Schweigen übersehen möge. Indessen der Feldwebel ist nicht so leichtgläubig, wie es vorher der Posten war, und spricht: „Ich will die Wahrheit wissen! Wenn Ihr lügt, werdet Ihr erschossen. Wo kommt Ihr her?" Und jetzt steht er vor dem Dewald und schaut dem so scharf in's Gesicht, daß derselbe nicht mehr schweigen kann. Er will die Wahrheit sagen. Aber die anderen blicken ihn so bittend, so vorwurfsvoll an — es kämpft in ihm, und er unterliegt — und er sagt jetzt auch: „Ja, mir hann Holz g'führt fer die Kohleburen." (Köhler.) — „Was habt Ihr denn da in dem Sack?" herrscht er nunmehr den Gerhard-Louis an. — „Min Kleider sind drin." giebt der Gefragte zur Antwort. Da nimmt der Feldwebel den Sack und läßt den Inhalt auf den Boden fallen: ganz ungeniert kommt dabei die schöne Decke zum Vorschein, in welche sich der Louis zu Reichshofen eingewickelt hatte. Auf der Decke waren die Worte eingezeichnet: „96ème de ligne". „Habt Ihr noch Holz gefahren?" wettert der Feldwebel jetzt im Zorn und stößt dem Louis das Seitengewehr auf die Brust, daß derselbe fast rückwärts niederstürzt und kein Wort mehr hervorbringen kann. „Lügner seid Ihr und ein verschmitztes Volk! Ihr müßt, so wahr ich ein bayerischer Feldwebel bin, vor den Regiments-Kommandeur,

daß der über Euch urteilt!" — „Verzeiht, verzeiht, lieber Herr!" stottern nun die Geängstigten. „Wir hatten Angst und wagten es nicht, zu sagen, daß wir für die Franzosen gefahren haben." Aber der Feldwebel ist nicht so weichherzig; er schreibt schnell einige Zeilen nieder, giebt sie einem Unteroffizier und schickt noch zwei Mann mit, welche unsere Fuhrleute vor den Regiments-Kommandeur führen sollen. Wie diese beklommenen Herzens den Berg hinunter fahren, ruft er ihnen noch nach: „Wenn Ihr erschossen werdet, so seid Ihr selbst schuld daran, denn Ihr habt uns belogen und belügen lassen wir uns nicht!"

Wie Espenlaub zittern die Geängstigten. Die Zeilen, welche der Feldwebel dem Unteroffizier eingehändigt hatte, halten sie für ihr Todesurteil. Langsam fahren sie den Hügel hinunter. Am Dorf werden sie angehalten. Die zwei sie begleitenden Soldaten erstatten dem hier befehlenden Kompagnie-Chef einen Bericht, der für die armen Sünder nichts weniger als schmeichelhaft war, und dieser wettert auch über ein so verstocktes Volk und schickt noch zwei Mann mit aufgepflanztem Bajonett mit. Unseren Freunden klopft das Herz immer heftiger. Am Gemeindehaus müssen sie dann das Vieh und die Wagen stehen lassen und in Begleitung des Unteroffiziers und der zwei Mann, die mit aufgepflanztem Bajonett neben ihnen hermarschieren, die Neugasse passieren, um vor den Regiments-Kommandeur gestellt zu werden. Wie sie so vorbeiziehen, werden einige von ihren Angehörigen bemerkt, die voller Entsetzen die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und darauf, als sie hören, das Vieh stehe am Gemeindehaus, dorthin eilen, um es zu holen. Aber die Soldaten,

welche die Wache bei demselben halten, lassen es nicht hinwegführen.

Mit klopfendem Herzen nähern sich die armen Missethäter dem Regiments-Kommandeur. Der Gerhard-Louis als der Rädelsführer geht voran; der Dewald kommt hintennach. Unaufhörlich sagt der letztere: „Einmal gelogen, aber mein Lebtag nicht mehr!“ Endlich stehen sie vor dem gestrengen Herrn. Noch ehe derselbe ein Wort sagen konnte, ruft der Gerhard-Louis schon mit zitternder Stimme: „Lieber Herr, verzeihet uns!“ Und die anderen sagen alle nach: „Verzeihet uns, verzeihet uns!“ Der Dewald aber sagt gar nichts und schaut auf den Boden wie ein zum Tod verurteilter Sünder. — „Was habt Ihr gethan?“ fragt der Kommandeur und schaut sie mit durchbohrendem Blick an. — „Ei wissen 'r, wie falli do gewann sinn, hat mer misse falli folje. Mir welle Eich jetzt awer au folje. Nur schießen 'es nit dot.“*) — „Ja, was thatet Ihr denn eigentlich?“ — „Mir hann Ekebaasch**) g'führt!“ — „Was ist denn das, Ekebasch?“ — „Das sinn Hawerseck.“ — „Was sind denn Hawerseck?“ — „Das sinn so Seck wie do leje!***) — „Also Tornister habt Ihr gefahren?“ — „Jo, Herr! awer mir hann nit s'Herz g'hätt, s' ze sage!“†) — „Ihr habt also gelogen?“ spricht der

---

*) „Ei, wißt Ihr, wie jene [die Franzosen] da waren, mußte man ihnen folgen. Wir wollen Euch jetzt aber auch folgen; schießet uns nur nicht tot.“

**) équipage, Gepäck.

***) „Das sind solche Säcke, wie sie da liegen!“

†) „Ja, Herr! aber wir hatten nicht den Mut, es zu sagen.“

Kommandeur, und sein Blick wird noch finsterer. — „Jo, Herr, awer mir thun's niemols mehr!“

Der Regiments-Kommandeur hatte während dem Verhör die paar Zeilen des Feldwebels überflogen und wußte nun, um was es sich handle. Er frug unsere Fuhrleute hierauf über die Stellung der Franzosen aus, über die Waffengattungen, die in Fröschweiler kampierten, wie viele Regimenter es sein möchten und ob sie sich nicht zurückzögen und dergleichen mehr. In der Angst beichten sie alles, was sie wissen. — Der Feldwebel hatte sie jedenfalls nur zum Regiments-Kommandeur gesandt, um demselben Gelegenheit zu geben, sie über die Franzosen auszuhorchen, wenn er es für zweckmäßig erachten sollte. Schließlich erbarmte sich der Oberst der Geängstigten und er sprach in milderem Tone: „Ihr seid frei, aber lügt nicht mehr. Das thut bei uns kein Mensch! Weil Ihr aber gelogen habt, müßt Ihr noch Wasser in's Lager fahren.“ Nun atmen sie auf, führen Wasser in's Lager und kommen dann heim zu ihren Angehörigen, die sich ihretwegen in der größten Angst befanden. Der Oswald aber hat seither schon vielmal gesagt — und wenn die Preußen noch hundertmal kämen, so würde er kein einziges Mal mehr lügen.

Der Marte-Jörg fuhr auf der großen Straße heim, sagte, so oft er gefragt wurde, die Wahrheit und kam am besten durch. Er war mindestens zwei Stunden vor den anderen zuhause.

Der Burefritz kam auch glücklich davon, obschon er log, was das Zeug hielt. In seinem komischen Anzug und mit seinem Kauderwelsch, das kein Mensch verstand, hielten ihn die Soldaten für halbverrückt und ließen ihn passieren.

Der Zimmermann-Schakob aber kam mit einigen anderen auf den Trautbronner Hof und blieb dort, nicht bis die Preußen wieder zum Lande draus wären, wie sie sich vorgenommen hatten, sondern bis die Schlacht zu Fröschweiler vorüber war, der sie vom „Mohnenberg" aus zuschauten. Beinahe wären sie doch unglücklich gewesen, denn ein Pächter vom Trautbronn ging in der Nacht vom 5. auf den 6. August auf die Wildschweinjagd und dachte nicht daran, daß dies verhängnisvoll werden könnte. Er glaubte, die Preußen seien wohl zu Lembach, aber auf den Trautbronn käme sein Lebtag keiner. Hierin befand er sich jedoch sehr im Irrtum, denn als er nach einem Wildschweine schoß, stellte es sich heraus, daß nicht weit vom Trautbronn eine Wache von vierzig Mann stand, die dann auf den Hof rückte und die Schießerei übel auslegte. Es wäre unseren Fuhrleuten an den Kragen gegangen, wenn sie nicht unterwegs einen verirrten bayerischen Chevauxleger, dem bei einem Patrouillenritt das Pferd unter dem Leibe erschossen worden war, mitgenommen hätten. Dieser sprach für die Fuhrleute gut; sie wurden deshalb nicht als feindselig betrachtet und auch die Schießerei wurde ihnen nicht aufgebürdet. Am 8. August, als die Hauptmassen unsere Felder verlassen hatten, kehrten sie dann wieder zu den Ihrigen zurück. — Hatten unsere Fuhrleute auch während ihrer Abwesenheit gar vieles erlitten, so war ihnen doch allen das Teuerste, das Leben, geblieben.

„Man zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh', es fehlt kein teures Haupt!"

Am Vormittag des 6. August.

Unter Furcht und Bangen war die Nacht vorübergegangen. Mit Tagesanbruch brachen die Truppen aus dem Lager auf und marschierten gegen Mattstall und Langensulzbach. Auch unsere Chevauxlegers ritten früh gegen die „Kuhbrücke“ ab. Durch's Fenster konnte man die Infanteristen von den Höhen des Feldes herabsteigen sehen; nach der Straße von Klimbach und vom Pfaffenbronn her jagte die Artillerie, um auf den Kampfplatz zu eilen; auch eine Ulanenbrigade trabte mit ihren stolzen Rossen und Fähnlein vorüber. Um acht Uhr waren die Felder leer. Nur wenige Mann sind noch zur Beobachtung zurückgeblieben.

Das eiserne Kochgeschirr, das mehrere Soldaten noch gegen Mitternacht geholt hatten, mit dem Versprechen, es wieder zu bringen, hatten wir nicht zurückerhalten. Der Erzähler ging deshalb mit dem Knechte vor's Dorf hinaus in das verlassene Lager; bald hatten wir das Geschirr gefunden, noch halb mit gekochtem Fleisch angefüllt. Auch von unseren Fässern, Kübeln, Töpfen und dergleichen liegen da am Boden. Kübel und Kochgeschirr nehmen wir mit, die anderen Dinge lassen wir liegen. Wer bekümmert sich heute noch um Fässer! Wie verscheuchtes Wild kann man noch zwei oder drei Leute in dem verlassenen Lager herumgehen sehen, um das Nötigste zu suchen. Auf einmal kracht es. Es ist der erste Kanonendonner, den wir

vernehmen. Wir wissen nun: der blutige Kampf hat begonnen. Wie wird er enden?

Man eilt nach Hause. Das Dorf ist von Soldaten fast ganz verlassen. Ein Pferd irrt herrenlos in den Gassen umher; niemand wagt es, dasselbe einzustellen. Auf der Straße siehst Du keinen Menschen, und wenn Dir je einer zu Gesicht kommt, so ist er bleich und entstellt. Der Todesengel, der jetzt bei Fröschweiler und Elsaßhausen, bei Wörth und der Brückmühle vorübergeht und mit seiner Sichel Tausende niedermäht, hat seinen Schatten bis in unser Thal geworfen und alle Herzen mit Schrecken erfüllt.

Wie wird's werden? Diese Frage stellt sich jedermann mit Bangen, und es kann darauf nur bange Antworten geben. Vor acht Tagen wußten wir bestimmt, wie jede Schlacht endigen würde, nämlich mit einem glänzenden Sieg der französischen Waffen. Aber jetzt, nachdem wir solche feindliche Truppenmassen und ihre Siegeszuversicht gesehen haben, da ist unsere Siegesgewißheit sehr herabgestimmt. Man fürchtet, der Feind könnte siegen. Wenn er aber nicht siegt, wenn er geschlagen wird? Wird er dann davonlaufen, wird es dann fertig sein? Wird er sich nicht vielmehr auf unseren Höhen aufstellen, und was wird dann aus unserem Dorfe, aus unseren Häusern werden, wenn die Franzosen kommen und die Preußen in dieser Stellung angreifen? Solche und tausend andere Gedanken fliegen einem durch den Kopf und machen einen zittern. Zu ruhiger Ueberlegung ist man nicht fähig. Man ist wie wirr im Kopfe.

Unser Herr Maire hat am Morgen schon Befehl erhalten, die Schul- und Gemeindehäuser für die Verwundeten

in Bereitschaft zu halten. Er hat deshalb mehrere Fuhren nach dem „Frönsburger Hof" gesandt, um die Betten aus der jetzt leerstehenden Gardenkaserne daselbst holen zu lassen. Gegen zehn Uhr kommt in der größten Eile ein Leutnant zu ihm und spricht: „Herr Bürgermeister, ich muß sofort dreißig junge Männer haben, um im Thal eine Brücke über den Bach zu bauen. Aber in einigen Minuten müssen sie zur Stelle sein; jeder muß Axt, Schaufel oder Hacke mitbringen. Wenn wir die Leute nicht bekommen, zünden wir das Dorf an." Der Bürgermeister weiß, daß es mit der Anzünderei nicht so ernst gemeint ist, aber es bleibt ihm doch nichts übrig, als den Feldhüter in alle die Häuser zu schicken, wo er weiß, daß junge Männer sind. Wenn sich auch einige drücken, so ist doch bald die nötige Anzahl zur Stelle, denn das Schreckenswort, das gestern der Tambour allenthalben hingetragen hat, daß, wer sich einem Befehl widersetzt, erschossen wird, klingt jedermann noch zu deutlich in den Ohren, als daß man wagen würde, nicht Folge zu leisten. Wie die Männer aber drunten am Gemeindehaus stehen und hören, daß am Mattstaller Wald eine Brücke über die breite Sauer gebaut werden soll, da ist es keinem wohl zu Mute. Sie fürchten, die Franzosen könnten plötzlich aus dem Walde hervorbrechen, wodurch sie mitten in's Feuer kämen.

Gerne würden sie sich seitwärts in die Büsche schlagen — und da in diesem Augenblick die Betten aus der Frönsburger Gardenkaserne ankommen, helfen einige von ihnen die Betten hinauftragen und verschwinden, während der Leutnant mit den Pionieren einige Worte wechselt. Der Fleckensepp würde sich auch gerne davon machen, aber er steht so sehr

in der Nähe des Leutnants und des Bürgermeisters, daß er es nicht wagen darf, auf die andere Seite zu springen, um sich an den Betten zu schaffen zu machen. Da durchzuckt ihn ein Gedanke. Er schneidet so schnell und so versteckt als möglich den obersten Knopf von der Hose los, läßt sie an den Beinen herunterrutschen und sagt ganz erschrocken: „Herr Maire, der Knopf ist mir soeben von den Hosen losgerissen, und die Hosen fallen mir hinunter. Ich muß entweder einen Knopf annähen oder einen Gürtel holen.“ Der Herr Maire ist still, aber der Leutnant schaut ihn an, wie ein erzürnter Kater, fuchtelt mit dem Säbel und schreit zornig: „Aber schnell wie der Blitz, oder es geht Ihnen schlecht!“ Und der Sepp läuft aus Leibeskräften, wie wenn es ihm pressieren würde. Aber mit dem Knopfannähen und mit dem Wiederkommen eilt es ihm gar nicht. Sobald er um die Ecke gebogen, verschwindet er in einem Haus, schlüpft in den Backofen und kommt auch vor Nacht nicht mehr zum Vorschein, obgleich ihm alle Rippen in seinem Verstecke weh thaten.

Die anderen müssen unterdessen ohne den Sepp durch's Wiesenthal laufen. Sie arbeiteten aus Leibeskräften, um die verlangte Brücke zu bauen. Die einen hieben Bäume um, andere schleppten dieselben keuchend über die Wiesen. Noch andere hackten den Rasen auf, um die Brücke zu decken — und in weniger als einer halben Stunde war eine Brücke fertig, die tausend Zentner würde getragen haben. Eilig rannten dann unsere Brückenbauer wieder das Thal hinauf und waren froh, ohne sonstige Störung davongekommen zu sein. Sie waren aber noch nicht zu Hause angelangt, als schon der Rückzug der Bayern seinen

Anfang nahm. Die Ulanen, welche diesen Morgen so zahlreich durchgezogen waren, ritten jetzt in scharfem Trab wieder zurück. Unsere Hoffnung, daß die Franzosen siegen würden, fing an, in Erfüllung zu gehen. Aber den Kopf hatten die Bayern deshalb noch lange nicht verloren. Sie lassen nicht nur nichts im Stich, sondern sie wollen sogar noch mitnehmen. Kaum waren die ersten Ulanen in's Dorf geritten, so wird auch schon ein Wagen in unsere Scheuer gestellt: schnellstens soll der Wagen voll Heu geladen und zurückgeführt werden. Auch in einigen anderen Scheunen geschieht dasselbe. Es sind pfälzische Fuhrleute, welche der Armee auf dem Fuße gefolgt waren, denen diese Aufgabe zufiel und die jedenfalls auch jetzt für die Pferde sorgen sollten.

Wie unser kranker Leutnant durch's Fenster die Ulanen zurückreiten sieht, läßt's ihn trotz seiner Schmerzen nicht mehr im Bett. Er will den Franzosen nicht in die Hände fallen, und sein Bursche packt alles zusammen. Dem Erzähler giebt er noch einen Stiefel, dessen Naht aufgerissen war, damit der Schuster sie sofort zunähe. Wie ich nun in's Haus des Schusters komme, sind mehrere Personen aus dem Hintergässel d'rin und weinen und heulen zum Herzbrechen; sie wollen Zuflucht in einem feuerfesten Keller suchen. Vom Gässel sieht man nämlich auf die Höhe oben am Dorf, auf's „Galgenfeld" und auf die „Willerhöh". Und wahrhaftig! Da stehen schon eine Menge Kanonen und sind auf's Dorf und in's Thal gerichtet. „Wir sind verloren, wir sind verloren! Gott im Himmel! Hier giebt's eine Schlacht und wir sind mitten d'rin! Unser Dorf wird beschossen!" So schreit ein Haufe Weiber und Kinder

aus dem Gässel. Das Geheul wird immer lauter und immer allgemeiner. Jedermann schaut nun verstohlen nach den Höhen, auf denen vorgestern General Ducrot ebenfalls seine Kanonen aufgestellt hatte. Vorher hatten wir von den Kanonen nichts gesehen, da die Artillerie nicht durch's Dorf zurückfuhr, sondern gleich drunten am Wald über die neugebaute Brücke setzte und dann auf den Höhen Stellung nahm. Jetzt ist kein Zweifel mehr: der Kampf wird sich hierherziehen, da die Preußen nicht daran denken, so ohne weiteres das Feld zu räumen. Die Dorfbewohner treffen Anstalten, in den Kellern Zuflucht zu suchen. Die Kavallerie reitet noch immer zurück; die Bevölkerung ist von größtem Entsetzen erfaßt. Ich bringe unserem Leutnant die Stiefel. Sein Bursche späht nach einem Wagen, mit dem sein kranker Herr zurückfahren könnte. Der Wagen in der Scheune ist jetzt geladen und der Fuhrmann will abfahren. Doch in diesem Augenblick erhält er den Befehl, nicht abzufahren. Auf der Straße aber wird „Halt" kommandiert. Gleich steht der Leutnant unter der Hausthüre, aber er geht nicht fort. Er beginnt zu hoffen, der Rückzug könnte ein Ende haben und sie könnten doch noch siegen. Wir fangen zu hoffen an, unser Dorf könnte gerettet werden, zugleich aber fürchten wir, die Franzosen könnten's verlieren. Man schwebt zwischen Furcht und Hoffnung. Im Innern reden tausend Stimmen, laut spricht man dennoch kein Wort. Der Leutnant ist still, er bleibt. Die Ulanen auf der Straße halten still, und auch die Kanonen auf dem Galgenfeld regen sich nicht. Es ist eine unheimliche Stille. Man hofft, fürchtet, betet, aber niemand thut den Mund auf. Da, auf einmal — es ist halb zwölf

Uhr — jagt ein Reiter die Straßenrinnen herauf. Vor unserem Fenster ruft er mit Donnerstimme das eine inhaltsschwere Wort: „Vorwärts!" Die Pferde werden umgewendet. Die Kanoniere jagen von den Höhen herab, dem Thale zu. Die Ulanen reiten im Galopp die Mattstaller Straße hinunter. Wir wissen es jetzt: unser Dorf ist gerettet, aber Frankreich, Frankreich ist verloren!

Am Nachmittag des 6. August.

Es ist Nachmittag. Gestern um diese Zeit stand das Mittagessen auf dem Tisch. Wir selbst fühlten indessen keinen Hunger, wohl aber ließen sich's die Bayern schmecken. Heute hatten wir jedoch gar nicht gekocht. Von Hunger ist eben gar keine Rede. Der Hals ist einem wie zugeschnürt. Wie so ganz anders ist der Krieg doch in der Wirklichkeit als in der Phantasie; wie so ganz anders, als er oft auf der Schulbank geschildert wird! Wie war's doch so schön, wenn der Schulmeister uns Buben erzählte von Jena und Auerstädt, von Austerlitz und Waterloo! Wie haben wir im Geist jedesmal da mitgefochten, wie hat uns da das Herz stets höher geschlagen! Und jetzt wurde wirklich gekämpft, in unserer Nähe gekämpft, und es war so gar nicht schön. Wieviel Schrecken und Angst bei der Bevölkerung! Wieviel Entbehrung und Aufopferung, wieviel Blut und Schmerzen bei den Soldaten! Wieviele wälzten sich jetzt schon im gräßlichsten Todeskampf! Wieviele Thränen von Frauen und Kindern, von Eltern und Geschwistern werden ob des heutigen Tages noch fließen müssen! O, daß alle, die zu diesem Kriege das Feuer geschürt, jetzt da wären und ihr Werk schauen müßten!

Am Nachmittag ist das Dorf von Truppen wieder ziemlich leer. Auf Fröschweiler's Feldern kämpfen sie jetzt den Entscheidungskampf. Wir haben jetzt nur noch schwache Hoffnungen für Frankreich. Die Bayern dagegen sind ihrer

Sache völlig gewiß. Die Fuhrleute in unserer Scheune laden das Heu wiederum ab. Der Bürgermeister aber erhält Befehl, auf den Abend Fuhren in Bereitschaft zu halten, um Verwundete zu holen. Er trifft alle Vorbereitungen zum Empfang derselben. Etwa hundert Betten sind auf dem Gemeindehaus schon hergerichtet. Aus den Schulsälen werden die Bänke entfernt, Stroh hineingetragen, und so ebenfalls alles geordnet.

Doch was ist das? Da bringen sie zusammengekettet acht Bauersleute die Straße herauf, ohne Kopfbedeckung, zum Teil in Holzschuhen und die Kleider zerrissen. Mehrere sind hemdärmelig; einer hat weiter nichts an als ein paar Hosen. Ihre Gesichter sind entstellt — sie sehen ganz verstört aus. Die Leute sind aus Langensulzbach und sämtlich beschuldigt, auf deutsche Truppen geschossen zu haben. Wo sie durchgeführt werden, erregen sie Schrecken und Zorn: Schrecken bei der Bevölkerung, Zorn bei den Soldaten, welche die Gefangenen alle für schuldig halten und ganz rasend über sie sind. Es heißt, sie werden nach Klimbach geführt, um dort erschossen zu werden.

Von Wingen her bringen sie den Förster vom Litschhof, von dem es ebenfalls heißt, er solle erschossen werden. Derselbe war Privatförster an der Grenze, machte einen Gang durch seinen Distrikt und wurde als Spion verhaftet und mitgenommen. Ob er auch seine Unschuld noch so hoch beteuerte, es nützte nichts. Wie sie ihn in Wingen am Pfarrhaus vorbeiführen, will er sich auf den Pfarrer berufen, der ihn kenne, aber umsonst. Doch geht der Pfarrer mit, um ein gutes Wort für ihn einzulegen. Im Gasthof „Zum Lamm" wird er einem General vorgestellt.

Unser Herr Maire, der den Gefangenen kennt, legt Fürbitte für ihn ein, und er wird freigelassen. Dasselbe Schicksal hat auch ein pensionierter Gardenleutnant aus Steinbach. Auch er wird unter derselben Beschuldigung dem General vorgeführt. Doch auch ihm hilft die Fürsprache unseres Bürgermeisters zur Freiheit. Solche Verhaftungen aber mehren die Schrecken bei der Bevölkerung. Jedermann merkt sich's, daß das Wort, das der Tambour gestern an allen Enden verkündete, kein leeres Wort sei.

Wenn wir doch nur Brot hätten! Gegen Abend stürmt von Zeit zu Zeit ein Trupp Soldaten zur Thür herein und verlangt Weizenbrot. Wir sagen jedesmal, wir hätten keines; die einen sind's zufrieden und glauben's, die anderen aber glauben's nicht und schelten und drohen. „Man bindet Euch auch zusammen und schießt Euch auch nieder, wie man's den Hallunken macht, die vorhin durchgeführt wurden!" Solche Drohungen hören wir öfter und sie können ihre Wirkung nicht verfehlen an diesem Schreckenstag, wo man andere geknebelt, und dem Tod geweiht, durchführen sieht. Man befindet sich in steter Furcht. Erst als unsere Chevauxlegers zurückkehrten, fühlten wir uns wieder sicherer. Sie brachten uns die Nachricht mit, daß die Franzosen geschlagen seien, und daß sie eine ganze Menge derselben gefangen hätten. Zwei Dörfer (Elsaßhausen und Fröschweiler) stünden in Flammen.

Nach der Kavallerie kehrten auch Infanteristen in's Dorf zurück. Allen konnte man den Sieg in den Gesichtern lesen. Ihre Stimmung war eine gehobene, eine siegesfrohe. Im Hof und auf der Straße konnte man sie beisammenstehen sehen und das Tagesereignis besprechen hören. Sie

erzählten immer wieder von den schwarzen Schlingeln (Turko's), deren sie eine große Zahl gefangen, und daß sie dieselben nicht gefürchtet hätten. Auch rühmen sie es, daß man sich auf die Preußen verlassen könne; viele wollen sogar den preußischen Kronprinzen gesehen haben. Dann hört man einige wieder erzählen, wie die Franzosen Fersengeld gegeben hätten, und alle schimpfen über den Napoleon, der sie in der Welt herumsprenge, was sie ihm aber eintränken wollten. So konnten sie trotz ihrer Müdigkeit beieinanderstehen und wurden nicht fertig mit Erzählen. Jeder aber wollte am meisten dazu beigetragen haben, daß alles so wohlgelungen war.

Wir freilich können nicht bei ihnen stehen. Ihre Gespräche erfreuen uns auch nicht; dann haben wir auch keine Zeit. Der eine Soldat will Stroh, ein anderer Heu, ein dritter holt Holz. Andere wollen Kübel zum Tränken der Pferde, noch andere Fußlappen für ihre wunden Füße; viele verlangen Papier und Schreibzeug, um den Ihrigen die Nachricht zu übermitteln, daß sie noch am Leben seien. Meistens sind es nur ein paar Worte, die sie niederschreiben. Auf einmal stürmt auch wieder ein Trupp in den Keller, um Wein zu suchen. Wie sie jedoch die Zerstörung darinnen sehen, gehen sie wieder. Lebensmittel suchen sie nicht mehr so viel. Auch denen, welche Brot verlangen, ist es nur darum zu thun, Weizenbrot zu bekommen, denn ihnen fehlt es heute abend mit Ausnahme von Bier oder Wein an nichts mehr. Eine Menge Lebensmittel, Brot, Kaffee, Reis, Zucker sowie eine große Anzahl Schlachtochsen waren am späten Abend eingetroffen. Das meiste, was uns noch genommen wird, ist Heu. Doch verursacht uns das keinen

Kummer mehr; man wird gegen alles abgestumpfter. Gestern abend bei der Plünderung weinte man noch, heute ist man still, mag es gehen, wie es will.

Endlich ist die Sonne untergegangen; mit ihr zugleich Frankreichs Glanz. Der Siegesruhm der französischen Waffen ist erblichen, der französische Adler hat seine Schwingen verloren. Mac Mahon, auf den wir so große Hoffnungen gesetzt hatten, ist mit seinen Zuaven und Turko's auf der Flucht. Armes Frankreich! Deine Helden sind geschlagen! Gottes Gericht ist über Dich gekommen!

Etwa sechzig Mann suchen mit sinkender Nacht ein Lager in Stuben und Scheune. Sie sind müde und schlafen ruhig. Auch wir kommen gegen Mitternacht zur Ruhe und werden nicht mehr gestört. Drunten am Gemeindehause brachten mittlerweile Fuhren aus Langensulzbach die ersten Wagen mit Verwundeten. Lehrer, Lehrerinnen und Schwestern sowie andere Leute in der Nähe des Gemeindehauses halfen sie hinauftragen in die Säle. Notdürftige Verbände wurden einstweilen angelegt. Freilich, mit Ausnahme unseres Herrn Maire's, war kein Arzt zur Stelle. Er widmete sich nun aber auch ganz und gar ihrer Pflege, und viele Dankesbriefe, die ihm nach dem Kriege von Verwundeten und deren Verwandten zugingen, sind das beste Zeugnis dafür, daß sie seine aufopfernde Thätigkeit gar wohl zu würdigen verstanden.

Die Stellungen der Heere am Abend des 5. August.

Nachdem die Schlacht von Weißenburg verloren gegangen war, befand sich die erste Verteidigungslinie im Besitz der Deutschen. Die zweite natürliche Verteidigungslinie war Fröschweiler, dessen Felder in den Revolutionskriegen zu Ende des vorigen Jahrhunderts schon mit Blut getränkt wurden und wo die Deutschen unter dem österreichischen Feldmarschall Wurmser von den Revolutionstruppen unter General La Hoche geschlagen worden waren. Der Boden von Fröschweiler war somit gleichsam durch die Tradition geheiligt. Die strategische Bedeutung dieser Höhe war nicht nur Mac Mahon, sondern auch den deutschen Heerführern sehr wohl bekannt. Ja selbst unser Bauernverstand sah nach der Niederlage von Weißenburg in Fröschweiler das natürlich gegebene Schlachtfeld. Es ist somit leicht erklärlich, daß Mac Mahon Fröschweiler zu seiner Verteidigung erwählte.

Allerdings trug auch die Geringschätzung des Feindes, die Mac Mahon mit der ganzen französischen Heeresleitung von Anfang an teilte, das Ihrige bei, den Marschall zu bestimmen, eine Schlacht bei Fröschweiler anzunehmen. Er hatte sogar geplant, am 7. August den Feind selbst im Verein mit dem V. Korps (de Failly) anzugreifen. In diesem Falle sollte de Failly von Reichshofen über Steinbach gegen Lembach vordringen und den Bayern in den Rücken fallen. Aber die Bayern wären auch am 7. nicht so gefällig

gewesen, sich von de Failly ertappen zu lassen. Sie beherrschten schon am 6. August mit einer Division die Straße von Reichshofen nach Steinbach. Ein Vorstoß gegen Lembach durch das enge Thal wäre den Franzosen unter diesen Umständen rein unmöglich gewesen. Die Bayern hatten sich in der Zeit auf alles vorgesehen, und ein Sieg wäre den Franzosen am 7. August so wenig in den Schoß gefallen wie am 6., wenn auch der Kampf vielleicht noch viel blutiger geworden wäre. Hätte Mac Mahon den Feind nicht unterschätzt, so hätte er entweder schnell das V. Korps herangezogen oder überhaupt eine Schlacht bei Fröschweiler nicht angenommen; wohl aber hätte er sich gegen Zabern zurückgezogen und in jener Gegend am Eingang der Vogesen dem Feind die Schlacht angeboten. Bis der Feind in jener Gegend gewesen wäre, hätte die Vereinigung der drei Korps, die Mac Mahon am 5. unterstellt wurden, zum größten Teil vollzogen sein können. Er hätte dem Gegner dann 80 000 Mann entgegenstellen können statt der 40 000, die ihm in Fröschweiler zur Verfügung standen. Die Deutschen hätten die Franzosen in diesem Falle nur mit viel größeren Opfern zurückwerfen können, und eine Niederlage hätte dort für unsere Truppen lange die schlimmen Folgen nicht gehabt, wie bei Fröschweiler. Der Rückzug wäre dort nie zur Flucht ausgeartet; die Vogesen hätten ihnen sofort Schutz geboten; eine Verfolgung, wie sie die Deutschen nach dem Kampfe vom 6. August in's Werk setzten, wäre dort ausgeschlossen gewesen. Zwar war die Position von Fröschweiler der Schlüssel zur Eisenbahnlinie Hagenau—Bitsch—Metz. Da jedoch diese Linie nur eine Grenzlinie war und nicht in's Innere führte, so wäre ihr Verlust nicht von

Bedeutung gewesen. Zudem hätte man sie leicht für den Feind unbrauchbar machen können. Doch Mac Mahon unterschätzte, wie schon erwähnt, den Feind und zog aus der Unterstellung des V. und VII. Korps keinen Nutzen; er versäumte es, diesen beiden Korps den Befehl zu geben, sofort zu ihm zu stoßen. Allerdings war das VII. Korps (Félix Douay, Bruder des bei Weißenburg gefallenen Divisionsgenerals Abel Douay) erst in der Bildung begriffen und befand sich bei Mülhausen. Aber er versäumte es auch, dem General de Failly Ordre zu geben, sofort in seine Nähe zu rücken. Er befahl ihm vielmehr, am 5. Lemberg zu besetzen, und am 6. früh gab er ihm die Weisung, eine Division nach Philippsburg zu dirigieren, und frug an, ob es möglich sei, am 7. mit ihm sich zu vereinigen, um dann die Offensive zu ergreifen. Wie gering dachte sich also Mac Mahon den Feind! Er unterließ deshalb alles, was ihn in den Stand hätte setzen können, den Deutschen mit Erfolg die Spitze zu bieten. Selbst am 6. August glaubte er am Mittag noch, mit seinem Korps allein stark genug zu sein, und ließ nicht nur de Failly kein Wort zugehen von der Gefahr, in der sein Korps sich befand, sondern nicht einmal dem Divisionsgeneral Guyot de Lespart, der sich auf dem Marsch nach Philippsburg befand, obgleich ihm Eisenbahn und Telegraph zur Verfügung standen. Hätte Mac Mahon schon am 5. dem General de Failly Befehl gegeben, mit dem größten Teil seiner Truppen sofort zu ihm zu eilen, so hätten dieselben am 6. Vormittags in Reichshofen eintreffen können und, verstärkt durch frische Truppen, hätte Mac Mahon jedenfalls auch am Nachmittag des 6. August die Angriffe der Deutschen abweisen können.

Ja noch mehr! Hätte Mac Mahon seine Stellung bei Fröschweiler nur durch Schanzen zu befestigen gesucht, so wäre dies von unschätzbarem Werte für seine Truppen gewesen. Aber die Geringschätzung des Feindes ließ unsere verblendeten Heerführer alle Vorsicht außer acht lassen, und erst die Niederlage vom 6. August konnte ihnen den Star stechen, damit sie endlich einmal erkannten, daß sie es mit einem starken, todesmutigen Feind zu thun hatten. Wie viele Nachteile hätte die richtige Würdigung des Feindes unserer Armee ersparen können! Wie hat z. B. Osman Pascha durch Befestigung seiner Stellung bei Plewna die Russen solange in Schach gehalten! Wie viel schwerer wäre es auch den deutschen Truppen geworden, die Höhen von Fröschweiler zu erstürmen, wenn dieselben durch Schanzen befestigt gewesen wären! Und wenn die Truppen selbst die Schanzen nicht aufwerfen konnten, weil sie zum Teil am 5. erst ankamen, so hätten aus den umliegenden Dörfern leicht für den 5. August Hunderte von Bürgern dazu requiriert werden können. Bürger aus unserer Gemeinde mußten den Deutschen am 6. August eine Brücke über die Sauer bauen; was in aller Welt hinderte die Franzosen, die Bürger aus der Umgebung von Fröschweiler am 5. August Schanzen graben zu lassen? Hätte dies nur den Erfolg gehabt, den Widerstand der Franzosen um einige Stunden zu verlängern, so wäre das allein schon von unschätzbarem Wert gewesen. Die Nacht wäre mittlerweile hereingebrochen, und der Rückzug der Franzosen hätte dann nicht in wilde Flucht ausarten müssen.

Durch Schanzen befestigt, wäre Fröschweiler, das an und für sich schon eine sehr vorteilhafte Verteidigungsstellung

bietet, geradezu ein unüberwindliches Bollwerk geworden. Die umliegenden Anhöhen werden von der Fröschweilerer Höhe zumeist überragt. Wollten daher die Deutschen die Franzosen aus ihren Stellungen vertreiben, so mußten sie zuerst die Görsdorf-Diefenbach-Gunstetter Höhe herabsteigen und die Sauer überschreiten, was nur durch Herstellung von Brücken geschehen konnte. Hierauf mußten sie das Wiesenthal, das an manchen Orten bis zu tausend Meter breit ist, unter dem Feuer der Franzosen passieren, und dann erst waren noch die Höhen zu erklimmen, die zum Teil sehr steil sind. Die Franzosen konnten also ihre Chassepots, die eine weitere Flugbahn hatten als die deutschen Gewehre, vollständig ausnützen. Ja, wir müssen sagen, wären die deutschen Heere nicht so todesmutig gewesen, so hätten sie nimmermehr die Franzosen aus einer solchen Stellung vertreiben können. Namentlich das V. preußische Korps, dessen erster Ansturm zurückgewiesen worden war, und das ein zweites Mal vorrückte, verdient die höchste Anerkennung, die ihm selbst von französischer Seite zuerkannt wird.

Hatte Mac Mahon schon versäumt, rechtzeitig alle verfügbaren Streitkräfte an sich zu ziehen, so war auch am Abend des 5. August vieles zur Verpflegung der Truppen unterlassen worden. Namentlich fehlte es auf den Höhen fast überall an Wasser. Manche Truppen rückten gegen Abend in ihre Positionen ein und brachten nichts mit als ein steinhartes Stück Biskuit und — heftigsten Durst. In Fröschweiler gab nur noch ein einziger Brunnen Wasser. Viele Soldaten konnten deshalb nicht einmal ihr Biskuit essen, da ihnen vor Durst die Zunge förmlich am Gaumen

klebte. Ein glaubwürdiger französischer Artillerist teilte dem Erzähler mit, daß am Morgen des 6. August einer seiner Kameraden in Ohnmacht fiel vor Hunger und Durst. Es hätte gewiß viel zur Hebung der Stimmung bei den Franzosen beigetragen, wenn ihnen aus den umliegenden Dörfern Fässer voll Wein oder wenigstens voll Wasser zugeführt worden wären. Aber es ist leider unterblieben. Die Schlacht von Weißenburg verschlechterte die ohnehin schon mangelhafte Verpflegung vollends. Die französischen Befehlshaber waren so sehr mit dem Studium des Geländes beschäftigt und zum Teil auch so bestürzt, daß sie an das so notwendige Wasser am allerwenigsten dachten.

Am 4. August wollte Mac Mahon die Positionen bei Weißenburg besichtigen. Da unterdessen die Division Douay angegriffen und geschlagen wurde, fuhr der Marschall mit der Eisenbahn nur bis Sulz u. W., ritt noch unter Deckung der Sulzer Gendarmen gegen Klimbach und begab sich dann nach Fröschweiler. Von hier aus teilte er dem Kaiser die Niederlage der Division Douay mit und bat ihn um Verstärkungen. Sofort wurden ihm das V. und VII. Korps unterstellt, worauf er eine Division des VII. Korps von Colmar herbeirief; das V. Korps wollte er erst am 7. August zu sich stoßen lassen. Mit diesen Streitkräften glaubte er seiner Sache so gewiß zu sein, daß er, als ihm die zwei Korps unterstellt wurden, französischen Berichten zufolge ausrief: „Messieurs les Prussiens, je vous tiens!“ (Ihr Herren Preußen, jetzt habe ich Euch in der Hand!“) Am 5. August wurden dann, nach Besichtigung der Felder bei Fröschweiler, den Truppen die nachstehenden Positionen angewiesen:

Die I. Division (Ducrot) sollte den linken Flügel bilden; sie nahm Aufstellung von Nehweiler in nordwestlicher Richtung nach Fröschweiler und machte Front gegen Langensulzbach.

Die III. Division (Raoult) nahm östlich von Fröschweiler Aufstellung und besetzte den Höhenrücken und die Bergvorsprünge Görsdorf gegenüber sowie die Wörther Straße rechts und links bis hinüber nach Elsaßhausen.

Die IV. Division (Lartigue) stand rechts von der Division Raoult und machte Front gegen Gunstett und Morsbronn.

Hinter dem rechten Flügel der III. und hinter dem linken Flügel der IV. Division wurde als Reserve die bei Weißenburg geschlagene II. Division (Douay) aufgestellt, die jetzt von General Pellé befehligt war.

Hinter der IV. Division, bei Eberbach, bezog die I. Division vom VII. Korps (Conseil-Dumesnil), die mit der Bahn von Colmar am 5. nach Hagenau kam, Stellung.

Noch weiter rückwärts stand, vom Walde verdeckt, die Kavallerie.

Die Ausdehnung der französischen Stellung betrug ungefähr 6—7 Kilometer. Einen Angriff hielt Mac Mahon für den 6. August rein unmöglich. Man war so sorglos, daß am Nachmittag des 5. August eine Menge französischer Artilleristen in Hembärmeln, ohne Waffen, in Wörth die Pferde tränkten. Eine Viertelstunde später erschien dort eine preußische Ulanenpatrouille. Wäre dieselbe nur ein wenig früher gekommen, sie hätte eine Menge Pferde erbeuten können, da sich die Franzosen nicht zur Wehr hätten setzen

können. Man hielt die Deutschen für viel zu langsam, um am 6. schon mit bedeutenden Streitkräften zur Stelle zu sein. Aber dieselben waren gar nicht langsam und hatten am Abend des 5. August schon die folgenden Positionen inne:

Das II. bayerische Armeekorps (v. Hartmann) stand bei Lembach und Mattstall und hatte seine Spitze gegen Langensulzbach vorgeschoben.

Das V. preußische Armeekorps (v. Kirchbach) lagerte in der Nacht vom 5. auf den 6. August bei Preuschdorf und hatte seine Vorhut bis nach Görsdorf und Diefenbach aufgestellt.

Das XI. Korps (v. Bose) stand hinter dem V. Korps bei Sulz unterm Wald, Surburg, Ober- und Niederbetschdorf. Das I. bayerische Korps (von der Tann) und die württembergische und badische Felddivision sowie eine preußische Kavalleriedivision waren noch weiter rückwärts aufgestellt; die letzteren berührten mit ihrem linken Flügel den Hagenauer Forst.

Wenn wir uns die deutsche Heeresaufstellung ansehen, so tritt uns sofort die große Vorsicht vor Augen, welche die deutsche Heeresleitung allenthalben walten ließ. Teile des II. bayerischen Korps standen sogar hinter Lembach und hatten die Straße gegen Bitsch besetzt, um auch hier einen etwaigen Ueberfall der Franzosen abweisen zu können und jede Umgehung unmöglich zu machen. Von Bitsch her so wenig als vom Forst aus hätte ein französischer Angriff die Deutschen unvorbereitet finden und überraschen können.

So standen am Abend des 5. August die beiden Heere einander gegenüber. Außerordentlich vorteilhaft war die französische Stellung, außerordentlich stark waren die deutschen Heere. Auf keiner Seite erwartete man für den 6. August eine Schlacht. Jeder Heerführer wollte noch Truppen zur Verstärkung heranziehen. Auch die deutsche Heeresleitung beabsichtigte, die hintersten Korps noch weiter vorzuschieben, um eventuell sofort mit vereinten Kräften angreifen zu können.

Wider alles Erwarten sollten aber schon am 6. August die Würfel fallen. Ehe an diesem Tag die Sonne blutrot unterging, lagen schon viele Tausende auf der Walstatt, und die deutschen Waffen erglänzten im Sieg!

Die Schlacht von Wörth—Fröschweiler.

Für den 6. August war also auf keiner Seite eine Schlacht beabsichtigt. Doch sollten die Bayern von Lembach her gegen Langensulzbach vorrücken, damit, wenn Mac Mahon je einen Vorstoß gegen das V. preußische Korps unternehmen sollte, sie dessen Truppen in der Flanke angreifen könnten. Als nun Morgens um 3 Uhr der preußische Generalmajor von Walther Lärm im französischen Lager vernahm — es waren Truppen, die noch in ihre Stellungen einrückten — glaubte er, die Franzosen schickten sich zum Rückzuge an. Um sich genau zu überzeugen, unternahm er persönlich eine gewaltsame Rekognoszierung über Wörth hinaus. Die Franzosen antworteten dem Feuer der kleinen deutschen Abteilung mit großer Heftigkeit. Generalmajor Walther erkannte bald, daß die Franzosen nicht daran dächten, sich zurückzuziehen. Der Zweck seiner Rekognoszierung war deshalb erreicht, und er zog sich wieder zurück, nachdem er sich noch überzeugt hatte, daß bedeutende französische Streitkräfte auf den Höhen von Fröschweiler lagen. Kaum hatte der bayerische Korpsführer v. Hartmann das Feuer der Franzosen vernommen, so glaubte er, dieselben seien im Begriff, einen Vorstoß gegen das preußische Korps zu unternehmen; er wollte daher nicht unthätig bleiben, sondern befahl den Vormarsch der 4. bayerischen Division. Dieselbe rückte nach 8 Uhr gegen Langensulzbach vor und war bald mit den Truppen der Division Ducrot in einen heftigen Kampf verwickelt. Da nun das Feuer

bei Langensulzbach immer stärker wurde und da die Franzosen in diesem Augenblick auch eine gewaltsame Rekognoszierung gegen Gunstett zu ausführten — um zu erkunden, ob auf dem Gunstetter Berg schon bedeutende Streitkräfte vorhanden und ob wirklich für heute schon eine Schlacht denkbar sei —, so glaubte man jetzt auf Seite des V. preußischen Korps, nicht mehr unthätig bleiben zu dürfen und nahm den Kampf auf. Die ganze Korpsartillerie des V. Korps, 84 Geschütze, eröffnete um zehn Uhr, nebst einer bedeutenden Anzahl von Geschützen der bereits eingetroffenen Avantgarde des XI. Korps, ein heftiges Feuer auf die französischen Stellungen. Doch bald erhielten die Bayern einen mündlichen Bericht von einem Ordonnanzoffizier, das Gefecht einzustellen. Obschon es äußerst schwierig war, das Gefecht abzubrechen, da die Truppen auf allen Seiten heftig in den Kampf verwickelt waren, so war es doch dem bayerischen Befehlshaber nach 11 Uhr gelungen, den größten Teil seiner Truppen hinter Langensulzbach zurückzuziehen.

Die Franzosen sahen dies als einen bedeutenden Erfolg an. Mac Mahon wurde dadurch in dem Irrtum bestärkt, er sei stark genug, alle Angriffe zurückzuweisen. Er versäumte es deshalb auch, dem General de Failly oder wenigstens dem Divisionsgeneral Guyot de Lespart, der sich auf dem Marsche nach Reichshofen befand, den Befehl zugehen zu lassen, im Laufschritt zu ihm zu stoßen. General de Failly wagte aber um so weniger, ohne Befehl seine Stellung bei Lemberg zu verlassen, da ihm vom Hauptquartier aus Metz im Laufe des Tages eine Depesche zugegangen war, er möge ja auf seiner Hut sein, denn General Frossard und Marschall Bazaine seien bei Saarbrücken an=

gegriffen worden. Zudem wurde ihm auch die Ankunft des Feindes bei Pirmasens gemeldet.

Ehe noch die Bayern das Gefecht vollständig abgebrochen hatten, erhielten sie vom V. preußischen Korps die Mitteilung, daß man im Zentrum den Kampf beschlossen habe und auf ihre Unterstützung rechne. Sofort gingen die Bayern, die zum Teil bis Lembach sich zurückgezogen hatten, wieder vor, um von neuem in das Gefecht einzugreifen. Während den Bayern das Terrain zur Aufstellung ihrer Artillerie sehr ungünstig war, war dasselbe den Preußen auf der Görsdorf-Diefenbacher und noch mehr auf der Gunstetter Höhe sehr günstig. Bald zeigte es sich, daß die deutsche Artillerie der französischen bei weitem überlegen war. Schon nach kurzer Zeit waren mehrere Mitrailleusen zur Abfahrt gezwungen. Die stets zunehmende Zahl der deutschen Geschütze brachte den Franzosen bedeutende Verluste bei. Mehrere Gehöfte in Elsaßhausen wurden von den Deutschen in Brand geschossen. Schon nach zehn Uhr konnte General v. Kirchbach, der trotz seiner bei Weißenburg erhaltenen Verwundung auf dem Kampfplatz erschienen war, der Avantgarde den Befehl geben, Wörth zu besetzen und die Höhen anzugreifen. Zum Teil auf Notbrücken und zum Teil durch das Wasser watend gingen die preußischen Infanteristen über die Sauer und stürmten heldenmütig, trotz des vernichtenden Feuers der Franzosen, gegen die Anhöhen. Es gelang ihnen auch, dieselben zu erklimmen; aber ihre Reihen waren zu sehr gelichtet und sie konnten die eroberten Stellungen nicht behaupten. Unter großen Verlusten mußten sie sich wieder zurückziehen bis nach Wörth, wo sie sich festsetzten.

Inzwischen waren auch Teile des XI. preußischen Armeekorps auf dem Kampfplatz erschienen und gingen bei der Brückmühle über die Sauer, um gegen die am Niederwald aufgestellte Division Lartigue vorzurücken. Aber sie waren zu schwach und wurden von den Franzosen sofort wieder über die Sauer zurückgeworfen.

Um Mittag hatten die Franzosen somit alle Angriffe abgeschlagen. Der Kronprinz aber, der für diesen Tag keine Schlacht beabsichtigt hatte und nur mit vereinten Kräften schlagen wollte, sandte jetzt dem General v. Kirchbach den Befehl, das Gefecht abzubrechen. Dieser Befehl war jedoch nicht mehr gut ausführbar, da die bei Wörth zum Teil noch auf dem rechten Ufer der Sauer befindlichen Truppen nicht ohne große Verluste auf das linke Ufer zurückgezogen werden konnten. Und dann hätten sich auch die Franzosen für diesen Tag den Sieg zugeschrieben.

General v. Kirchbach beschloß deßhalb, auf eigene Verantwortung den Kampf fortzusetzen und einen neuen Sturm gegen die Franzosen zu wagen. Er hoffte auf Erfolg, wenn die beiden Nachbarkorps (das I. bayerische und das XI. preußische) in die Aktion mit eingriffen. Die beiden Korpskommandeure stellten ihre Hilfe in Aussicht, und die Sachlage wurde dem Oberkommando mitgeteilt. Darauf eilte der Oberbefehlshaber, Kronprinz Friedrich Wilhelm, auf das Schlachtfeld und übernahm persönlich die Leitung der Schlacht.

Es wurde nun angeordnet, das II. bayerische Korps sollte die Franzosen in ihrer linken Flanke angreifen, das XI. preußische Korps sie in der rechten Flanke fassen und sie mit Hilfe der württembergischen Division umgehen.

Währenddem sollte das V. Korps den Feind im Zentrum angreifen; das I. bayerische Korps sollte über Görsdorf vorgehen und zwischen dem V. preußischen und dem II. bayerischen Korps, bei der „Altmühl", in die Schlacht eingreifen.

Trotzdem die tapferen Truppen des Generals v. Kirchbach am Morgen schwere Verluste erlitten hatten, dringen sie dennoch mutig über die Sauer. Doch können sie sich durch Wörth nur langsam vorwärts bewegen. Aber nachdem sie die Sauer überschritten hatten und Wörth passiert war, werfen sie sich mit Ungestüm auf's neue gegen die französischen Stellungen. Der Kampf entbrannte auf der ganzen Linie mit furchtbarer Heftigkeit. Die Truppen des V. Korps erklimmen wiederum die Anhöhen und stürzen sich auf die Franzosen, die ihre Positionen auf's hartnäckigste verteidigen. Der Kampf wogt auf und ab. Einzelne Punkte müssen vier bis fünfmal genommen werden. Aber endlich werden die Franzosen gegen Fröschweiler zurückgedrängt, wo sie mit dem Mut der Verzweiflung standhalten.

Die Bayern haben unterdessen die Division Ducrot im Walde bei Nehweiler angegriffen, um hinter dieselbe zu kommen und den Franzosen die Rückzugsstraße nach Reichshofen zu verlegen. Ihrem mutigen Angriff setzen aber die Franzosen einen ebenso mutigen Wiederstand entgegen, und sie müssen sich schließlich gegen Langensulzbach zurückziehen. Auch ihr erneuter Angriff gegen Fröschweiler hat zu Anfang nicht den erwünschten Erfolg, da sich für die bayerische Artillerie nirgends ein guter Aufstellungspunkt bietet und die Stellungen der Franzosen vielfach vom Walde verdeckt sind, aus dem diese oft plötzlich hervorbrechen.

Um dieselbe Zeit griff auch das XI. Korps in die Schlacht ein. Dessen Artillerie nahm auf der Gunstetter Höhe Aufstellung und richtete furchtbare Verheerungen unter den Franzosen an. Die französischen Geschütze mußten größtenteils bald verstummen.

Die Infanterie des XI. preußischen Korps, der sich später noch die Württemberger zugesellten, griff gegen halb zwei Uhr die französische Division Lartigue und Conseil-Dumesnil am „Albrechtshäuserhof" und bei Eberbach an. Anfangs halten die letzteren stand. Nachdem aber der Albrechtshäuserhof in Brand geschossen ist und ihre Reihen gelichtet sind, müssen sie denselben verlassen und sich zurückziehen. Sie haben furchtbare Verluste erlitten: das 3. Zuaven-Regiment hat den Oberstleutnant, drei Bataillonschefs und 15 Offiziere verloren. Andere Regimenter haben nicht weniger gelitten. — Bald sind sie in Gefahr, umkreist zu werden und zwischen zwei Feuer zu kommen. General Lartigue erkennt die Gefahr, in welche die ganze Armee gerät, wenn er umgangen wird. Da er jedoch keine Reserven mehr hat, um sie dem Feind entgegen zu stellen, so greift er zu einem Verzweiflungsmittel: er ruft das 1. Regiment der Kürassierbrigade Michel zu Hilfe, das den Preußen in die linke Flanke fallen und seinen Truppen Luft machen soll. Dieser Befehl, dem doppelt Folge geleistet wird, indem sich zwei Regimenter den Preußen entgegen werfen, war verfehlt, denn das Terrain war für eine Kavallerieattacke das denkbar ungünstigste. Hopfenanlagen, ein Hohlweg und Bäume versperrten den Reitern den Weg und gestatteten den Deutschen, aus gesicherter Stellung die Kavalleristen zusammenzuschießen, welche wegen des ungünstigen

Terrains weit ausholen mußten. Gar viele der tapferen Reiter haben bei Morsbronn den Heldentod gefunden. Ihr Blut floß leider umsonst, denn nur einen Augenblick werden durch sie die preußischen Massen im Vorrücken aufgehalten und bald gehen diese wieder zum offenen Angriff über. General Lartigue sieht, wenn er die Deutschen hier nicht zum Stehen und Weichen bringt, ist alles verloren. Er will noch einmal die Offensive ergreifen. Doch alle Anstrengungen sind vergeblich. Die Franzosen sind erschöpft und ihre Reihen gelichtet, während die Deutschen frische Truppen in den Kampf eingreifen lassen, die alles vor sich niederwerfen. Frankreichs Stern ist im Erbleichen. Auf allen Seiten müssen die Franzosen weichen. Hier werden sie von Preußen und Württembergern gleichzeitig über den Haufen geworfen. Auf ihrem rechten Flügel aber werden sie jetzt auch von den Bayern zurückgedrängt, und ob sie auch im Zentrum, bei Fröschweiler, immer noch standhalten, so ist doch ihr Schicksal besiegelt. Sie sind verloren. Divisionsgeneral Raoult, der im Zentrum befehligt, ist tödlich verwundet. Mac Mahon erkennt schließlich, daß bloß noch schleunige Flucht retten kann. Nur e i n e Rückzugsstraße nach Reichshofen bleibt offen, und auch die nur noch für kurze Zeit. Die Gefahr, abgeschnitten und mit der ganzen Armee gefangen zu werden, ist groß. Noch einmal sollen zwei Kürassier-Regimenter den siegreichen Feind aufhalten, um den anderen den Rückzug zu ermöglichen. Das erste Regiment wirft sich dem Feind entgegen, aber auch seine Reiter opfern sich umsonst: die Deutschen dringen vor und werfen alles vor sich nieder. Das andere Regiment der Kürassiere erhält, im Begriff, zu attackieren,

den Befehl, den Angriff zu unterlassen, denn es hatte schon auf seinem Standort namhafte Verluste erlitten.

Um 5 Uhr ist auch der Kampf in Fröschweiler beendet. In wilder Flucht jagen die Franzosen den Großenwald hinunter nach Reichshofen zu. Ein panischer Schrecken hat sie ergriffen. Infanterie, Kavallerie, Artillerie, alles jagt in schrecklichem Wirrwarr davon. Oft kann man zwei Infanteristen auf einem Pferd davoneilen sehen. Die Flucht ist so schrecklich, daß draußen vor Reichshofen an einem Gehöft, wo die Straße auf ihrer linken Seite senkrecht abfällt, mehrere Mann im Gedränge die Mauer hinuntergeworfen werden. Erst bei Niederbronn, woselbst um diese Zeit Divisionsgeneral Guyot de Lespart vom Korps de Failly eintraf, gelang es, die Truppen wieder einigermaßen zu sammeln. Viele Tausende aber konnten nicht mehr zurück und wurden gefangen. Die Rückzugsstraße war zu eng und war bald von den Deutschen geschlossen. Der Sieger von Königgrätz beherrschte am Abend des 6. August auch die Höhen von Fröschweiler.

Die Opfer, unter denen die Deutschen den Sieg erkauft hatten, waren freilich groß. Sie verloren nicht weniger als 500 Offiziere und 10 000 Mann an Toten und Verwundeten. Die Franzosen aber verloren über 8000 Mann an Gefangenen, 28 Geschütze, 5 Mitrailleusen, eine Menge Gewehre, das ganze Zeltlager und 1200 Pferde. Ihre Verluste an Toten und Verwundeten geben sie auf 6000 bis 7000 Mann an. Man kann aber mit Recht sagen: Frankreich hat an diesem Tag Alles verloren!

Nicht nur hat sein Heer heute auch bei Saarbrücken das Feld räumen müssen, sondern was noch mehr ist, die

Zuversicht seiner Truppen ist völlig geschwunden. Die Soldaten, die heute mit heroischem Mute gekämpft haben, sie werden wohl noch öfter kämpfen, aber — nie mehr siegen! Die Deutschen dagegen sind zu neuen Thaten entflammt. Hat uns schon nach der Schlacht von Weißenburg jeder deutsche Soldat so bestimmt versichert, sie würden nie zurückgehen, so werden sie es in Zukunft noch viel weniger thun. Ihr Mut ist gehoben und zur Begeisterung geworden. Sie werden noch vielmal kämpfen und — stets siegen!

Sonntag, den 7. August.

Sonntag, o schönes Wort! Was schließest Du sonst nicht alles in Dir ein! Heute weiß kein Mensch, daß es Sonntag ist. Es scheint unglaublich und ist doch wahr: niemand von uns weiß es, niemand von uns denkt daran. Woher sollten wir's auch wissen? Der eherne Mund der Glocken erinnert heute nicht daran. Er ist verstummt vor dem Kriegsgetümmel. Der Krieg hat seinen Einzug auch in die Gotteshäuser gehalten. In den einen sind Gefangene eingeschlossen, in den anderen liegen Verwundete. Und wer sollte es uns sagen? Die Soldaten, die oft zur Thür hereinstürmen, haben nichts weniger als eine sonntägliche Stimmung; sie reden von etwas ganz Anderem als vom Sonntag. Erst um Mittag sagt's uns einer, daß es Sonntag sei, und wie er hört, daß wir das nicht wußten, schimpft er in allen Tonarten über uns Unchristen, die nicht einmal wissen, daß es Sonntag sei. Die Soldaten sind heute überhaupt viel gereizter, als sie es an den vorhergehenden Tagen waren. Das Gerücht, daß die Einwohner der verschiedensten Dörfer gestern auf sie geschossen hätten, hatte sich bei ihnen allen verbreitet und, obschon es grundlos war, dennoch ihren Zorn entflammt. Man merkt das sofort bei denen, welche bei ihrem Durchmarsch heute in die Häuser kommen und etwas verlangen, das man ihnen nicht geben kann. Sie zeigen sich viel erbitterter und sehen die Bevölkerung als eine heimtückische und feindselige an.

Diejenigen Soldaten freilich, welche bei uns übernachteten, waren sehr ordentlich und sogar dankbar für das Wenige, das wir ihnen bieten konnten. Mindestens für 50 Mann hatten wir bei Tagesanbruch Kaffee zu kochen. In Wohnstube, Küche und Hausgang drängten sie sich; man konnte fast sein eigen Wort nicht mehr hören. Manche bissen die Zähne zusammen vor Schmerzen, als sie ihre wunden Füße wieder in die Stiefel zwängten. Einem liefen die Thränen über die Backen, und er wollte sich bei seinem Unteroffizier krank melden. Aber da kam er schön an. „Nichts da! Füße abhärten!" erhielt er zur Antwort, und er mußte wieder mit, wenngleich er nur hinken konnte. Ach, wie unerbittlich ist doch der Krieg! Da muß gehorcht werden, auch wenn's das Leben kostet!

Die Straße wird auch heute keine einzige Minute frei: ein Heerhaufen drängt noch immer den anderen. „Immer vorwärts!" ist ihre Losung. Man meint, der Boden hätte sich aufgethan, um stets neue Scharen den Fliehenden nachzusenden. Wenn wir aber einen ganz naiv fragen, ob sie denn bald alle durch wären, werden wir ausgelacht, daß wir so dumm sind, und sie sagen, es kämen noch zehnmal soviel. Wir hören ganz entsetzt zu und denken, wie wird es uns gehen, bis diese Menschenmassen alle durchgezogen sind. Wird die Straße einmal auf kurze Zeit von Soldaten frei, so fahren Proviantwagen durch, ohne Zahl, die wie ein Spott aussehen auf die Hungersnot, welche wir uns in Preußen geträumt hatten.

Während Soldaten und Proviantwagen auf der einen Seite der Straße sich vorwärts wälzen, fahren auf der anderen Seite Wagen mit Verwundeten zurück. Mehrere

Hundert finden in den hiesigen Lazaretten Platz. Leichter Verwundete müssen weiter nach Weißenburg und in die Pfalz. Da liegen sie auf den Ochsen- und Kuhwagen, auf Stroh gebettet. Der weite Weg nach Weißenburg, der vom Schlachtfeld seine sieben Stunden mag gedauert haben, mußte ihnen wie eine kleine Ewigkeit erscheinen. Fast ebenso lang erscheint er wohl den geängsteten Bauersleuten, die neben ihren Kühen hergehen, welch' letztere fast nicht mehr vorwärts kommen. Der Weg ist für Rindvieh viel zu weit. Aber wer fragt im Krieg darnach? Da heißt es einfach: „Du mußt!" Ein Bauer aus Görsdorf kommt, da die Wagen auf der Straße ein wenig still halten müssen, in unser Haus und bittet unter Thränen, wir möchten ihm doch etwas zu essen geben und auch Futter für seine Kühe, die fast nicht mehr fortzubringen seien. Er habe gestern abend Befehl erhalten, anzuspannen und Verwundete vom Schlachtfeld zu holen. Er glaubte, es ginge nach Wörth, und jetzt müßte er nach Weißenburg mit denselben fahren und hätte weder Brot, Geld noch Futter bei sich. Der Schrecken ist, wie wir an diesem Fuhrmann sehen, in anderen Gemeinden nicht geringer als bei uns. Zusammengekettete Bürger aus Langensulzbach, Wörth und Gunstett, die vielleicht durch 15 Gemeinden geführt wurden, und von denen niemand anders hörte, als daß sie erschossen würden, haben allenthalben Todesangst hingetragen.

Die Gemeinde- und die Schulsäle sind bald mit Verwundeten überfüllt. Auch in einige Privathäuser kommen noch mehrere zu liegen. Es wird gegen Mittag bekannt gemacht, man solle Bettzug, Leinen und Charpie auf's Gemeindehaus bringen. Es geschieht. Ist der Schrecken

groß, so ist das Mitleid deshalb nicht geringer. Ob man auch noch so viel eingebüßt hat, so ist man heute doch gern bereit, das Verlangte zu geben. Auch der Erzähler trägt Verschiedenes auf das Gemeindehaus und sieht die armen Schlachtopfer. Sie stöhnen, jammern und frieren. Manche sind so schwach, daß sie sich kaum regen. Vielen sieht man es an, daß sie dem Tode geweiht sind. Einige sind schon gestorben. Sie werden einstweilen in die Gefängniszelle gelegt und dann in der Stille begraben. Aerzte sind außer unserem Herrn Maire keine zur Stelle. Herr Dr. Bierck hat diesen Morgen in der Frühe einen Boten nach Langensulzbach gesandt, wo französische Aerzte sein sollten, um Hilfe zu erbitten. Aber der Bote brachte außer der Nachricht, daß keiner abkommen könne, niemanden mit. Am Mittag jedoch kam ungerufen ein freiwilliger Arzt, Dr. Münch aus Straßburg, der heute noch am Diakonissenhaus dortselbst seines Amtes waltet. Spät am Abend trafen noch zwei deutsche Regimentsärzte ein. So waren denn vier Aerzte in Thätigkeit zur Behandlung der Verwundeten. Freilich waren es wenige für die Hunderte, die der Hilfe bedurften.

Um sich der Pflege der Schlachtopfer völlig widmen zu können, hat unser Herr Maire seine Bürgermeisterpflichten gänzlich dem Adjunkten und den Gemeinderatsmitgliedern übertragen. Dieselben thun auch — zu ihrer Ehre sei's gesagt — was in ihren Kräften steht. Sie sind auch nicht mehr ganz so furchtsam wie gestern und vorgestern. Ja, sie haben sich sogar schon ein wenig im „Hochdeutschen" geübt, damit sie doch wenigstens von den Bayern verstanden würden. Einer hat darin in den zwei

Tagen schon eine solche Fertigkeit und dabei auch einen solchen Mut erlangt, daß er einen bayerischen Leutnant im „Höchstdeutsch“ fragen konnte, ob der „Krüg“ bald fertig sei und ob die Deutschen bis „Pareis“ gehen würden.

In der größten Ungewißheit, was sie thun sollten, befanden sich heute die Einundzwanzigjährigen, welche zu französischen Soldaten gemustert waren und nach der Marschroute heute den Ihrigen Valet sagen sollten. Einerseits getrauten sie sich nicht, die deutschen Truppen zu passieren, und andererseits fürchteten sie, verraten und von den Deutschen dann mitgenommen zu werden. Herr Röhrig, der um Rat gefragt wurde, riet vorläufig zum Bleiben. Und so blieben sie denn und versteckten sich, wie es auch die Grenzaufseher thaten. Dabei kamen manchmal die drolligsten Szenen vor. Einer hat sich hinter's Heu verkrochen und hat nichts bei sich als einen Laib Brot, der ihm das Leben fristen soll. Er hat sich so tief verkrochen, daß ihn die Preußen, wenn er je verraten würde, unmöglich finden könnten. Doch auf einmal kommen eine ganze Menge Fuhrleute und Soldaten in die Scheune, um Heu zu holen. Sie binden ein Bund nach dem anderen. Unserem Freund klopft das Herz und der Schweiß dringt ihm aus allen Poren. Jetzt sind sie ganz in seiner Nähe. Er hält den Atem an. Wenn sie noch ein Bund binden, so müssen sie ihn finden. Und was werden sie mit ihm machen, wenn er hier versteckt ist? Er ist dann verdächtig genug, um mitgeschleppt und erschossen zu werden. Die Angst foltert ihn entsetzlich. Sie binden noch ein Bund. Er sieht sie jetzt und will schon um Erbarmen schreien. Aber er ist wieder still, und sie bemerken ihn im Dunkel

zufällig nicht. Sie gehen wieder fort. Aber bald verläßt auch der Geängstigte sein Versteck und hat die Erfahrung gemacht, daß man vor den Preußen nirgends sicher ist.

Endlich ist auch der Sonntag vorübergegangen. Es war weder ein Sonn- noch ein Ruhetag. In den Häusern und Scheunen suchen abermals viele Soldaten ein Nachtlager und schlafen ermüdet ein. In den Gemeindesälen wachen Schwestern und Jungfrauen unserer Gemeinde und üben Samariterdienste. Einige ihrer Pflegebefohlenen aber entschlummern in der Nacht im Todesschlaf. Morgen werden sie in's kühle Grab gebettet werden.

Die gefangenen Franzosen.

Von den vielen Erinnerungen aus jenen Tagen, die dem Erzähler im Gedächtnis geblieben sind, hat sich besonders eine frisch erhalten: das sind die Züge der Gefangenen. Schon am Abend des Schlachttages kamen die ersten hier an. Es waren ungefähr 300 Mann nebst 30 Offizieren. Den letzteren ließ Divisionsgeneral Graf Bothmer im Gasthof „Zum Lamm" Brot und Wein servieren. Ueber Nacht wurden sie in dem großen Saale des Gasthauses „Zum Rössel" untergebracht. Die Gemeinen wurden in der Kirche eingeschlossen. Da in einigen kleinen Häusern in der Umgebung der Kirche die Plünderung keine so radikale gewesen war, so konnten die Bewohner derselben den Gefangenen wenigstens etwas mitteilen, das für den größten Hunger reichen mochte. Ein leichtverwundeter französischer Oberstleutnant kam zu unserem Herrn Maire in's Quartier, weil in keinem Wirtshaus mehr ein Bett frei war. Dr. Bierck wurde für eine etwaige Flucht verantwortlich gemacht.

Die Ankunft der Gefangenen hat der Erzähler nicht gesehen. Dagegen sah er sie alle bei ihrem Abmarsch nach Weißenburg; nie wird ihm ihr Bild aus dem Gedächtnis schwinden. Wie so ganz anders gingen sie heute an unseren Fenstern vorbei als vor 8 Tagen, wo sie gegen die Grenze zu marschierten! Damals so gewiß, daß sie als Sieger in Deutschland einrücken würden, und jetzt befanden sie sich auf dem Weg dorthin als arme Gefangene!

Wie riefen sie damals so freudig „Vive la France!“; heute sind sie stumm und schauen zur Erde gleich armen Missethätern! Schaut aber einer an's Fenster, und können wir ihm in's Auge sehen, so liegt in dem Blick eine unbeschreibliche Wehmut. Später als schon Tausende und Hunderttausende gefangen waren, da mochte bei den französischen Soldaten die Gefangennahme vielleicht nicht mehr einen solch' vernichtenden Eindruck machen. Sie waren dann sozusagen darauf gefaßt. Aber zu Fröschweiler, zu Anfang des Feldzuges, wo sie auch nicht den geringsten Zweifel in den Sieg setzten, da mußte die Gefangennahme eine geradezu vernichtende Wirkung auf Offiziere und Mannschaften ausüben.

Die Offiziere wurden von Lembach aus per Wagen nach Weißenburg gebracht. Es war ein ärmlicher Wagenzug, der uns Frankreichs Unglück noch deutlicher vor Augen treten ließ, als wenn sie zu Fuß gegangen wären. Auf Leiterwagen, welche mit Kühen bespannt waren, wurde die Fahrt zurückgelegt. Jedem der jetzt noch Lebenden wird diese trübselige Fahrt, die wohl ihre fünf Stunden dauerte, noch in lebhafter, unangenehmer Erinnerung sein. Sie, die acht Tage vorher so stolz in ihren von Gold strotzenden Uniformen einherschritten, saßen jetzt kot- und staubbedeckt, vernichtet, als arme Gefangene auf einem Kuhwagen. Sie empfanden auch völlig die Schmach ihres Vaterlandes. Kein Wort kam auf dem ganzen Weg über ihre Lippen. Stumm schritt jeder Bauer vor seinen Kühen her, stumm saßen die Offiziere auf den Wagen und keiner rauchte die Zigarren, die ihnen General Bothmer im Gasthaus „Zum Lamm“ geschenkt hatte. Das Gefühl des Schmerzes und

der Verzweiflung, das schon dem gemeinen Soldaten im Gesicht zu lesen stand, war bei den Offizieren noch ausgeprägter: sie sahen geradezu verstört aus. Das kann uns auch nicht Wunder nehmen. Die Offiziere einer Armee, welche in den zwanzig vorhergehenden Jahren ihre Fahnen in Rußland und Italien, in Mexiko und China mit Ruhm entfaltet hatte, mußten durch solch eine Niederlage, die mit einem allgemeinen „Sauve qui peut!“ endigte, förmlich vernichtet sein. Ein Offizier wollte seinem Schmerz im Gasthof „Zum Lamm“ Luft machen und dem Hotelbesitzer Herrn Schiellein-Licht, bei dem er acht Tage vorher gefrühstückt hatte, klagen und sagen, daß sie ihre Pflicht gethan hätten; es sei ihnen der Rückzug abgeschnitten worden; er will sagen, daß seiner Kompagnie sogar die Patronen ausgegangen, daß sie selbst somit unrettbar verloren waren. Auch andere wollten ihr Mißgeschick klagen, aber keiner darf mehr weitersprechen: sie sind ja arme Gefangene!

Doch wenn Ihr damals auch schweigen mußtet, die Geschichte hat seitdem für Euch gesprochen. Die deutschen Offiziere waren edel genug, Euch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und es vor aller Welt zu bekennen, daß Ihr auf Fröschweiler's Höhen Eure Pflicht in vollem Maße gethan habt. Daß Euch der Sieg nicht zuteil geworden, daran seid nicht Ihr schuld, sondern es ist die Schuld Eures Kaisers, der Euch ohne Ursache um seines Ehrgeizes willen auf die Schlachtbank führte, dessen verlotterte Wirtschaft es Euch an allem mangeln ließ, und zu dessen frevelhaftem Unternehmen Gott nicht Amen sprechen wollte. Es ist die Schuld Eurer Generäle, die im Uebermut Eure Gegner unterschätzten und alle Vorsicht außer acht ließen. Zugleich

aber waret Ihr bei Eurer Niederlage die Opfer des französischen Volkes, das durch seinen Kriegsruf sich der Mitschuld des Kaisers Napoleon III. teilhaftig machte, und auf dem auch sonst ungesühnte Schuld ruhte. Die Sache war nicht rein, für die Ihr strittet, darum konnte Euch auch der Sieg nicht werden!

Am Montag wurden noch einmal zwei Züge von Gefangenen durchgeführt. Zum ersten Male stand das Mittagessen wieder auf dem Tisch. Aber wie die Schar so wehmütig an den Fenstern vorbeizieht, da vergeht uns der Hunger, und Thränen treten uns allen in die Augen. Es ist uns eine Erleichterung, wie einige Minuten später bekannt gemacht wird, daß die Gefangenen oberhalb des Dorfes lagern und daß Ihnen jedermann etwas zu essen bringen solle. Schnell nehmen wir unser Mittagessen und bringen es den Hungrigen; alle Leute im Dorf, ohne eine einzige Ausnahme, thun dasselbe. Lembach schien rein ausgeplündert, aber das Mitleiden, das die Gefangenen wachriefen, veranlaßte jedermann, von dem Geringen, das noch übrig geblieben war, den Gefangenen mitzuteilen. Wenn viele auch nur wenig bringen konnten, so brachten doch alle etwas, und die Gefangenen konnten reichlich gespeist werden. Auch der letzte Zug wurde gesättigt; als sie gegessen hatten, kommandierte der Leutnant, der sie befehligte: „Vorwärts marsch!" Sie gingen dann denselben Weg nach Weißenburg zu, den viele von ihnen schon einmal gemacht hatten. Man sendet ihnen noch einen betrübten Blick nach. Lebet wohl! Möchten Euch dereinst wieder bessere Tage beschieden sein!

Die Gefangenen von Langensulzbach.

Die Schrecken des Krieges haben diejenigen Bewohner von Langensulzbach, Wörth und Gunstett bis auf die Hefe durchgekostet, welche beschuldigt wurden, auf deutsche Truppen geschossen zu haben. Sie mußten deshalb wahrhaft Entsetzliches ausstehen, obgleich sie völlig unschuldig waren; später wurden sie darum auch wieder entlassen. Wir wollen einen jeden Zug dieser Gefangenen auf ihrem Schmerzensweg begleiten. Beginnen wir zuerst mit den Langensulzbachern.

Mit Tagesanbruch rückten die Bayern aus ihrem Biwak von Lembach und Mattstall nach Langensulzbach vor, das von den Franzosen nicht besetzt war. Doch wird von glaubwürdigen Leuten aus Langensulzbach mit Bestimmtheit erzählt, daß mehrere Zuaven in unmittelbarer Nähe der Häuser sich versteckt hatten und in's Dorf schossen, so daß hie und da ein Mann auf der Straße fiel, deren Tod die Offiziere sich nicht anders erklären konnten, als daß er von Bürgern herbeigeführt sei, die aus ihren Häusern auf sie geschossen hätten. So hatte ein Zuave in nächster Nähe der Kirche sich unter einer großen Steinplatte in einem Graben eingenistet und schoß aus seinem Versteck längere Zeit mehrmals unentdeckt in's Dorf, wodurch mehrere Verwundungen verursacht wurden.

Als die ersten bayerischen Jäger nach 8 Uhr gegen Fröschweiler zum Angriff vorgingen, sagten die Offiziere

den Bewohnern des Unterdorfes, daß sie sich in die Keller retirieren sollten, was übrigens die Leute ohnehin schon an allen ausgesetzten Punkten zumeist gethan hatten. Wie sich dann die Bayern gegen 10 Uhr zurückzogen und die Franzosen an mehreren Stellen nachdrängten, wurden wiederum mehrere Soldaten ganz in der Nähe der Häuser verwundet. Augenblicklich stürzen die mißtrauisch gewordenen bayerischen Jäger voller Wut in die Häuser und in die Keller mit dem Rufe: „Ihr habt auf unsere Leute geschossen, wir stechen Euch nieder!" Die Geängstigten flüchteten sich durch die Hinterthüren der Keller, wobei die Weiber und Kinder ein Mark und Bein durchdringendes Geschrei erhoben, so daß die Offiziere dazwischentraten und ein sofortiges Blutbad verhinderten.

Ein Schuhmacher neben dem „Bächel" springt im Schrecken in die Kammer und will sich hinter den am Schrank aufgehängten Kleidern seiner Frau verstecken. Doch ein Jäger hat ihn aufgespürt und sticht nach ihm. Aber unser Schuhmacher, der erst vor einigen Wochen vom Militär zurückkehrte und das Fechten noch nicht verlernt hatte, faßte pfeilschnell das Bajonett mit den Händen, worauf Jäger und Schuhmacher einige Augenblicke heftig miteinander raufen. Dabei ruft der Schuster aus Leibeskräften: „Wenn ein Gewehr bei mir gefunden wird, will ich sterben!" Ein paar andere Jäger, die in diesem Augenblick zur Thüre hereinstürzen, hören diesen Ruf und besänftigen ihren Kameraden. Sie suchen nun nach einem Gewehr, doch sie finden keines. Aus augenblicklicher Todesgefahr ist der geängstete Schuhmacher jetzt zwar befreit, aber er wird als Gefangener mitgenommen.

Ein anderer Langensulzbacher wurde gleichfalls unter der Beschuldigung, auf die Deutschen geschossen zu haben, aus dem Keller hinausgestoßen; unter der Kellerthüre wollte ihn ein Jäger niederstechen. Doch ein Offizier trat dazwischen und rief: „Es darf niemand getötet werden. Die verdächtigen Leute sind bloß gefangen zu nehmen, damit die Sache nach der Schlacht untersucht werden kann!" In einem anderen Keller wurden drei Männer zusammengekettet. Ein vierter, der gleich beim ersten Aufkrachen der Geschütze in der Todesangst unter einen Waschzuber gekrochen war, lüpfte denselben ein klein wenig, als er das Geschrei hörte, um zu sehen, was denn eigentlich los sei. Sofort wurde auch er angekettet; der Umstand, daß er unter eine Bütte gekrochen, gilt den Soldaten als das sicherste Zeichen dafür, daß er schuldig sei. Zu allem Unglück wird in seinem Hause auch noch ein Gewehr vorgefunden.

So wurden binnen einer Viertelstunde neun Bürger zusammengekettet und hierauf an die Kanonen gebunden, welche auf dem Felde hinter Langensulzbach standen, um nötigenfalls den Rückzug zu decken, falls die Franzosen einen Vorstoß unternehmen sollten. Eine Weile später wurden mehrere Mann beordert, die Gefangenen nach Klimbach abzuführen. Der Grallen=Heinrich, welcher auch gefangen worden, war seit Jahren gliederkrank und konnte unmöglich gehen. Mit Aufbietung aller Kräfte hatte er sich bis zu den Kanonen geschleppt, aber weiter konnte er nicht mehr. Seine Krankheit wurde jedoch als Verstellung angesehen, und die Soldaten erklärten, sie würden ihm dieselbe schon eintränken. Der Unglückliche wurde nun mit einem Riemen zwischen die Pferde zweier Feldgendarmen gefesselt. Dieselben

ritten fort, und da er nicht zu gehen vermochte, so wurde er im wahren Sinne des Wortes geschleift. Bald hatte er das Bewußtsein verloren. Als er wieder zu sich kam, lag er auf freiem Felde; Soldaten befeuchteten ihm das Gesicht, um ihn wieder in's Leben zurückzurufen. Sie sahen jetzt ein, daß der Bedauernswerte wirklich krank sei, und die Mißhandlungen hörten von nun an auf. Sie trugen ihn auf zwei Baumpfählen über das Feld auf die Lembacher Straße, woselbst er auf einen Wagen festgebunden wurde, der nach Klimbach zurückfuhr. Dabei war der Grallen-Heinrich so elend, daß er nicht anders dachte, als er müßte unterwegs den Geist aufgeben. Er wurde sowohl von den gräßlichsten Gliederschmerzen als auch von qualvollstem Durste gepeinigt. Er behauptet heute noch, er wäre unterwegs verschmachtet, wenn nicht in Mattstall ein Bekannter unter eigener Lebensgefahr ihm ein wenig Wasser gereicht hätte, als es sich auf der engen Straße stopfte und der Wagen, auf dem er saß, längere Zeit halten mußte.

Inzwischen waren die anderen Gefangenen gegen Klimbach zurückgegangen. Tausendmal wurden die eskortierenden Soldaten von ihren Kameraden gefragt, was sie denn da für Kerle hätten. Immerfort lautet die Antwort: „Sie haben auf unsere Leute geschossen!" Und jedesmal regnet es dann Verwünschungen und Püffe. Schon längst war ihnen die Kopfbedeckung heruntergeschlagen; doch ging es ihnen immerhin noch erträglicher als den Gunstettern, da sie wenigstens stets dieselben Begleiter hatten. Als diese einmal ihren Mut an ihnen gekühlt hatten, wurden sie etwas menschlicher. Einige fingen sogar an, Zweifel an ihrer Schuld zu hegen. Dennoch standen mehrere Gefangene

ganz Entsetzliches aus, da sie den Weg barfuß in Holzschuhen zurücklegen mußten und sehr schmerzende Blasen an den Füßen bekamen. Dabei peinigte sie infolge der großen Hitze der schrecklichste Durst.

Gegen 4 Uhr des Abends kamen sie endlich nach Klimbach, woselbst sie von zwei hohen Offizieren verhört wurden. Der eine war geneigt, sie ohne weiteres für schuldig zu halten, und wollte sie sofort erschießen lassen, um, wie er sagte, einer feindseligen Bevölkerung ein Exempel zu statuieren; der andere dagegen wollte um keinen Preis die Todesstrafe vollstrecken lassen, wenn die Schuld der Gefangenen nicht zweifellos festgestellt sei. Er erklärte, die Soldaten könnten sich in der Aufregung auch getäuscht haben und die Verwundungen im Dorfe könnten auch von französischen Kugeln herrühren. Die Flinte, welche die Soldaten in einem der Häuser gefunden hatten und die als corpus delicti dienen sollte, entlastete die Unglücklichen. Einer der Offiziere stellte nämlich fest, daß die angebliche Mordwaffe ein ganz verrostetes Gewehr sei, aus dem seit Jahren nicht mehr geschossen worden sei. Schließlich wurde ihre Zurückführung nach Langensulzbach befohlen, damit am Orte selbst die Untersuchung noch genauer geführt werden könne. Sie erhielten Wasser und mußten dann wieder denselben Weg zurückgehen.

Zum Tode erschöpft kamen sie des Nachts um 12 Uhr wieder in Langensulzbach an, wo sie in der Küche des Müller-Michels ein wenig Kaffee erhielten. Am anderen Morgen mußte jeder im Wirtshaus „Zum grünen Baum" noch einmal allein ein scharfes Verhör bestehen, worauf sie wieder zusammengekettet und nach Niederbronn abgeführt

wurden. Wahrscheinlich geschah dies, um dort auch die Soldaten vernehmen zu können, welche an der Schlacht teilgenommen hatten; dieselben waren nämlich mittlerweile nach Niederbronn vorgerückt. Die Gefangenen selbst wußten nicht anders, als daß sie dort erschossen würden; auch ihre Verwandten hörten dasselbe und befanden sich deshalb in der größten Angst.

In Niederbronn wurden sie auf der Allee in einer Reihe aufgestellt. Auch der Grallen-Heinrich, der auf einem Wagen nachgefahren wurde, war dabei. Soldaten mit geladenem Gewehr stellten sich ihnen gegenüber auf. Sie glaubten bestimmt, ihr letztes Stündlein habe geschlagen; die Soldaten sagten ihnen dies auch. Doch das Gefürchtete geschah nicht; dagegen wurden sie nach dem Gemeindehaus in das Gefängnis geführt, woselbst sich mehrere Franzosen befanden, die bei Niederbronn gefangen worden waren. Hier erhielten sie Wein und ein ausgezeichnetes Essen vorgesetzt. Den Wein tranken sie in ihrem quälenden Durst mit großer Begier. Doch das Essen schmeckte ihnen nicht. Gerade weil es ein so gutes war, hielten sie es für das Gnadenbrot, das gewöhnlich allen Verurteilten unmittelbar vor der Hinrichtung gereicht wird. Während sie so im Gefängnis saßen und jeden Augenblick den Tod erwarteten, hörten sie auf einmal, wie draußen mit den Soldaten, welche bei ihrer Festnahme zugegen waren, ein Verhör angestellt wurde. Sie vernahmen auch, wie einige Soldaten sich dahin aussprachen, daß sie unschuldig seien.

In Langensulzbach war unterdessen Herr Pfarrer Jäger für ihre Befreiung emsig thätig. General Ritter v. Hartmann befand sich bei ihm in Quartier, und bei diesem legte

er Fürbitte ein für seine Pfarrkinder, die er völlig unschuldig wußte. Auch die Familie v. Dietrich in Niederbronn, welche mit dem bayerischen General von der Tann verschwägert war, soll sich eifrig für die Gefangenen verwendet haben. Das Essen, welches ihnen im Gefängnis gereicht wurde, kam aus der Küche der Familie v. Dietrich.

Endlich, am Montag, des Mittags, trat ein Offizier in's Gefängnis und sprach zu ihnen: „Ihr seid frei!" Darauf gab er ihnen ein Begleitschreiben des Inhalts, daß ihre Unschuld erwiesen sei und daß sie niemand mehr festnehmen solle. Wie unendlich froh waren sie, als man ihnen die Freiheit wiedergab! Aber sie hatten so schwer gelitten, daß sie Mühe hatten, heimzukehren. Namentlich der Grallen-Heinrich konnte unmöglich gehen; er mußte von seinen Leidensgefährten getragen werden. Zuerst verwendeten sie dazu zwei Hebel. Dann benützten sie als Tragbahre einen zerbrochenen Schubkarren, den sie draußen vor Niederbronn fanden. Den zwei Stunden langen Weg durch den Wald bis Langensulzbach trugen sie den Kranken ohne Unterlaß.

Der große Kugler, der auch gefangen worden war, und zwar in den Holzschuhen, und der ohnehin ein böses Bein hatte, konnte ebenfalls fast nicht gehen. Er stürzte unterwegs und wußte nicht mehr aufzukommen. Doch die Angst, allein liegen bleiben zu müssen, trieb ihn zur äußersten Anstrengung; unter den größten Schmerzen schleppte er sich den anderen nach. Am Abend kamen sie bei den Ihrigen an, von denen sie alle schon als tot beweint wurden. Heute noch, nach mehr denn zwanzig Jahren, lebt ihnen allen das bittere Erlebnis noch so frisch in der Erinnerung, als ob es gestern erst geschehen wäre.

Die Gefangenen von Wörth.

Während es in Langensulzbach neun Personen waren, welche als Gefangene mitgeschleppt wurden, unter der Anklage, auf deutsche Truppen geschossen zu haben, waren es in Wörth an zwanzig Männer, die unter dieser Beschuldigung verhaftet und in zwei Abteilungen mitgenommen wurden. In der ersten Abteilung befanden sich u. a. auch zwei Zeitungskorrespondenten des „Figaro" aus Paris, die vom Turm des Schlosses des Herrn Trautmann-Rosa der Schlacht zusahen und den ersten Siegesbericht nach Paris senden wollten. Auch sonst waren alle Verhafteten ehrbare, friedliche, ruhige und größtenteils sogar sehr angesehene Bürger, die über jeden Verdacht, auf deutsche Soldaten geschossen zu haben, erhaben sind. Wer könnte jedoch schwören, daß nicht doch irgend ein Schurkenstreich Anlaß zu ihrer Verhaftung gegeben hätte? Wenigstens erklärte einige Tage vor der Schlacht ein Fanatiker, der seither aus Wörth verzogen ist, im Wirtshaus ganz offen, daß er, wenn die Preußen kämen, seine Flinte gebrauchen würde, ja, er warf sogar einem anderen Bürger, der auf dieses hin die Bemerkung fallen ließ, er würde so etwas nicht thun und auch nicht für recht halten, ein Glas vor die Füße und nannte ihn „Mauvais être!" (Elender Tropf!) Da nun thatsächlich am 6. August vor dieses Fanatikers Haus ein Soldat fiel — und zwar soll derselbe den Schuß von der Seite erhalten haben —, so liegt die Vermutung

nahe, daß er, als die Preußen sich das erste Mal zurückzogen, den Augenblick für gekommen erachtete, seinen Vorsatz auszuführen und den „verdammten Deutschen" aus sicherem Versteck noch eines nachzusenden. Eine einzige Frevelthat aber genügte, das Mißtrauen und den Zorn der Soldaten gegen die Bevölkerung zu entflammen. Unter den Verhafteten war leider jener traurige Held nicht; hat er wirklich das von ihm vorher angekündigte Verbrechen verübt, so war es eben ein wohlüberlegtes und hat er dasselbe jedenfalls aus so sicherem Versteck vollführt, daß er selbst den Soldaten nicht in die Hände fiel; für ihn mußten dann viele andere schwer büßen. Denn, wie schon oben erwähnt, eine einzige Schandthat genügte vollauf, das Mißtrauen der Soldaten gegen die Bevölkerung derart zu vergrößern, daß sie alle Verwundungen, die direkt vor einem Hause erfolgten, — und deren gab es in Wörth, das dem Feuer der Franzosen so sehr ausgesetzt war, überaus viele —, auf die Einwohner zurückführten und dann, Tod drohend, in die Häuser stürzten.

So fiel vor dem Hause von Fräulein Dändlinger ein Mann auf der Straße. Augenblicklich stürzten zwei Mann mit aufgepflanztem Bajonett in das Wohnzimmer. Der vorderste rannte der Cousine von Frl. Dändlinger mit den Worten: „Kanaille, Du hast geschossen!" das Bajonett auf die Brust, so daß die Angegriffene mit einem furchtbaren Schrei rücklings niederstürzte. Mit dem Mute der Verzweiflung faßte Fräulein Dändlinger das Bajonett mit beiden Händen und rief: „Wir sind unschuldig! Gott weiß es! Aber wenn gestorben sein muß, dann ich zuerst!" Der Soldat hält einen Augenblick verblüfft inne. Ein

Hauptmann sieht den Vorgang vom Pferde aus durch das Fenster und gebietet sofort Halt! Das Zimmer wird hierauf nach Gewehren durchsucht, doch wird keines gefunden, und die Geängsteten sind wieder frei. Zum Glück hatte das Bajonett die große Brosche getroffen, welche die Cousine von Frl. Dändlinger auf der Brust trug; sonst wäre die so schwer Bedrohte wohl unrettbar verloren gewesen.

Auch anderen Einwohnern ist es ähnlich ergangen. Der Felsen-Fritz, dessen Haus dem Gewehrfeuer sehr ausgesetzt war, hatte sich mit seinem Onkel und seiner Mutter in den Keller geflüchtet. Der Kampf tobte oberhalb seines Hauses mit furchtbarer Heftigkeit. Die Franzosen dringen manchmal bis an seinen Hof. Dann müssen sie aber wieder zurück und die Deutschen stürmen vor. So wogt es auf und ab, bis zwei Uhr des Nachmittags. Um diese Zeit ist die Kraft der Franzosen gebrochen. Ihr Feuer an dieser Stelle wird schwächer. Sie müssen sich zurückziehen. Die Deutschen aber stürmen mit wildem Ungestüm und unter donnerndem Hurrahruf durch den Hof, um die oberhalb desselben befindlichen Anhöhen zu erklimmen. Bebend sitzen die drei im Keller beieinander. Auf einmal aber ruft es auf der Straße: „Aus diesem Keller ist geschossen worden!“ Und sofort richten sich mehrere Flintenläufe in die Luftlöcher des Kellers: es kracht entsetzlich. Der Keller ist voller Pulverdampf. Die Unglücklichen schreien herzzerreißend. Da wird die Thüre aufgerissen, der Felsen-Fritz wird ergriffen und fortgeschleppt. Der Felsen-Georg aber ist unterdessen mit seiner Mutter hinauf nach der Wohnstube geeilt. Doch es ist alles vergebens. Die wutentbrannten Soldaten dringen nach und wie der Georg durch die Hinterthüre

entspringen will, da starren ihm schon die Bajonette entgegen. Er fleht, er beteuert seine Unschuld, er will sterben, wenn sie ein Gewehr finden. Was nützt's? Er ist gefangen. Er wäre sogar sofort niedergestochen worden, wenn nicht ein Leutnant dazwischen getreten wäre. Dieser befiehlt, ihn zu binden, und läßt alsdann das ganze Haus nach einem Gewehr durchsuchen. Ein Soldat steht neben dem Gebundenen im Hof. Vierzig Meter von ihm entfernt schleppen sie seinen Nachbar unter derselben Anklage aus dem Hause fort. In diesem Augenblick reiten aber zwei Generäle vorbei und fragen die Soldaten, ob sie bei dem betreffenden Mann auch ein Gewehr gesehen hätten; als diese es verneinen, befehlen sie, den Mann sofort freizulassen. Dabei weisen sie auf die Anhöhe und rufen mit Donnerstimme: „Dort ist der Feind!" Auch der Leutnant hört diese Worte der Generäle und er befiehlt, da er um keinen Preis dafür angesehen werden will, als ob er sich drücken möchte, den Soldaten, den Felsen-Georg gefangen zu halten; zwei weitere heißt er, das Haus noch vollends durchsuchen, worauf er selbst im Laufschritt der Kompagnie nacheilt.

Die beiden Soldaten durchsuchen nun das ganze Haus. Sie trinken auch einen Schoppen. Endlich treten sie heraus und sagen zu ihrem Kameraden: „Laß den Mann laufen, es ist kein Gewehr im Haus, er ist unschuldig!" Der Angeredete giebt dagegen zur Antwort: „Ich habe Befehl, ihn gefangen zu halten; er muß mit vor den Leutnant; nur dieser kann ihn freilassen!" Auf dieses hin steigen die drei Soldaten mit dem Felsen-Georg die Höhen zwischen Fröschweiler und Elsaßhausen hinauf. Es ist schon zwischen 3 und 4 Uhr des Nachmittags. Der Rückzug der Franzosen

hat schon auf allen Seiten begonnen. Doch einige halten hie und da noch stand. Es fallen immer noch Schüsse. Sie schreiten zwischen Verwundeten, Sterbenden und Toten hindurch. Sie gehen an dem französischen General Le Maire vorbei, der sich in seinem Blute wälzt. Sie sehen, wie er im Todeskampf noch einmal die Glieder reckt — dann ist er tot. Allenthalben jammern, stöhnen, sterben Hunderte der armen Schlachtopfer. „Wasser! Wasser! Ach Gott! Ach Gott!" rufen die Deutschen, „De l'eau! De l'eau!" und „Mon Dieu! Mon Dieu!" die Franzosen. Die Armen sind halb wahnsinnig vor Schmerzen.

Die Soldaten suchen ihre Kompagnie und ihren Leutnant, aber sie finden sie nicht. Endlich hören sie, der Leutnant lehne unter einem Baum; er sei gefallen. Der Soldat übergiebt nun den Gefangenen einigen Feldgendarmen, sagt aber, daß er wahrscheinlich unschuldig sei. Die Feldgendarmen führen ihn zurück. Wie man an seinem Hause vorbeikommt, will er heim; er bittet und fleht . . . es ist vergeblich. Seine Begleiter sagen, wenn er wirklich unschuldig sei, so werde er schon frei werden. Unrecht werde niemandem geschehen. Auch die Mutter des Gefangenen bittet unter Thränen um seine Freilassung. Es hilft nichts. Schließlich wird auch sie noch mitgenommen; doch unterwegs läßt man sie wieder frei. Mittlerweile sind unter derselben Anklage noch andere Wörther verhaftet worden. Diesen wird er eingereiht. Der ganze Gefangenentrupp wird sodann mehreren Soldaten übergeben, damit sie nach Sulz in's Hauptquartier zurückgeführt werden. Nun sollten ihre schweren Leiden angehen. Von allen Seiten wurde auf die Unglücklichen geschlagen; mochten sie auch

rufen: „Wir sind unschuldig!“ es nützte nichts. Die Antwort war stets dieselbe: „So sagen alle Spitzbuben!“ Wegen der gewaltigen Truppenmassen konnte man nur langsam vorwärts kommen. Jede Pause aber brachte ihnen neue Mißhandlungen. Ein alter, 74-jähriger Mann namens Stenger war halbtot, als sie in der Nacht auf Preuschdorf's Feldern ankamen; gar oftmals war er ohnmächtig niedergesunken. Auch im Lager wurden sie anfangs unbarmherzig herumgestoßen; doch wurde es endlich etwas ruhiger, und zum ersten Mal konnte der Felsen-Georg dem sie bewachenden Unteroffizier den thatsächlichen Hergang ihrer Gefangennahme schildern. Dieser setzte auf dieses hin Zweifel in ihre Schuld und wurde milder. Er ließ sogar mehrere Soldaten einen Kreis um die Armen bilden, den keiner überschreiten durfte, damit sie vor weiteren Mißhandlungen geschützt wären. Da man fürchtete, der Greis würde unterwegs noch den Geist aufgeben, so wurde er entlassen. Er konnte jedoch nicht mehr gehen; es mußte ihn deshalb ein Soldat unterstützen, ja halb tragen, bis er an das erste Haus in Preuschdorf kam, wo er mehrere Tage liegen blieb, bis daß er wieder gehen konnte.

Der ersten Abteilung der Wörther Gefangenen erging es, obschon sie alle zu den Gebildeten gehörten, um kein Haar besser. Auch sie wurden blutrünstig geschlagen und zu Tode geängstigt. Die Wut der Soldaten kannte keine Grenzen; jedes Wort, das sie zu ihrer Entschuldigung vorbringen wollten, trug ihnen nur Mißhandlungen ein. Die Hände waren ihnen so fest zusammengeschnürt, daß sie hoch aufschwollen; ein entsetzlicher Durst erhöhte ihre Qualen in's unerträgliche. Doch nichts konnte die Soldaten rühren,

die es kaum erwarten konnten, bis das Todesurteil an den Gefangenen vollstreckt würde. Erst als man bei Diefenbach dem Prinzen von Sachsen-Coburg begegnete und die Zeitungsschreiber diesem in französischer Sprache ihr namenloses Elend klagten, wurden ihre Leiden gemildert. Der Prinz erklärte sich zwar außerstande, sie sofort frei zu lassen; sie müßten zu diesem Zweck in's Hauptquartier nach Sulz vor den Kronprinzen. Indessen gab er ihnen Gendarmen zu ihrem Schutze mit. Doch auch diese konnten die Bedauernswerten nicht immer vor der Wut der Soldaten schützen. Endlich kam man in Sulz an. Dort wurden sie in's Gefängnis geworfen und noch in derselben Nacht verhört. Am anderen Morgen wurden sie noch einmal vernommen. Die Berichterstatter des „Figaro" aber wurden vor den Kronprinzen gerufen, der ihr Mißgeschick lebhaft bedauerte und hierauf den Befehl gab, alle Gefangenen sofort in Freiheit zu setzen.

Froh, mit dem Leben davon gekommen zu sein, gingen die Befreiten jetzt zurück. Kaum hatten sie sich entfernt, so kam die andere Abteilung der Wörther Gefangenen an. Dieselben wurden wider eine Mauer aufgestellt, und Flüche und Verwünschungen wurden gegen sie von allen Seiten laut. Die Soldaten nahmen eine immer drohendere Haltung an. Schließlich marschierte sogar eine Kompagnie mit geladenem Gewehr vor ihnen auf. Der furchtbare Augenblick naht: sie bereiten sich zum Sterben vor. Doch auch sie sollten nicht erschossen werden. Die Soldaten treten wieder ab. Was geht vor? Sie wissen es nicht. Jetzt werden sie verhört und dann in's Gefängnis abgeführt. Einem jeden wird sein Geld abgenommen. — Es ist Nachmittag.

Am meisten Schmerzen empfinden sie infolge ihrer angeschwollenen Hände; dabei quält sie ungeheurer Durst. Doch nun sollte auch ihre Erlösungsstunde schlagen. Ein jeder erhält sein Geld zurück und — sie sind frei.

Angesehene Persönlichkeiten, der damalige Bürgermeister Petri, der heutige Präsident des Direktoriums der lutherischen Kirche, sowie Pfarrer Hauth von Sulz hatten sich für sie beim Kronprinzen mit Erfolg verwendet. — War auch all' das Hab und Gut der Gefangenen während ihrer Abwesenheit gründlich geplündert worden, so waren sie doch zufrieden, weil sie das Teuerste, das Leben, gerettet hatten. Ihre Häuser lagen alle voll mit Verwundeten. Während diese verbunden wurden, mußten sie selbst hinaus, um Tote zu begraben. Sie waren zwar sämtlich selbst zu Tode matt, doch leisteten sie gehorsam dem Befehle Folge, indem sie immer und immer wieder Gott dankten, daß sie wenigstens das Leben gerettet hatten.

Die Leiden der Gefangenen von Gunstett am ersten Tage.

Am Nachmittag des 5. August hatten noch Truppen der französischen Division Lartigue die Gunstetter Höhe besetzt. Gegen Abend räumten sie dieselbe; unmittelbar darauf rückte die Vorhut des XI. preußischen Armeekorps ein. Zuerst kam eine Ulanenpatrouille. Dieselbe ritt über die Sauer in die Nähe des französischen Lagers und erhielt von dort Feuer, wobei mehrere Ulanen leicht verwundet wurden. Als die Reiter nach Gunstett zurückkamen, zwangen sie einen Mann aus Gunstett, ihnen den Weg zu zeigen. Als derselbe wieder entlassen worden war, begegneten ihm andere deutsche Truppen, welche ihn für einen Spion hielten, ihn verhafteten, ja sogar zu erschießen drohten. Doch gelang es ihm, den Deutschen im Merkweiler Wald zu entwischen. Drei Tage hielt er sich in seiner Todesangst unter dichtem Dorngebüsch im Walde versteckt. — Im übrigen waren die Soldaten der preußischen Vorhut sehr entgegenkommend. So gaben sie beispielsweise allen Leuten den Rat, wenn eine Schlacht stattfände, in den Kellern Zuflucht zu suchen, wo ihnen gewiß nichts geschehen würde.

Als des Morgens nach sieben Uhr das Gros des XI. preußischen Armeekorps in Gunstett anlangte und zum Angriff vorging, begab sich die Mehrheit der Bewohner in die Keller, während die übrigen aus Angst und Schrecken nach Beinheim und anderen Orten flüchteten. Der erste

Angriff von Gunstett aus über die Brückmühle wurde bekanntlich von den Franzosen heftig zurückgewiesen und die Deutschen mußten wieder über die Sauer zurückgehen; die Franzosen drangen ihnen dabei bis an die Sauer nach. Der Gunstetter Ueberlieferung zufolge wäre eine Abteilung Turkos sogar über die Sauer gegangen und bis in die Gunstetter Reben gedrungen. Wie dem nun auch sein mag, so steht soviel fest, daß die Franzosen jedenfalls weit genug vorgedrungen waren, daß auch in Gunstett und Umgebung deutsche Soldaten getroffen werden konnten. Ruhige Ueberlegung hätte den letzteren sagen müssen, daß diese Verwundungen von den Franzosen herrührten. Aber leider wurden sie bei dem Mißtrauen der Soldaten auf die Bevölkerung selbst zurückgeführt, wofür dieselbe dann bitter büßen mußte. Der Umstand, daß der Bürgermeister sich flüchtete und daß die Gemeindehäuser verschlossen vorgefunden wurden, als man Verwundete hinein legen wollte, wurde auf Widerspenstigkeit und böses Gewissen der Bewohner zurückgeführt, während dies doch bloß eine Frucht des Schreckens war.

Wir wollen nicht abermals schildern, wie die Leute in den Kellern zusammengebunden und herausgeschleppt wurden. Das geschah ungefähr in derselben Weise, wie es in Langensulzbach und in Wörth vor sich ging. Es ist hierbei nur noch hinzuzufügen, daß in mehrere dichtgefüllte Keller durch die Luftlöcher hineingeschossen wurde. Als ein Wunder erscheint es geradezu, daß bei diesem Vorgang niemand schwer verwundet wurde. In der Außengasse wurden alle Männer, welche sich nicht geflüchtet hatten, mitgenommen sowie auch sonst noch mehrere. Auch der Schulmeister und

der Sohn des Bürgermeisters waren darunter, ebenso ein Mann aus Memmelshofen, der aus Angst, die Preußen möchten ihm seine Pferde nehmen, sich nach Gunstett geflüchtet hatte. Es waren insgesamt neunzehn Mann, welche als Gefangene weggeschleppt wurden. Keine Feder wäre imstande, all' die Leiden niederzuschreiben, welche dieselben ausstehen mußten. Bald beschuldigte man sie, nicht nur auf deutsche Soldaten geschossen zu haben, sondern es hieß auch bestimmt, sie hätten Verwundete verstümmelt, denselben Finger, Nase, Ohren und Zunge abgeschnitten und die Augen ausgestochen. Das steigerte die Wut der Soldaten auf's höchste. Gunstett mußte auf dieses hin wahrhaft Furchtbares leiden.

Die Gefangenen wurden gegen Sulz zurückgeführt. Wahrscheinlich sollten sie in's Hauptquartier vor den Kronprinzen gebracht werden. Der Weg ging wegen der großen Truppenmassen, die alle nach dem Kampfplatz drängten, außerordentlich langsam vor sich. Gleich vor Gunstett draußen mußten die Armen längere Zeit warten. Jede Pause aber brachte ihnen entsetzliche Mißhandlungen. Hätten diejenigen Soldaten, von denen die Unglücklichen gefangen wurden, dieselben zurückgeführt, so wäre vielleicht die Möglichkeit vorhanden gewesen, die Soldaten, wenn sie weniger kampfberauscht waren, von ihrer — der Gefangenen — Unschuld zu überzeugen. So jedoch mußten diese Soldaten zum Angriff vorgehen; die neuen Soldaten aber, denen sie zur Bewachung übergeben wurden, glaubten ganz bestimmt, daß die armen Leute die Greuel, deren sie beschuldigt waren, wirklich verübt hätten. Und warum sollten sie auch an ihrer Schuld zweifeln? Sollten Sie etwa einigen gefangenen

Feinden mehr glauben als ihren eigenen Leuten? Und so brannten sie denn vor Begierde, die Gefangenen zu töten; kaum konnten sie die Stunde erwarten, bis daß das Todesurteil an denselben vollstreckt würde. Wenn die Soldaten, welche nach dem Kampfplatz eilten, hörten, daß die Gefangenen auf ihre Kameraden geschossen und gar Verwundete verstümmelt hätten, so wurden dieselben geradezu wütend, und bald waren die Bedauernswerten blutig und blutrünstig geschlagen; gar mancher hatte keinen heilen Fleck mehr am Leibe. Ein Soldat drohte, sie niederzuhauen, und hieb auch wirklich einem Gefangenen, der auf dem linken Flügel ging und somit eine Hand frei hatte, nach dem Kopf. Als der Angegriffene mit seiner freien Hand den Kopf zu decken suchte, erhielt er einen derart wuchtigen Hieb auf die Hand und auf den Kopf, daß das Blut in Strömen floß.

Nach unsäglichen Leiden kamen die Gefangenen endlich des Abends um vier Uhr in Surburg an, wo sie übernachteten. Hier wurden sie wieder anderen Soldaten übergeben. Kaum jedoch hören dieselben, daß sie Verwundete verstümmelt hätten, so sind sie ganz außer sich vor Wut. In Surburg erreichen die Mißhandlungen der Gefangenen ihren Höhepunkt. Eine ganze Schar Soldaten sammelt sich um sie. Sie werden getreten, geschlagen, gestoßen. Die Unglücklichen flehen, man möge sie doch lieber gleich niederschießen. Aber ihre Quälgeister rufen: „Nichts da, Ihr Hunde! Wir dürfen Euch nicht niederschießen. Wir dürfen Euch auch nicht die Ohren abschneiden. Aber wir schlagen sie Euch vom Kopfe los. Und dann führen wir Euch im ganzen Lande herum, daß über alle Franzosen ein heilsamer Schrecken kommt. Ihr Ja-Stimmer seid nicht damit

zufrieden, für den Napoleon gestimmt zu haben, der uns vernichten wollte, Ihr wollt uns selbst noch totschießen, Ihr wollt uns die Augen ausstechen! Aber wir wollen's Euch vertreiben! Wir martern Euch zu Tod, wie Ihr unsere Kameraden zu Tode gemartert habt! Die Augen dürfen wir Euch zwar nicht ausstechen, aber wir machen Euch in die Sonne sehen, bis Ihr blind seid!"

Solche Reden und noch viel Anderes müssen die Unglücklichen anhören und dabei — schweigen. Sie müssen ruhig dastehen und — aufwärts in die Sonne sehen. Grenzenloser Durst peinigt sie. Das heftigste Wundfieber hat sich schon bei einigen eingestellt. Sie sind alle ein Bild des entsetzlichsten Jammers. Die Kleider sind ihnen vom Leibe gerissen; das Gesicht ist ihnen schwarz und blau geschlagen; der Mund ist weit geöffnet, die Zunge angeschwollen; die Augen sind aus ihren Höhlungen getreten. Die Gefangenen sehen so schrecklich aus, daß ihre Peiniger zuletzt doch von ihren Mißhandlungen ablassen. Ja der ärgste Quälgeist schien schließlich Gewissensbisse zu haben, denn er brachte den zu Tode Erschöpften späterhin heimlich ein wenig Wasser.

Endlich wird es Nacht. Außer dem Schluck Wasser erhalten die Unglücklichen nichts. Doch fangen die Soldaten an einzuschlummern, und damit ruhen für heute die Mißhandlungen. Todesmatt können sich die Gefangenen endlich auch hinsinken lassen. Unter freiem Himmel liegen sie auf dem harten Boden, mit keiner anderen Aussicht, als am nächsten Tage erschossen zu werden.

Sonstige Leiden der Bewohner von Gunstett.

Währenddem die Gefangenen von Gunstett so bittere Qualen zu erleiden hatten, mußten ihre Angehörigen ebenfalls gar Schreckliches erdulden. Der Umstand, daß beinahe alle Soldaten, welche Gunstett passierten, dem Zug der Gefangenen begegnet waren und bei dieser Gelegenheit von den Greueln gehört hatten, die von den Gunstettern begangen worden sein sollten, war ohne Zweifel schuld daran, daß die Soldaten gegen die Bevölkerung auf das grimmigste erbittert und sogar derart mißtrauisch waren, daß des Nachmittags alle Bewohner aus einem Häuserviertel, etwa vierzig an der Zahl, vor's Dorf hinausgeführt wurden.

Die so unversehens Hinweggeführten glaubten nicht anders, als daß sie sofort erschossen würden, zumal die Soldaten ihnen gegenüber fortwährend von Erschießen sprachen. Dieser ganze Vorgang läßt sich wohl als eine Vorsichtsmaßregel deutscherseits erklären; aller Wahrscheinlichkeit nach fürchteten nämlich die preußischen Offiziere, die Bewohner möchten wirklich aus ihren Häusern schießen, weshalb sie Befehl gaben, dieselben vor das Dorf hinauszuführen.

Mehrere Bewohner von Gunstett sollten am Schreckenstage des 6. August sogar ihr Leben verlieren. Dem Wirt Lehmann wurde eine Kugel durch den Kopf geschossen. Seine Frau lag ebenfalls tot unter der Hausthüre. Nach

den einen hätte sie einen Bajonettstich erhalten, nach den anderen wäre sie infolge Schreckens vom Schlag gerührt worden und sofort tot umgesunken. Der Sohn wurde durch die Achsel geschossen; die Tochter erhielt einen Streifschuß. Der Gunstetter Ueberlieferung zufolge, die mir jedoch darin nicht zuverlässig scheint, hätte ein ehemaliger Arbeiter, der sich jetzt unter den deutschen Truppen befand und den der Wirt früher einmal fortgejagt hatte, aus Rache die unselige That vollbracht. Ob dem nun wirklich so ist, weiß man nicht.

Aus dem Hause eines achtzig Jahre alten Mannes namens Jucker sollte ebenfalls geschossen worden sein. Derselbe hatte, wie immer, die Thüre verschlossen. Den eindringenden Soldaten war dies ein sicherer Beweis, daß der Mann schuldig sei. Auch daß er keine Antwort gab — Jucker war leider stocktaub — schien ihnen seine Schuld noch zu erhärten. Die Soldaten rissen ihn aus dem Bett, schleppten ihn mit, dem Feinde nach, und als er nicht mehr gehen konnte, soll er förmlich geschleift und schließlich totgeschlagen worden sein. Er liegt auf dem „Höllenhof" begraben.

Vor Spill's Haus, in dem eine größere Anzahl Personen im Keller versammelt war, hörte man auf einmal den Ruf: „Aus diesem Haus ist geschossen worden!" Sofort befahl ein Unteroffizier, gegen das Haus zu schießen. Die Leute im Keller schrien auf dieses hin ganz entsetzlich und liefen die Treppe hinauf. Ein junger Mensch von fünfzehn Jahren wollte dabei im Schrecken zur Hinterthüre hinausspringen. Unter der Thüre erhielt er jedoch eine Kugel in den Unterleib, worauf er hinter dem Backofen niederstürzte; zwei Tage lang blieb er dort unter freiem

Himmel in der heißen Sonnenglut liegen; dann erst wurde er gefunden und in's Haus getragen, wo er bald darauf den Geist aufgab.

Ein anderer Mann, den man wie so viele Gunstetter gleichfalls aus dem Keller herausgeschleppt, wurde im Walde, im „Mittelweg" verwundet. Dort wurde er am folgenden Tag von seiner Frau und einem Manne geholt, in ein Haus getragen, woselbst der Verwundete dann tags darauf durch den Tod von seinen Qualen erlöst wurde.

Während auf den Höhen von Fröschweiler und Elsaßhausen die Flammen gen Himmel schlugen und die Franzosen den Verzweiflungskampf kämpften, kauerte die Schar von etwa vierzig Personen, von denen wir vorhin berichteten, auf dem Felde in schrecklicher Todesangst. Es waren Männer, Weiber und Kinder. Sie weinen und jammern, doch es verhallt alles ungehört im Schlachtgetümmel. Die Kinder schreien um Wasser, aber niemand erbarmt sich über sie. Es ist Krieg, und Krieg kennt kein Erbarmen! Wer sollte sich jetzt um ein geängstetes Häuflein Menschen bekümmern, wo so viele Tausende niedergeschossen und zu Tode gehetzt werden?

Der Kampf auf den Gunstett gegenüberliegenden Höhen hat ausgetobt. Die Franzosen fliehen und die Befehle zu ihrer Verfolgung werden erteilt. An die geängstigte Menschenschar denkt niemand mehr. Die Sonne sinkt blutigrot hinunter, und sie sind erschöpft vor Angst und Schrecken. Der sie bewachende Sergeant, welcher am Mittag äußerst grimmig war, wird nach und nach milder gestimmt. Schließlich giebt er ihnen, da immer noch kein Befehl zur Rückkehr in ihre Häuser erfolgt, auf eigene Verantwortung

hin die Erlaubnis, heimzukehren. Sie wagen es jedoch nicht, durch die vielen Soldaten hindurchzugehen, da sie befürchten, auf's neue gefangen zu werden. Darum bitten sie den Sergeanten, mitzugehen. Der geht denn auch, ihren flehentlichen Bitten Folge gebend, mit. Der Sergeant geht vor, die folgende Person hält sich an dessen Waffenrock, und so ziehen sie im „Gänsemarsch" dahin, einer hinter dem anderen. Mit sinkender Nacht kommen sie endlich in ihre Häuser zurück. Gar vielmals wurde der Sergeant unterwegs gefragt: „Wo willst Du denn hin mit dem verfluchten Volk?" und immer gab er zur Antwort: „Die Leute dürfen passieren!"

Wie sieht es aber in den Wohnungen der Zurückgekehrten aus?! In den Häusern der Außengasse ist fast alles geplündert: alle Pferde waren fort; die ganze Schafherde war geschlachtet, auch viel Rindvieh war mitgenommen worden; das Stroh war auf die Felder geschleppt zum Lagern der Truppen zum Teil waren die Verwundeten darauf gebettet worden; auch das Getüch wurde zu diesem Zweck größtenteils fortgeschleppt. In vielen Häusern liegen Verwundete, Sterbende und Tote. Es mochten gegen fünfhundert Tote im Orte liegen.

Die Soldaten sind noch fortwährend in gereizter Stimmung gegen die Bevölkerung, wenn auch gerade niemand mehr zusammen geschossen wird. An die Unschuld der Dorfbewohner will kein Soldat glauben. Die Angst der Bevölkerung ist immer noch eine ganz außerordentliche. Als z. B. gegen Abend ein Bürger mit einem Trupp Soldaten gehen und ihnen den Weg zeigen soll, entläuft er ihnen unterwegs und rennt nach Morsbronn. Dort will er

einen guten Freund wecken, damit er ihn aufnehmen soll. In dem Zimmer, an welchem er klopfte, lagen jedoch Soldaten, die gegen den Geängsteten Drohungen ausstießen, weil er ihnen die Nachtruhe raube. Von neuem Schrecken erfaßt, eilt er wieder weiter; die ganze Nacht hindurch läuft er, bis in's Oberland, wo er die Leute durch seine Erzählungen gleichfalls derart mit Schrecken erfüllt, daß sofort viele aus ihren Dörfern flüchten.

So müde die Gunstetter auch waren, so wollte doch kein Schlaf in ihre Augen kommen. War doch fast aus jeder Familie ein Verwandter geflüchtet, gefangen oder gar erschossen. Besonders quälte sie die Sorge um diejenigen, welche von den Soldaten fortgeschleppt worden waren. Der Bürgermeister Kuhn, ein geachteter Mann, hatte nur einen einzigen Sohn und der war auch mit fortgeführt worden. Trotz aller Gefahr für sich selbst trieb den armen Vater die Sorge um seinen Sohn nach Wörth, wo er Hilfe suchen wollte. Er hatte die Absicht, beim General selbst vorzusprechen. Wie jedoch die Soldaten hören, daß er von Gunstett sei und Fürbitte für die Gefangenen einlegen wolle, lassen sie ihn gar nicht hinein zum General, sie mißhandeln ihn, und unverrichteter Dinge muß er wieder umkehren. Er geht hierauf zum protestantischen Pfarrer Dangler, der ihm einen Brief an den Herrn Pfarrer Hauth in Sulz unterm Wald mitgiebt, damit dieser beim Kronprinzen Fürsprache für die Gefangenen einlegen möge. Der alte Mann säumt nicht, auch nach Sulz zu gehen und Herrn Pfarrer Hauth um Hilfe anzuflehen. Der damalige Bürgermeister und Notar Petri, Herr Pfarrer Hauth sowie noch andere geachtete Persönlichkeiten thaten ihr Möglichstes.

Aber infolge der Vorwärtsbewegung des Heeres hatte der Kronprinz sein Hauptquartier verlegt, weshalb die Genannten nicht so schnell etwas für die Unglücklichen thun konnten, als sie es anderenfalls wohl vermocht hätten. Auch in Sulz war der bedauernswerte Vater nicht vor der Wut der Soldaten sicher; er mußte sich flüchten und lief wie ein gehetztes Wild über's Feld nach Hagenau, wo er unter dem vielen Kummer endlich zusammenbrach. In Hagenau blieb er schwer krank liegen; von den ausgestandenen Qualen trug er ein unheilbares Herzleiden davon, an dem er frühzeitig starb.

Nach Wochen und Monaten befanden sich die Gunstetter noch immer in Furcht und Schrecken. Als beispielsweise während der Belagerung von Straßburg einmal das Gerücht nach Gunstett drang — im Krieg schossen die Lügen wie Pilze aus der Erde —, die Preußen wollten sie holen, damit sie unter dem Feuer der Franzosen Schanzen graben sollten, da wurde die Lüge in der Angst sofort geglaubt, und die einen flüchteten sich in den Großenwald, die anderen versteckten sich an allen möglichen Orten. Einer kletterte sogar in den Kamin und wartete dort mit klopfendem Herzen der Preußen, die da kommen sollten, um ihn mitzunehmen.

Manche Einwohner in Gunstett kamen auch ganz gut durch. Einzelne Gassen blieben fast gänzlich von Ungemach verschont. In der Umgebung der Häuser, welche im Verdacht standen, daß aus ihnen herausgeschossen wurde, da allerdings mußten die Leute, wie wir gesehen haben, wahrhaft Entsetzliches ausstehen. Und doch waren auch sie, wie wir gewiß glauben, völlig unschuldig.

Die Leiden der Gefangenen von Gunstett vom zweiten Tage bis zu ihrer Befreiung.

Da die deutschen Truppen am 6. August weiter vorgerückt waren, so mußten auch die Gefangenen am Sonntag, den 7. August von Surburg aufbrechen und der Armee nachmarschieren. Weder die Schmerzen, an denen sie litten, noch die große Angst, von der sie gefoltert wurden, ließen einen stärkenden Schlaf über sie kommen. Am Sonntag morgen gab es für sie keine andere Erquickung als ein wenig Wasser. Um acht Uhr brachen sie von Surburg auf und gingen denselben Weg zurück, den sie tags zuvor gemacht hatten. Die Unglücklichen waren heute infolge der bisher überstandenen Qualen außerordentlich schwach, so daß der Marsch, den sie zurücklegen mußten, an und für sich schon eine schreckliche Mißhandlung für sie war. Der Kornprobst, ein siebenzigjähriger Mühlknecht, der zugleich mit seinem fünfzehnjährigen Sohn gefangen worden war, vermochte schließlich nicht mehr vorwärts zu kommen. Ehe man Biblisheim erreicht hatte, wurde er vollends totgeschlagen. In Biblisheim wurde der dortige Lehrer, gleichfalls unter der Anschuldigung, auf die deutschen Truppen geschossen zu haben, derart geschlagen, bis er zuletzt ohnmächtig zusammenbrach, worauf man ihn noch dem Marterzug einreihte. Der tote Kornprobst wurde auf einen Wagen geworfen; seinen Sohn setzte man, als er nicht mehr gehen konnte, in rohester

Weise auf die Leiche seines Vaters. In Gunstett wurde die Leiche wieder vom Wagen heruntergeworfen; dort wurde sie später in der Stille von den Bewohnern begraben.

Als der Zug der Gefangenen durch Gunstett kam, wurden sie von ihren Angehörigen gesehen und erkannt. Doch nichts, gar nichts konnten diese für die Bedauernswerten thun; man wagte es sogar nicht einmal, sich es anmerken zu lassen, daß man mit den Gefangenen verwandt sei. Noch weniger durfte man es wagen, den Armen einen Schluck Wasser zu reichen. Und sie flehten doch nur um Wasser! Hab und Gut hätten sie willig dahin gegeben, wenn sie sich nur einigermaßen hätten satt trinken dürfen. Aber sie durften, sie sollten kein Wasser erhalten. Der Kuhn-Xaveri will einem der Soldaten seine Taschenuhr geben, wenn er ihm nur einen einzigen Schluck Wasser reichen würde; doch es ist vergebens. Auf ihr inständiges Flehen giebt es keine andere Antwort, als: „Ihr habt anderen die Zunge abgeschnitten, so soll Euch die Eure am Gaumen kleben!"

Endlich kommt man in Wörth an. Dort stopft sich's wieder; man kann nicht durch. Eine solche Pause ist stets fürchterlich. Auch hier laufen die Soldaten eilig zusammen, und man ruft: „Da sind die Schlachtfeldhyänen, die Hunde, die Teufel! . . . . Schlagt sie tot! Hängt sie auf! . . . Ihr werdet Euren Lohn schon noch bekommen!" — Vor Wörth draußen war ein großes Grab gegraben für die vielen Verwundeten, die vom 6. auf den 7. August gestorben waren. Es wurde den Gefangenen nun gesagt, dies Grab sei für sie bestimmt, sie würden jetzt in Wörth erschossen. Doch dem war nicht so. Als sie eine Weile in

Wörth waren, hieß es, sie müßten nach Fröschweiler vor den kommandierenden General; der sollte das Todesurteil über sie sprechen.

Die Unglücklichen sind todmatt; oft wird einer ohnmächtig. Wenn auch langsam, so geht der Zug doch immer weiter und weiter. Gegen 12 Uhr des Mittags sind sie im Schloßhof des Grafen von Dürckheim in Fröschweiler. Dort begegnet ihnen Pfarrer Klein, der gerade vom Begraben gefallener Soldaten zurückkehrt. Wie die Soldaten den Pfarrer erblicken, rufen sie den Gefangenen zu: „Nun schnell abgemacht! Der Pfarrer ist da! Jetzt gebeichtet und Euch fertig gemacht für die Ewigkeit. In einer Stunde ist's aus mit Euch!" Pfarrer Klein fragt die armen Leute, wo sie her sind. Sie antworten und bitten ihn dringend um seine Fürsprache. Als Pfarrer Klein von den Soldaten so bestimmt hört, welche Greuel von den Gefangenen verübt worden sein sollten, glaubt er's natürlich im ersten Augenblick auch und will ihnen in's Gewissen reden. Er ermahnt sie, ihre Schuld noch zu bekennen, bevor sie vor Gottes Richterstuhl erscheinen müßten, und noch Gnade zu suchen bei Gott, ehe es zu spät sei. Bei Seel' und Seligkeit beteuern sie vor dem Pfarrer, daß sie gänzlich unschuldig sind. Die Soldaten dagegen behaupten steif und fest, daß sie schuldig seien, sie toben und schimpfen in allen Tonarten, über das verfluchte Franzosenvolk.

Pfarrer Klein zweifelt schließlich doch an der Schuld der Gefangenen; er bittet um Erbarmen für sie und ruft ihnen auch den katholischen Feldprediger. Auch dieser redet ihnen ernstlich in's Gewissen und glaubt bald an ihre Schuldlosigkeit. Er hört insgesamt ihre Beichte ab und

erteilt ihnen die Absolution. Dann reicht er einem jeden die Hand und sagt ihnen, daß sie mit diesem Leben abschließen müßten, denn es sei keine Rettung mehr für sie möglich. Auf ihre Frage, ob er denn nichts für sie thun könne, giebt er zur Antwort: „Nein! Die Wut der Soldaten ist zu groß. Man glaubt zu fest an Eure Schuld, als daß noch Hoffnung auf Rettung Eures Lebens ist!“ Hierauf küßt er noch den Kuhn-Xaveri und spricht die Hoffnung aus, daß sie sich im Himmel wieder sehen werden. Wie der Feldprediger sich wieder entfernt, fangen die Gefangenen an zu verzweifeln. Sie jammern, beten, stöhnen, sie weinen: „O Vater! O Mutter! O liebe Kinder! O Herr Jesus!“ So rufen sie durcheinander. Sie haben jetzt gar keine Hoffnung mehr für ihr Leben.

Doch der General spricht das Todesurteil nicht aus; er giebt vielmehr den Befehl, die Armen vor den Kronprinzen zu führen. Ein neuer Hoffnungsstrahl fällt in die verzweifelten Herzen. Die Unglücklichen werden wieder nach Wörth zurückgeführt. Dort kommen sie in das Haus des Bürgermeisters Mutschler. Wie gut, daß sie endlich doch wenigstens in ein Haus kommen. In der heißen Sonnenglut hätten sicher noch mehrere von ihnen verschmachten müssen. Waren die Mißhandlungen auch nicht gar so schrecklich wie am ersten Tage, so fielen heute doch mehr in Ohnmacht als gestern, da sie infolge der früher erlittenen Unbilden alle weit schwächer geworden waren. Einen Tropfen Wasser freilich erhalten sie in ihrem schrecklichen Durste immer noch nicht.

Am Abend kommt ein Adjutant und verhört die Gefangenen; zugleich läßt er ihre Kleider nach Revolvern und

Dolchen durchsuchen. Da keine Waffen gefunden wurden, wird der anfangs gestrenge Herr etwas milder gestimmt, und auf ihr klägliches Flehen um Wasser durfte Frau Mutschler ihnen etwas zu trinken geben. Auch verübten die Soldaten jetzt keine Mißhandlungen mehr. Es müssen demnach in dem Adjutanten Zweifel an ihrer Schuld aufgestiegen sein. Am Montag morgen erhielt jeder Gefangene ein Stück Brot. Es war dies der erste Bissen, den sie seit Samstag morgen, ja die meisten seit Freitag abend, über die Lippen brachten, denn am 6. August, angesichts der Schlacht, dürften die allerwenigsten noch etwas zu sich genommen haben. Inzwischen scheinen auch die verschiedenen Fürbitten an den Kronprinzen gelangt zu sein.

Am Montag abend erschien ein Offizier und sprach endlich die erlösenden Worte: „Ihr seid frei!"

Trotzdem waren die armen Leute noch nicht am Ende ihrer Leiden angekommen. Als die Soldaten sahen, daß dieselben frei seien, wurden sie auf's höchste erbittert, und wie die Befreiten gerade aus Wörth hinaus wollten, rief eine Schar Soldaten: „Was? — Die Kerle sind frei? Schlagt sie tot, die Hunde! . . . Hängt sie auf, die Nasenabschneider! Unsere Kameraden müssen gerächt werden!" — Der Kuhn-Xaveri und der Stauff-Louis können sich noch in Dr. Sadoul's Hof hinein retten und das Hofthor schließen. Die anderen aber werden im Schulhof so traktiert, daß sie alle meinen, sterben zu müssen. Die Soldaten drohen, sie niederzuhauen; einer haut wirklich mit dem Säbel zu und spaltet dem Schindermartel-Sepp die Hirnschale. Der Sepp schleppt sich noch bis an den Gunstetter Berg und blieb dort am Kruzifix liegen. Seine Leidens-

gefährten konnten ihn nicht mitnehmen, denn sie waren selbst alle zu Tode erschöpft und wußten fast selbst nicht heimzukommen. Dazu folterte sie auch die Angst, noch einmal angehalten und wieder mißhandelt zu werden. Der Arme mußte darum über Nacht unter freiem Himmel liegen bleiben. Am nächsten Morgen holte ihn seine Schwester auf einem Schubkarren nachhause; einige Tage später starb er.

Infolge des festen Zusammenkettens der Hände brachen dieselben hernach bei allen Gefangenen auf; jetzt noch haben alle Narben aus jenen Tagen. Einer von ihnen ist sogar heute im Irrenhause; die Schrecken jener Tage mögen das Ihrige dazu beigetragen haben. Die Mißhandlungen hatten drei Tage gedauert, aber die Mißhandelten waren um zehn Jahre älter geworden.

Wie es so kommen konnte?

Wie war es nun überhaupt möglich, daß deutsche Soldaten, die Söhne eines christlichen und zivilisierten Volkes, solche Mißhandlungen an wehrlosen Bürgern verüben konnten? Diese Frage drängt sich gewiß unwillkürlich einem jeden auf. Wir wollen dieselbe in Nachstehendem der Wahrheit gemäß zu beantworten suchen. Der Erzähler hat die Thatsachen ungeschminkt niedergeschrieben; gerade darum muß er auch die Gründe anführen, die zu solchen Ausschreitungen führen konnten.

Die erste Ursache müssen wir im Franzosenhaß suchen, der den Deutschen von den Kriegszügen des alten Napoleon her noch innewohnte und der 1870 wieder in hellen Flammen aufschlug, als Napoleon III. ohne Grund den Krieg vom Zaune brach. Denn durch die Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern auf die spanische Krone war auch der leiseste Scheingrund zu einem Kriege gegen Preußen in den Augen jedes Deutschen völlig beseitigt. Deshalb waren aber auch alle Deutschen, die zur Teilnahme am Krieg aus ihrer Familie herausgerissen wurden, gegen Napoleon und die Franzosen insgesamt auf's äußerste erbittert. Diesen Haß konnte man bei jedem deutschen Soldaten wahrnehmen. Der Erzähler, der Deutsche und Franzosen beobachtete, muß bekennen, daß bei den Franzosen ein solcher Haß gegen die Deutschen nicht vorhanden war. Das konnte auch nicht der Fall sein. Die Franzosen waren die Angreifer, nicht

die Angegriffenen. Sie gingen leichten Herzens, die Deutschen dagegen zornerfüllt in den Krieg. Die Franzosen zogen auf Eroberungen aus, die Deutschen dagegen wollten ihren heimischen Herd verteidigen und sahen den Krieg als einen „Hausfriedensbruch" von seiten der Franzosen an.

Die zweite Ursache werden wir im Mißtrauen der deutschen Soldaten suchen müssen, das wie erwähnt besonders dadurch hervorgerufen wurde, daß einige französische Grenzaufseher in bürgerlicher Kleidung auf die Deutschen schossen, infolgedessen unter den letzteren allgemein der Glaube entstand, als hätten Bauersleute auf sie gefeuert. Sie waren deshalb auch so mißtrauisch gegen die elsässische Bevölkerung, daß sie uns nicht einmal einen Tropfen Wasser abnahmen, ehe wir nicht zuvor davon getrunken hatten.

Die dritte Ursache dürften wir darin finden, daß einzelne französische Soldaten sich in unmittelbarer Nähe der von den Deutschen besetzten Dörfer verborgen hatten und aus ihren Verstecken heraus Schüsse abgaben, wodurch mehrere Verwundungen, ja selbst Todesfälle herbeigeführt wurden, von denen die deutschen Offiziere überzeugt waren, daß von den französischen Positionen aus keine Kugel so weit dringen konnte. Bei ihrem Mißtrauen gegen die Bevölkerung führten nun die Deutschen solche Verwundungen nur auf die Bewohner der Gegend zurück, und zwar um so mehr, da sie ja zwei Tage vorher, am 4. August, gesehen hatten, daß wirklich von Leuten in bürgerlicher Kleidung auf sie geschossen worden war.

Pfarrer Klein, der in seiner Fröschweiler Chronik diese Vorfälle ebenfalls berührt, erwähnt dabei den Fanatismus, der im letzten Krieg eine unheimliche Rolle spielte,

und ist deshalb geneigt, doch an gewisse Frevelthaten von seiten mancher Fanatiker zu glauben. In der That könnte man ja auch nicht schwören, daß gar nirgends der Fall vorgekommen wäre, wo ein Fanatiker aus sicherem Versteck einen Schuß abgefeuert und einen Mord begangen hätte, wodurch naturgemäß der Zorn der deutschen Truppen erregt und dabei zumeist leider auf gänzlich Unschuldige entladen wurde.

Ferner müssen wir bedenken, daß die Phantasie im Kriege außerordentlich aufgeregt ist. Namentlich während der Schlacht ist der Soldat wie berauscht und seiner Sinne nicht vollkommen mächtig. Von den Gefangenen aus den verschiedenen Gemeinden haben dem Erzähler einige mitgeteilt, daß einzelne Soldaten, welche während der Schlacht sich am grimmigsten gegen sie gebärdeten, hernach ganz milde gestimmt waren. In der Aufregung aber will der Soldat selbst Rache üben; da denkt er nicht daran, daß ein strenges Kriegsgericht die Schuldigen späterhin unnachsichtlich strafen wird. Wenn jedoch von den vielen Soldaten hie und da nur ein einziger Rache übte, so mußten die armen Opfer schon ganz Entsetzliches erdulden.

Daß die Gunstetter so schrecklich mißhandelt wurden, ist ohne Zweifel meistens darauf zurückzuführen, daß sie beschuldigt wurden, Verwundete verstümmelt zu haben. Wer hat das aufgebracht? Wer hat überhaupt die zahllosen Lügen im Kriege erfunden? Im letzten Kriege wurde bekanntlich auch das Ungeheuerlichste sofort geglaubt. War der Umstand, daß die Gemeindehäuser in Gunstett verschlossen waren, als man Verwundete hineinlegen wollte, vielleicht das Nestei, aus dem man die Herzlosigkeit der

Gunstetter und was sonst alles ausbrütete? Oder hat gar ein deutscher Soldat den Gunstettern dies Verbrechen aufgebürdet, nur damit die Gefangenen, die er für schuldig hielt, ja nicht begnadigt würden? Das letztere dürfte das Wahrscheinlichste sein. Wie dem aber auch sein mag, sobald es ausgesprochen war, so wurde es auch geglaubt, allgemein und bestimmt geglaubt bei allen Soldaten. Deswegen wurden die Gunstetter auch so furchtbar und so herzlos mißhandelt. Was die Soldaten bis zu einem gewissen Grade entschuldigt, ist einzig und allein der Umstand, daß sie die Gefangenen der geziehenen Greuelthaten wirklich für schuldig hielten. Das entschuldigt sie mehr als alles Andere, denn auch die schrecklichste Mißhandlung wäre für einen Menschen, der einem hilflosen Verwundeten die Augen ausgestochen oder die Zunge abgeschnitten, nicht zu grausam. Wir können uns erklären, daß ein kampfberauschter Soldat gegen Leute, die er derartiger Verbrechen für schuldig hält, sich zu unerlaubten Thätlichkeiten hinreißen läßt. Hatte man doch anfangs in der elsässischen Bevölkerung selbst, als man noch daran glaubte, die Gunstetter hätten die Verbrechen thatsächlich verübt, auch nicht das geringste Mitleid für sie empfunden.

Fragt nun jemand den Erzähler: „Sind wirklich Verwundete verstümmelt worden?“ so giebt er zur Antwort, daß er sehr viele Totengräber darüber gefragt hat und auch solche Leute, welche in den Lazaretten Verwundete pflegten oder deren Häuser selbst mit Verwundeten belegt waren. Niemand will einen Verstümmelten gesehen haben. Nur ein glaubwürdiger Mann aus Niederbronn, der Gefallene begraben half, behauptet, einen Toten gesehen zu haben, dem

ein Finger abgeschnitten war. Nach Wörth wurde ein schwer Verwundeter, preußischer Infanterist, transportiert, der beide Augen verloren hatte. Waren sie ihm durch das Bajonett eines Gegners ausgestochen worden, oder war es eine Schlachtfeldhyäne, die das Furchtbare gethan hatte? Der Aermste konnte es nicht mehr sagen, da er auch eine Kugel durch den Mund und eine andere durch den Hals erhalten hatte. Die schweren Augenwunden dieses Infanteristen mögen den Grund zu dem Gerücht gegeben haben, daß Verwundete verstümmelt worden seien, infolgedessen die Deutschen in die größte Wut gegen die mutmaßlichen Verbrecher — worunter sie die einheimische Bevölkerung verstanden — versetzt wurden.

Manche Leute wollen auch heute noch eine gewisse Schuld in den Gunstettern selbst suchen. Es mag nun wirklich der Fall sein, daß, wenn vielleicht Pfarrer, Bürgermeister und Lehrer vor Beginn der Schlacht mit den Offizieren ein Wort über die Errichtung eines Lazaretts oder dergleichen gesprochen und auch sonst etwas dazu gethan hätten, diese einen guten Eindruck von den Leuten erhalten und hernach nicht gleich so Schreckliches von ihnen geglaubt hätten. In unserer Gemeinde wenigstens hat das bei den deutschen Offizieren den besten Eindruck hervorgerufen. Aber wenn auch in dieser Hinsicht manches versäumt sein mochte, die ihnen zur Last gelegten Verbrechen haben sie nicht verübt, darin waren sie unschuldig. Es befanden sich unter den Gefangenen von Gunstett so manche brave, ehrenwerte Leute, die über jeden Verdacht erhaben sind! Was aber das Schießen auf Truppen betrifft, so dürfen wir doch auch den Umstand nicht außer acht lassen, daß in unserer

ganzen Gegend höchst selten ein Gewehr in einem Hause war. Ebenso muß es in's Gewicht fallen, daß von den fünfzig Männern, die am 6. August unter der Anklage, geschossen zu haben, verhaftet wurden, und von denen mehrere aus Gunstett und einer aus Spachbach das Leben lassen mußten, auch nicht einmal die Schuld eines einzigen erwiesen ist.

Es bleibt deshalb zu bedauern, daß nach dem Friedensschluß, als von der deutschen Regierung jeder Zentner Stroh vergütet wurde, man nicht auch diese Leute entschädigt hat, die so Schreckliches erlitten haben.

Man baut heute dem Kaiser Friedrich auf dem Schlachtfeld ein Denkmal für Hunderttausende von Mark, um auch die kommenden Geschlechter an den Sieger von Wörth zu erinnern und ihnen die Thaten ihrer Väter in's Gedächtnis zu rufen. Gewiß würde man im Sinne des großen Kaisers handeln, wenn man die gefangenen Bauers- und Bürgersleute von damals entschädigen würde, die er ja alle sofort in Freiheit setzte, als er deren Angelegenheit untersucht hatte, was infolge der großen Ereignisse vom 6. August nicht so schnell und überhaupt nicht so vollständig geschehen konnte. Für das Reich, das mit Milliarden wirtschaftet, würde eine solche Entschädigung gar nicht ins Gewicht fallen. Dagegen würde es die Leute, die damals so Entsetzliches erdulden mußten, mit Deutschland vollständig aussöhnen. Sie würden bald alles Unrecht von damals vergessen haben, was ihnen bis heute noch nicht gelungen ist. Möchte man das seiner Zeit Versäumte heute noch nachholen, denn nicht mit Unrecht sagt das Sprichwort: „Besser spät als gar nicht!"

Wie es dem Gässel-Martin ergangen ist.

Vor etwa zehn Tagen, als die ersten Zuaven drunten am Rebberg kampierten, hat ihnen der Gässel-Martin, wie der Leser bereits hörte, Mut zugesprochen und es den afrikanischen Helden sowohl auf deutsch als auch auf französisch gesagt, wenn sie auf Gott vertrauten, so müsse es der Franzos gewinnen und kein einziger „Preuß" werde die Scherhohl heraufkommen. Die Zuaven hörten es auch geduldig an und belohnten seine Predigt mit einem „Courage et n'ayez pas peur!" Aber es scheint, daß sie durch seine Predigt so wenig Gottvertrauen bekamen, wie der Martin Courage hatte, als die ungeladenen Preußen dann trotzdem in's Land kamen. Hatte er doch früher schon von seinem Vater gehört, daß der Feind in der alten Zeit im Dorfe schrecklich gehaust habe. Auch hatte ihm derselbe eingeschärft, daß man in solchen Zeiten nicht vorwitzig sein und nicht zum Fenster hinausschauen, sondern womöglich hinter dem Ofen sitzen bleiben solle, bis man gerufen werde. Und so bleibt er denn schön in seiner Stube und verspürt starkes Herzklopfen, obwohl er nicht gerade bleichsüchtig ist.

Wie der Martin hört, daß in der Nachbarschaft Leute requiriert werden, um im Wiesenthal eine Brücke über die Sauer zu bauen, so retiriert er sich mit seinem Schustergesellen auf den Speicher und versteckt sich daselbst, damit er nicht auch mit muß; denn schon hundertmal hat er gehört, daß, „weit vom Geschütz die ältesten Soldaten giebt!"

Selbst seiner Frau verrät er seinen Schlupfwinkel nicht, damit sie, wenn nach ihm gefragt wird, mit gutem Gewissen sagen könne: „Ich weiß nicht, wo er ist!“

Wie nun die anderen mit Axt und Schaufel das Wiesenthal hinunterrennen, schmunzelt er, daß er sich so klug gedrückt, und es behagt ihm jetzt hier besser, als es dem Mac Mahon zu Fröschweiler unter seinem Nußbaum gefällt. Und dennoch sollte ihm auch hier der Schrecken nicht ganz erspart bleiben. Auf einmal fangen nämlich die Bayern zu retirieren an; er sieht diesem Vorgang durch einen etwas zurückgezogenen Dachziegel zu. Die Bayern jagen gerade vor seinem Hause vorbei. Wenn der de Failly jetzt über das Gebirg vom „Kreeberg“ herunterkäme, so könnten sie ihm gerade zu seinem Guckloch hineinschießen und ihm das Lebenslicht ausblasen. Es ist ihm nicht ganz wohl bei der Sache, aber einstweilen behauptet er noch so wacker seinen Platz als die Franzosen ihre Stellungen, denn vorläufig war ja noch nichts von ihnen zu sehen.

Seinem Gesellen aber, der am Rhein zuhause ist und jetzt neben ihm sitzt, dem ist es auch weh um's Herz. Derselbe hat einen Bruder, der bei den „Michele“ zu Fröschweiler ist und heute vielleicht auch bluten und sterben muß. Kein Wunder, wenn das dem Bruder auf dem Speicher zu Herzen geht und er hundert Vaterunser betet, um dem Bruder auf dem Schlachtfelde das Leben zu retten. Der Martin fordert ihn auf, mit ihm vereint Gott anzurufen, weil er den Befehl und die Verheißung gegeben: „Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten!“ Und so beten sie mit einander für den Kämpfenden, denn, wie der Leser längst gemerkt hat, der Martin baut auf Gott. Warum

sollte er heute nicht beten, wo sogar diejenigen es thun, die es sonst niemals zu üben pflegen?! Er betet auch für sich und seine Kinder, für die Verschonung des Dorfes, und daß es „der Franzos" gewinnt. Ganz besonders aber betet er, daß er nicht mit muß, sondern bei seinen Kindern bleiben dürfe.

So sitzen sie beisammen bis nach 4 Uhr des Nachmittags. Der Martin geht nicht einmal hinunter in die Wohnstube, um nicht fort zu müssen. Zu dieser Zeit aber ist für unser Dorf längst jede Gefahr vorbei, denn nach Mittag sind die Bayern wieder vorgerückt und der Kanonendonner ist jetzt verstummt. Er kann sich nun endlich getrost hinunterwagen, um nach den Seinen zu sehen. Aber — o Schrecken — wie er in die Stube tritt, geht ihm der Schreiner-Karl, der Adjunkt, mit einem Quartiermeister auf dem Fuße nach und sagt ihm, er müsse augenblicklich anspannen, um ein Faß Wein in's Lager zu führen. Er kratzt sich hinter den Ohren und will protestieren, aber es hilft nichts. Es heißt: „Angespannt!" und damit Punktum! Er hat so ernst gebetet, daß er zuhause bleiben dürfe, und kaum ist er fertig, so heißt es schon „Anspannen!" Der Martin kann das nicht verstehen, ist aber froh, daß es wenigstens nur bis unten an's Dorf gehen soll.

Der Quartiermeister hat nun aber kein Faß. Der Martin ist jedoch gefällig und leiht ihm das seinige. Ein Dienst ist den anderen wert: der Quartiermeister schaut gleich nicht mehr so grimmig drein, wie ihm der Martin zu einem Faß verhilft, sondern redet recht freundlich. Ja wie der Wein vor dem Keller des Herrn Pfarrers aufgeladen wird, nötigt er sogar den Martin, eins zu trinken.

Es ist wahrhaftig 65er; aber trotzdem es ein so ausgezeichneter Tropfen ist, will er ihm heute doch nicht so recht die Kehle hinunterrutschen: der Hals ist ihm wie zugeschnürt.

Als der Wein aufgeladen war, fährt der Martin zugleich mit den anderen Leuten aus dem Dorfe, die ebenfalls mitfahren mußten, fort. Wie er nun unten an's Dorf kommt, will er halten, denn nur so weit lautete der Vertrag. Aber da kommt er schön an. „Halt's Maul, Bauer, und sei gescheit!" sagt der Quartiermeister. „Die Soldaten sind jetzt fort, und wir müssen ihnen nach!" — „Aber die Kühe haben ja nicht gefressen!" stottert der Martin. — „Aber meine Kameraden auch noch nicht getrunken, Bauer, und jetzt vorwärts marsch und kein Wort mehr!" Wohl oder übel müssen sie weiter fahren bis Mattstall. Als sie dort ankommen, heißt es nach Langensulzbach fahren; wie sie in Langensulzbach anlangen, heißt es nach Fröschweiler. Hundertmal gerät der Wagenzug in's Stocken, und sie wissen nicht fortzukommen. Vor Fröschweiler, am Bergwald, wo so mancher Tote lag und wo in jenen Stunden noch so viele verbluteten, konnten sie nicht mehr vorwärts und mußten rasten. Es war Mitternacht. Die einen legten sich zur Erde hin, die anderen standen beieinander. Hie und da krachte sogar noch ein Schuß.

Endlich, endlich graute der Tag, und man kam nach Fröschweiler. Vom Wege abseits lagen Tote und Verwundete in großer Zahl; an der Straße selbst hatte die umsichtige deutsche Heeresleitung dieselben schon entfernt. Der Martin gilt, weil er dem Quartiermeister zu einem Faß verholfen hat, immer noch etwas bei ihm. Auch daß

er hochdeutsch spricht — nach der Schrift, wie er sagt —, macht ihn zu einer gar wichtigen Persönlichkeit. Während die anderen sich nicht zu mucksen wagen, unterhält er sich fortwährend mit dem Quartiermeister. Zuletzt flüstern sie dem Martin in's Ohr, er solle doch den Quartiermeister bitten, daß er sie nun zurückfahren lasse. Der Martin thut's auch, aber es nützt nichts. In Fröschweiler heißt es, nach Reichshofen fahren. Und so geht es denn fort, den Großenwald hinunter. Rechts und links liegen noch Tote und Verwundete. Aber wie sieht es erst sonst aus? Unsere Fuhrleute reißen förmlich die Augen auf: da liegen zerbrochene Wagen, umgeworfene Munitionswagen, Kisten, Gewehre, Mäntel, Decken, wahre Reichtümer in buntem Wirrwarr durcheinander. Wahrhaftig, da sind sogar hintereinander im Straßengraben acht umgestürzte Marketenderwagen mit den schönsten Betten und der schönsten Haushaltung. Selbst die Damentoiletten fehlen nicht. Drunten vor Reichshofen, auf Herrn Singer's weit ausgedehntem Holzlager, in das so viele Wege hinein, aber keine mehr hinaus führen, da fuhr gar im Schrecken und in der Bestürzung eine Menge Flüchtlinge mit Proviantwagen und allem Möglichen hinein. Da sie aber in dem Getümmel mit den Wagen nicht mehr hinaus konnten, so schnitten sie einfach die Pferde los und jagten Hals über Kopf von dannen, alles im Stich lassend. Dort war nun geradezu ein Armeemagazin. Der Quartiermeister, der im großen und ganzen ein gutmütiger Mann war und dem es leid that, die armen Bauern so weit mitnehmen zu müssen, sagt jetzt zu ihnen: „Ihr Leute, ladet Euch da auf und nehmt's für Euern Fuhrlohn. Es wird ja jedenfalls doch genug

davon geholt, und Ihr habts verdient!" Die Fuhrleute aber lassen sich das keine zwei Mal sagen und werfen auf ihre Wagen Mäntel und Decken und Zeltentücher u. s. w., u. s. w., bis schließlich der Quartiermeister Halt gebietet. Sie schmunzeln nun für sich und sehen sich im Geiste schon auf der Heimreise mit „ihrem Teil", denn in Reichshofen sollten sie ganz gewiß umkehren dürfen. Aber wie sie nach Reichshofen kamen, heißt's: „Nach Niederbronn". Da wird's ihnen denn doch wieder bang und sie fürchten, sie müssen mit ihrer Schneckenpost noch gar bis Paris fahren. Was ist aber zu machen? Sie müssen mit.

Endlich, auf dem Niederbronner Feld, findet der Quartiermeister seine Leute, und er wird mit Jubel empfangen. Die Hahnen der Weinfässer werden aufgedreht und die lechzenden Krieger erquickt. Auch das Fleisch kocht in den Feldkesseln; der Imbiß ist bald fertig, und sie lassen sich's wohl schmecken. Aber auch unseren Fuhrleuten rumpelt's im Leibe. Schon zu Fröschweiler mußten sie den Gürtel um ein Loch enger schnallen, denn der Kaffee, den sie am Samstag morgen getrunken hatten, war längst verraucht, und weil's nur bis unten an's Dorf gehen sollte, hatte sich kein einziger ein Stück Brot in die Tasche gesteckt. Der Quartiermeister ladet nun den Martin zum Essen ein; doch der Martin denkt auch an die anderen und ruft alle Lembacher herbei, selbst diejenigen, welche bei einer anderen Abteilung gefahren hatten. Sie essen und trinken nun alle nach Herzenslust, und die halb entflohenen Lebensgeister kehren bald wieder. Ja sie zechen bei der großen Hitze fast zu viel, so daß der Stöck=Schorsch sogar anfängt, französisch zu sprechen, das ihm in der Schule durchaus nicht in den

Kopf wollte und das der Schulmeister ihn in sieben Jahren nicht lehren konnte.

Nun sollten sie heim dürfen. Der Martin denkt aber weiter, als ihm die Nase geht, und bittet noch um ein Geleitschreiben, darinnen jedem Truppenführer anempfohlen wird, sie passieren zu lassen und nicht zu neuen Fahrten anzuhalten. Das wird ihnen bewilligt; dem Martin wird das Schreiben eingehändigt. Eine Pferdefuhre wird freilich zurückbehalten, und dem Fuhrmann wird eröffnet — war's Spaß oder Ernst? — er müsse mit bis vor Paris. Diesem fährt das ganz gewaltig in die Glieder, und wie's Nacht wurde, ließ er die Pferde im Stich und verduftete. Wie aber die anderen ein paar Schritte gefahren waren, lief ihnen der Quartiermeister nach und band dem Martin einen leicht verwundeten französischen Artillerieschimmel, der herrenlos umherlief, an den Wagen und sprach: „Bauer, Du mußt dein Lebtag an die Bayern denken. Bisher warst Du nur ein Bauer, wir machen Dich aber heute zu einem Ritter. Pfleg' den Schimmel gut, daß, wenn wir wieder einmal mit den Franzosen zu thun haben, Du dann mit uns bis Paris fahren kannst!" Der Martin ist alles zufrieden, und sie fahren alle mit einander im Schneckenschritt der Heimat zu. So oft sie angehalten werden, um auf's neue Fahrdienste zu leisten, rettet sie das Geleitschreiben. Jedesmal aber betrachten die vorbeiziehenden Soldaten auch den Schimmel, der traurig hintennach humpelt, von Kopf bis zu Fuß; doch keiner sagt ein Wort. Dem Martin aber klopft jedesmal das Herz und er hat Angst, er könnte wegen des „edlen Tieres" noch in Ungelegenheiten kommen. Er macht ihn deshalb im Walde bei Langen=

sulzbach los und läßt ihn laufen. Wie sie nach Matlstall kommen, werden sie wieder angehalten, und diesmal rettet sie auch das Geleitschreiben nicht. Nur den Martin lassen sie passieren, aber die anderen müssen alle mit, und ihre Reichtümer werden ihnen abgenommen. Der Martin allein darf den ganzen Kram behalten. Wie die Glocke um Mitternacht zwölf Uhr schlug, war er wieder daheim bei den Seinigen, die schon gefürchtet hatten, er käme nicht mehr zurück.

Seinen Buben konnte der Martin jahrelang Hosen und Wämse machen lassen; er hatte in seinem Leben noch kein so gutes und dazu so billiges Tuch bekommen. Gerade in jenem Jahr, wo die Geschäfte stockten und auch sein Verdienst knapper war als sonst, hätte es ihn große Mühe gekostet, die Kleider für seine zahlreiche Kinderschar anzuschaffen. Es war nur schade, daß er den schönen Schimmel hatte laufen lassen, denn vielen anderen, welche auch ein verwundetes Pferd „eingethan" und gepflegt hatten, wurde es von der Regierung als Pflegelohn überlassen, und jedenfalls hätte es auch der Martin behalten dürfen. Wenn ihm heute aber jemand klagt, daß ihm alles wider seinen Willen gehe, so sagt er: „Wer weiß, zu was das gut ist! Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen, auch solche, die uns nicht gefallen. Ich mußte auch am Schlachttag wider meinen Willen anspannen und nach Niederbronn fahren, und hab' es erst hernach erfahren, zu was es gut war. Und wenn Du wartest, so wirst Du es auch einmal erkennen, zu was es dient!"

Das Begraben der Toten.

Schon am Sonntag, den 7. August wurden Leute aus unserer Gemeinde vom Bürgermeister zum Begraben der Toten aufgefordert. Manche drückten sich und trauten sich vor Schrecken nicht vor's Dorf hinaus. Andere dagegen nahmen aus Furcht vor Strafe Reithaue und Schaufel zur Hand und gingen nach Fröschweiler hinüber und halfen bei der blutigen Grabesarbeit. Und siehe da, am Abend kommen sie alle wieder wohlbehalten zurück und jeder hatte vom Schlachtfeld einen Mantel, einen Teppich oder auch beides mitgebracht. Am anderen Morgen sagt man's einem guten Freund oder getreuen Nachbar, was da alles für Reichtümer liegen und wie kein Hahn darnach krähe, wenn man am Abend sich „sein Teil" mitnähme. Der ist dann auch willig, mitzugehen, vorausgesetzt, daß er abkommen kann. Namentlich sind es arme Leute, die am Montag schon abkommen können, während die Vermögenden mit ihren Fuhren für die Truppen fahren müssen. Und so geht jeden Tag eine größere Schar Freiwilliger über Mattstall nach dem Schlachtfeld hinüber, um die Toten in die kühle Erde zu betten und das Schlachtfeld von den umherliegenden Mänteln, Decken, Zelttüchern und anderem mehr zu säubern. Bei manchem ist das Totenvergraben leider nur ein Aushängeschild für das Plündern des Schlachtfeldes. Viele aber arbeiten auch mit Ernst und Ausdauer vom Morgen bis zum Abend. Auch aus anderen Gemeinden kommen

ganze Scharen Totengräber. Selbst aus der Pfalz strömen arme Leute herbei und helfen begraben und tragen am Abend eine Menge Kleidungsstücke nachhause, daß viele auf Jahre hinaus mit Kleidern reichlich versehen sind.

Begleiten wir nun die Totengräber ein wenig an ihre Arbeit und sehen wir uns das Schlachtfeld näher an. Am Fuße der Höhen, wo die ersten Deutschen gefallen sind, da sieht es noch nicht so schrecklich aus, und auch die Toten liegen da noch vereinzelt. Gehen wir aber weiter, bis an die französischen Stellungen, wo die Franzosen sich zum Teil noch verzweifelt wehrten, als die Deutschen dieselben schon in den Flanken geworfen, ja schon völlig umgangen hatten, so daß sie endlich nicht mehr zurück konnten und die Waffen strecken mußten, da sah es wahrhaft entsetzlich aus. An gewissen Stellen, z. B. hinter Bäumen, Gräben oder Hecken, lagen die blutigen Leichen massenhaft. Dazwischen befanden sich noch Verwundete, die herzzerreißend aufschrien, wenn sie fortgetragen oder auch wenn sie nur auf die Seite gelegt wurden, um einen Platz für ein Grab freizumachen. Und daneben lagen eine Menge Gewehre, welche die Gefangenen im Schmerze der Verzweiflung noch zerschlagen hatten. Da ist ein Durcheinander sondergleichen: Flinten und Säbel, Mäntel und Decken, Tornister und Kochgeschirre und tausend sonstige Dinge. An einem anderen Ort liegen wieder umgeworfene Wagen, zerbrochene Karren tote Pferde, und zwischendrin die blutigen Leichname, die einen mit geschlossenen, die anderen mit starren, offenen Augen, die einen mit dem Gesicht auf dem Boden, die anderen auf dem Rücken liegend. Manche sind geradezu gräßlich entstellt, Gesicht und Kopf oftmals schrecklich

aufgeschwollen, je nachdem die mörderische Kugel sie getroffen hatte. Manche waren gleich tot. Wieder andere mußten noch stundenlang unter furchtbaren Qualen gerungen haben, bis sie sich vollends verblutet hatten. Da liegt einer, der in seinen Schmerzen den Boden aufgewühlt und das Gestrüpp ausgerissen hat. Ein anderer hat in seiner großen Pein die Kleider vom Leibe gerissen und sich auf dem aufgeweichten Boden herumgewälzt, so daß er nicht mehr erkenntlich ist. Und wie verschiedenartig sind erst die Verstümmelungen! Am schrecklichsten sind die Leichname zugerichtet, wo die Artillerie ihre Geschosse hingeschleudert hat. Da sind dem einen die Beine, dem anderen der Kopf abgeschlagen, einem dritten der Leib aufgerissen. Die meisten Gefallenen haben jedoch den Tod durch Flintenkugeln gefunden. Doch bieten auch von diesen gar viele ein Bild des Entsetzens. Manchem sind die Augen aus dem Kopfe geschossen, und es giebt überhaupt kein Glied am menschlichen Körper, das nicht dem einen oder dem anderen verstümmelt gewesen wäre. Das Schlachtfeld ist in der That eine wahrhaft schauerliche Todesstätte.

Am Sonntag konnte die schwere Arbeit noch am besten vor sich gehen. Da waren die Leichname noch nicht so schrecklich entstellt, und auch der Verwesungsgeruch verpestete noch nicht so sehr die Luft wie an den folgenden Tagen. Manche der Totengräber hatten eine Branntweinflasche bei sich, aus der sie von Zeit zu Zeit einen Schluck nahmen, um den Ekel zu überwinden. Viele konnten überhaupt gar keinen Toten anrühren, weshalb sie ununterbrochen mit Schaufel und Hacke arbeiteten, während ihre Begleiter die Toten auf einer Mistbahre oder auf Pfählen herbeitrugen.

Selten wird nur ein Gefallener in ein Grab gebettet. Es giebt Gräber, in denen zehn, zwanzig, dreißig, ja bis hundert Mann und darüber beieinander liegen.

Viele Leute begraben die Toten mit würdigem Anstand und sind bei ihrer traurigen Arbeit recht ernst gestimmt. Sie lassen den Gefallenen ihre Kleider und bedecken sie auch wohl noch, ehe sie die Gräber zuwerfen, mit einem Zeltentuch. Nicht wenige sind aber auch roh und scheuen sich nicht, den Gefallenen sämtliche Kleider auszuziehen. Sie werfen die Leichen herum, gerade als ob es keine Menschen, noch weniger getaufte Christen wären. Manche werfen einen Gefallenen zu einem toten Pferd in's Loch und scheinen nicht einmal eine Empfindung zu haben, wie dadurch gegen die Würde des Menschen verstoßen wird. Je mehr das Schlachtfeld von Decken, Mänteln und dergleichen gesäubert ist, um so häufiger werden den Toten die Kleider ausgezogen. Es hat Scheusale gegeben, die einem versteckt liegenden Toten selbst noch das Hemd auszogen. Wenn dies auch höchst selten vorkam, so zeigt es doch, wie tief manche Menschen gesunken sind, und daß auch die Schrecken des Krieges vieler Menschen Gesinnung nicht umzuändern vermögen.

Auffallend ist es, daß am Sonntag schon fast allen Toten die Hosentaschen heraushängen. Die Gefallenen wurden also schon am Abend der Schlacht oder in der Nacht geplündert. Waren es Soldaten, die gleich nach der Schlacht die Plünderung vornahmen, oder waren es einige verkommene Menschen der Umgegend, die sich sofort herzumachten und die Unglücklichen beraubten?! Vielleicht mochten von beiden Seiten daran beteiligt sein. Auch die

Tornister sind vielfach geöffnet und liegt deren Inhalt am Boden umher. Eine Menge Briefe könnte man zusammenlesen, die in den Kot getreten sind. Ein französischer Kapitän hält in seinen erkalteten Fingern noch das Brieſchen seines sechsjährigen Töchterleins, darin es ihn seiner heißen Liebe und Anhänglichkeit versichert; mochte auch die Mama bei der Abfertigung des Briefes die Hand geführt haben, so war er doch dem sterbenden Vater gleichsam das Pfand der treuen Liebe seines Kindes, ein Heiligtum, das er in seinen Händen hielt, bis ihm das Auge im Tode brach. In so manchen französischen Briefen ermahnte eine liebende Mutter oder Schwester den teuern Sohn und Bruder, es ja nicht zu versäumen, die geweihte Medaille stets bei sich zu tragen. Dieselben sollten vor dem Tode schützen. Noch am Abend vor der Schlacht wurden einem ganzen Zuaven-Regiment solche geweihten Medaillen vor Reichshofen von Priesterhand ausgeteilt. Jetzt lagen viele, welche dieselben trugen, entseelt am Boden, und die kleinen geweihten Medaillen wurden samt ihren Trägern begraben. Wie viel besser ist doch der daran, in dessen Herzen das Wort lebt, das auf dem Grabstein eines französischen Kapitäns (Charles Trawitz) in französischer Schrift eingegraben ist: „Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn!“

Hie und da kommt es vor, daß wenn einer auf die Bahre gelegt wird, er noch Leben zu haben scheint. So findet man am vierten Tage nach der Schlacht noch einen Turko, dem eine Kugel ein Stück des Schädels abgeschlagen hat. Regen thut der Arme zwar kein Glied mehr, als man ihn anrührt. Aber er hat sich die Kleider aufgerissen, und die Brust scheint sich noch ein wenig zu heben. „Wahr-

haftig, der lebt noch!" sagt einer und setzt hinzu: „Hat keiner einen Schluck Wein?" Und richtig, ein Mattstaller hat noch einige Tropfen in seiner Flasche, und der Wein wird dem Turko in den Mund hinuntergelassen. Zuerst schäumt es aus dessen Munde gewaltig auf; dann holt er einen Seufzer. Die Leute tragen ihn auf der Bahre hinunter nach Wörth in's Lazarett. Er erholt sich wieder und scheint gesunden zu sollen. Doch er wird wahnsinnig und stirbt später. Andere solcher Halbtoten, die am zweiten, dritten Tage oder noch später gefunden werden, sterben im Lazarett oder genesen auch wieder unter liebevoller Pflege.

Endlich sind sie alle, die tapferen Gefallenen, in die kühle Erde gebettet. Im ganzen sind 825 Gräber offiziell aufgenommen worden. Einige wenige wurden allerdings vergessen. Einige Tage nachdem die Toten begraben waren, kam aus dieser Gegend ein Vater und aus einer anderen eine Mutter oder sonstige Verwandten und frugen nach dem Grabe ihres geliebten Sohnes oder Bruders. Sie wären gerne davor niedergekniet, um sich auszuweinen. Ihrem zerrissenen Herzen wäre es eine Wohlthat gewesen, wenn sie das hätten thun können. Sie forschen deshalb nach bei denen, welche Tote beerdigt haben. Aber wer kann all' die Toten und die Gräber der einzelnen wissen? Viele fragen auch brieflich an, ob es nicht möglich sei, festzustellen, wo der oder jener begraben liege. Unserem Herrn Maire gehen ebenfalls derartige Anfragen zahlreich zu, namentlich von vornehmen Familien, deren Söhne als Offiziere gefallen sind. Hier ist es manchmal noch eher möglich, das Grab ausfindig zu machen. Mancher erinnert sich, daß er da und da einen Offizier begraben hat,

der so und so aussah und den und den Grad bekleidete. Und dann kommen die Verwandten und lassen ein Denkmal errichten und weinen sich aus. Aber dennoch kommen auch hier Verwechselungen vor, und nicht immer steht das Grabmal am richtigen Platz.

Später werden zahlreiche Denkmäler auf dem Schlachtfeld errichtet, um die tapferen Gefallenen zu ehren. Alle deutschen Stämme setzen ihren gefallenen Söhnen ein Denkmal: Preußen und Bayern, Hessen und Württemberger. Auch die Franzosen haben ein solches neben der Wörther Hohl erbaut. Dasjenige der Bayern, bisher das größte, steht am Eingang von Wörth auf dem Soldatenkirchhof. Auf diesem ruhen wenigstens 600 Tote, darunter viele, die nach der Schlacht an ihren Wunden starben. Bei der Einweihung des Bayerndenkmals am 6. August 1889 kamen fast so viele Bayern herbeigeströmt, um ihre gefallenen Toten zu ehren und die Kampfstätte zu besehen, als am 6. August 1870 an der Schlacht teilnahmen. Viele von den damaligen Kämpfern fanden sich da wieder ein und wollten sich einmal ruhig die Stellungen ansehen, welche sie am 6. August 1870 erstürmen halfen. Mancher Vater konnte sie schon erwachsenen Kindern zeigen.

Bald soll nun auch dem deutschen Heerführer, dem Sieger von Wörth, unserem späteren Kaiser Friedrich, ein Denkmal errichtet werden an der Stätte, von wo aus er am Nachmittag des 6. August die Schlacht leitete. Dasselbe wird an Größe alle bisherigen übertreffen und soll am 25jährigen Gedenktag der Schlacht, am 6. August 1895, eingeweiht werden. Das ist gewiß an seinem Platze, denn „Ehre dem Ehre gebührt!“

Bald nach der Schlacht wurde auf jedem der Gräber ein schlichtes, hölzernes Kreuz errichtet mit der Inschrift: „Wörth, den 6. August.“ Jedes Jahr, am Gedenktage der Schlacht, werden die Gräber wieder auf's neue bekränzt, und auch die vielen Schlachtfeldbesucher, welche alljährlich aus allen deutschen Gauen eintrafen, legten Kranzspenden auf denselben nieder.

Im letzten Jahre wurden die Gräber geöffnet und die übriggebliebenen Gebeine in große Massengräber gesammelt. Darin ruhen sie nun ewiglich, Freund und Feind vereint, bis zu dem großen Tage, wo sich die Gräber noch einmal öffnen werden, und wo dann kein Krieg und kein Kriegsgeschrei mehr sein wird.

Wirkung der ersten Schlachten auf die Gemüter.

Je unerwarteter ein Unglück über uns hereinbricht, um so größer ist auch der Schrecken. Das war auch der Fall, als die ersten Schlachten einen so unglücklichen Ausgang für die Franzosen genommen hatten. Auf die französische Armee machte die Niederlage geradezu eine niederschmetternde Wirkung. Einer unserer hiesigen Grenzaufseher, welcher der Schlacht von Fröschweiler als Zuschauer beiwohnte und in der allgemeinen Flucht mitgerissen wurde, gab sein Urteil dahin ab, daß die Niederlage von Fröschweiler eine solche Wirkung auf die Franzosen machte, daß sie überhaupt aufhörten, Soldaten zu sein. Sie waren nur noch Flüchtlinge. Der Ruf „Les Prussiens!" setzte sie hinter Nanzig noch derartig in Schrecken, daß sie zu laufen anfingen, auch wenn noch kein einziger Preuße zu sehen war.

Aber auch die Bevölkerung wurde in vielen Dörfern von einer Angst befallen, die keine Grenzen kannte, und mancher glaubte, nur in der Flucht sein Heil zu finden. Zunächst waren es die jungen Leute, deren Namen in der Liste der französischen Armee verzeichnet waren, welche sich flüchteten. Der Schrecken brachte jedoch auch noch andere Leute auf die Beine, je nachdem die Fama den Preußen Greuel andichtete. Und ein Flüchtling riß, wo er hinkam, immer ein paar andere mit. Kaum kam der Schwarz von Memmelshofen durch Diefenbach und erzählte, wie die Preußen

hausen, so rannte der Löscher-Toni, der früher Soldat war und bei der Artillerie gedient hatte, zum Dorf hinaus und ließ seine Frau, die im Wochenbett lag, im Stich. Weder ihr händeringendes Flehen noch das Weinen der Kinder konnte ihn zurückhalten. Der Haller-Nazi, der früher Husar war und einen Araberschimmel geritten hatte, ritt jetzt auf Schuhmachers Rappen nach dem Ackerland*) und erzählte dort, was Schreckliches er über die Preußen gehört hatte. Seine heldenmütige Flucht steckt hie und da auch andere an, nur daß diese sogar noch ihre Weiber und Kinder mitnehmen. Manche flüchten auch nicht soweit. Der Bürgermeister von * * * flüchtete sich in seinen Heustock und saß dort zwei Tage und zwei Nächte und fragte weder, wie es seiner Ehehälfte gehen könnte, noch wer die Gemeinde verwalten würde. Die Preußen aber nahmen ihm dafür sein Vieh und bläuten ihn, als er endlich doch gefunden wurde, gehörig durch, so daß er Zeter und Mordio schrie. Der Müller auf der *—*-Mühle flüchtete sich auf den Speicher und verbarrikadierte sich dort hinter einem Haufen Holz, und der Mühlknecht stellte alles Mögliche vorne d'ran, damit der tapfere Müller ja ganz sicher sei. Seinen Mammon aber hat er vorsorglich mitgenommen und sitzt jetzt darauf wie eine Henne auf den Eiern. Doch trotz seinem sicheren Versteck muß er gewaltigen Schrecken ausstehen. Schon lange sind die Preußen im Mühlgehöfte; er hört sie von der Straße her vorbeistürmen und vorbeifahren in den blutigen Kampf. Jetzt erst fällt ihm plötzlich ein, daß wenn die Franzosen die Deutschen zurückwerfen

---

*) Gegend von Buchsweiler.

würden, er hier unter dem Ziegeldach den schlechtesten Schlupfwinkel hätte und er den Kugeln der Franzosen ganz außerordentlich ausgesetzt wäre. Warum fiel ihm dies doch jetzt erst ein?! Er würde nun gern seinen Posten verlassen, doch er kann nicht: er ist ja ganz mit Holz zugemauert. Den Seinigen rufen darf er unter keinen Umständen, sonst müßten es die Preußen hören, und was könnte dann mit ihm und was erst mit dem Gelde geschehen?! Er muß also sitzen bleiben. Auf einmal poltert's auf der Treppe. „Gott im Himmel! Sie kommen!" Wer könnte ihn wohl verraten haben? Er hält den Atem an. Aber was muß er hören? Alles konnte er zwar nicht verstehen. Doch so viel hatte er gehört, daß es jedem das Blut in den Adern hätte erstarren machen. Die gefürchteten Preußen redeten miteinander vom Annageln an den Speicherladen. Er zittert wie Espenlaub. Er hatte ja vorher gehört, daß sie schrecklich hausen. Aber daß sie ihn lebendig annageln würden, das hätte er doch nicht für möglich gehalten. Schon lange hatte er nicht mehr gebetet. Aber jetzt thut er's aus Leibeskräften. Tausend Gedanken fahren ihm durch den Kopf: „Schrei um Hilfe! Spring durch's Dach hinunter in den Hof!" Dann hofft er auch wieder, sie möchten einen anderen annageln. Er hält den Atem an und wartet halbtot vor Angst der Dinge, die da kommen sollen. Nun hört er, wie sie den Laden aufstoßen und, Gottlob, sie nageln einen anderen an; deutlich vernimmt er die einzelnen Hammerschläge. Er kann jetzt nur nicht verstehen, daß der Arme sich gar nicht muckst. Er schließt daraus, daß die Preußen ihn zuerst totgeschlagen hatten und ihn jetzt nur zum Schrecken für andere an den Hausgiebel angenagelt hätten. Was

mochte der Unglückliche wohl verbrochen haben?! Die Preußen poltern wieder die Treppe hinunter. Der angstgefolterte Müller atmet auf. Erst am Abend kommt der Mühlknecht und berichtet ihm im Flüsterton, die Preußen seien recht ordentlich und er könne sich hinunterwagen. Wie er aber fragt, wen sie denn eigentlich angenagelt hätten, hört er, es sei weiter nichts als eine weiße Fahne mit einem roten Kreuz, die sie annagelten, weil sie während der Schlacht Verwundete in die Mühle getragen hätten.

Zu Nehweiler saß der Lischer-Peter, während in Fröschweiler die Kanonen donnerten, mit seiner Frau und seinen Kindern im Keller. Die Frau ist unmittelbar vorher mit Zwillingen niedergekommen und sitzt leichenblaß in einem Waschzuber. Mehrmals hat sich der Peter schon hinausgewagt, um zu sehen, wie es geht. Er hat die Flammen in Fröschweiler und Elsaßhausen gen Himmel schlagen sehen und ist außer sich vor Aufregung und Schrecken. Wie aber auf einmal der Ruf ertönt: „Die Preußen kommen!“ nimmt er ein Kind an der Hand, setzt ein anderes auf die Achsel und läßt seine händeringende Frau samt den Zwillingen im Waschzuber zurück und eilt hurtig dem Walde zu.

Auch sonst laufen in der Umgebung des Schlachtfeldes viele Leute im Schrecken mit den Franzosen davon und tragen überall Furcht und Entsetzen hin. Wo solche Flüchtlinge hinkamen und erzählten, was sie gesehen hatten, wie die Preußen Fröschweiler und Elsaßhausen in Brand geschossen hätten, und noch mehr, wenn sie erzählten, was sie gehört hatten, wie die Preußen alle jungen Männer mitnähmen und in der Schlacht vorne dran stellten, da glaubte mancher sein Heil nur in der Flucht finden zu

können. Aber wohin flüchten? Ja wer das gewußt hätte, den hätte man glücklich gepriesen. Die meisten gaben den Rat, in den Wald, in's Gebirg, in Steinbrüche fort zu eilen. Dort würden die Preußen nicht hinkommen. Ein alter Großvater ratet oft zum Bleiben und erzählt aus seiner Kindheit, daß diejenigen „damals" am besten durchkamen, welche zuhause blieben. So wird oftmals eine Familie von der Flucht abgehalten. Aber es kam auch vor, daß, wenn schon der Gedanke an die Flucht aufgegeben war, auf einmal aus dem Nachbardorf der Vetter Michel zur Thüre hereinstürmte und unter Weinen und Heulen zur Flucht aufforderte. Derselbe hat persönlich mit einem Mann aus dem Unterland, mit dem Nazi am Sauerbächel, geredet, und der hat ihm erzählt, wie sie alles verbrennen und alle jungen Leute mitnehmen. Derselbe hat selber sogar die Flammen gen Himmel emporschlagen sehen. Jetzt gab es aber kein Anhalten mehr bei den Jungen. Sie raffen das Allernötigste zusammen, eilen den flüchtigen Franzosen nach und wollen im Wald, im Gebirg eine Zufluchtsstätte suchen. Kaum sind sie nun dort angelangt, so sind sie nichts weniger als ruhig. Sie weinen und heulen. Einer rennt auf den Gipfel des Berges, klettert auf einen Baum und will sehen, ob die Preußen kommen. Endlich, in weiter Ferne sieht er sie marschieren, zahllos wie der Sand am Meer. Flammen erblickt man jedoch bisher noch nirgends. Die Feinde müssen also doch nicht alles verbrennen und zerstören. Die Angstvollen schöpfen ein wenig Hoffnung. Vielleicht bleiben ihre Wohnhäuser doch noch erhalten.

Wie würde es aber kommen, wenn sie von den

gefürchteten Preußen hier gefunden würden? Diese Frage bringt ihnen neue Sorgen. Der Platz will dem einen oder dem anderen nicht abgelegen genug scheinen; er will ein noch weit besseres Versteck wissen. Dorthin wollen sie gehen. Sie sind von tausend Gedanken gefoltert. Fast wünschen sie, sie wären zuhause geblieben. Wie sie sich jedoch im neuen Versteck befinden, sind sie noch unruhiger denn zuvor. Gern würden sie nachhause gehen, aber was würde geschehen, falls sie den Preußen unterwegs begegneten? Und dann erinnern sie sich wieder an all' das Schreckliche, was der Mann aus dem Unterland, der Nazi, erzählt hat, wie die Deutschen alle Männer mitnehmen u. dgl.

Endlich wird es Nacht. Es ist kalt in dem sicheren Versteck. Die Kinder schreien: sie möchten heim. Auch die Mütter weinen. Wenn man doch nur wüßte, ob die Preußen wirklich so barbarisch verfahren! Vielleicht sind sie gar nicht so schlimm. Sie sind doch auch Christen!

Die Nacht — sie war entsetzlich — ist vorüber. Am Morgen wagt sich der Hansjörri an den Waldessaum, um auszukundschaften, wie es in der Welt aussieht. Und was muß er da sehen! Da kommt ja der Großvater leibhaftig und will sie holen, denn die Preußen, die bis jetzt im Dorfe sind, benehmen sich als die besten Menschen der Welt. Der Hansjörri läuft nun so schnell als ihn die Beine tragen in den Wald zurück und verkündigt die große Freude dem furchtbeseelten Völkchen. Und dann geht's heim. Wie sie aber heimkommen, werden sie tüchtig ausgelacht; heute noch werden sie oftmals ausgelacht von denen, welche damals zuhause geblieben waren; und doch fehlte gar nicht viel daran, daß sich auch diese geflüchtet hätten. Der Hansjörri

lacht heute auch über seine damaligen Schrecken. Als er sich mit den Seinen wieder unter dem heimischen Dach befand, wie glücklich war er da! Kein Schoppen war ihm zu viel, den er den prächtigen Ulanen aus dem Keller holte, und er bedauerte es fast, als dieselben tags darauf wieder weiter mußten.

An einem anderen Orte wagten die Geflüchteten sich erst wieder aus dem Walde heraus, als auf Anraten des Pfarrers die Regimentsmusik einen Choral spielte. Daraufhin erst wollten die Leute glauben, daß die Preußen doch nicht so barbarisch wären.

Solcher Szenen gab es genug. Wenn der Schrecken auch allenthalben groß war, so rief er doch nicht überall die gleiche Wirkung hervor. Kamen nicht gerade Flüchtlinge irgendwo an, die Gesehenes und Ungesehenes, Geschehenes und Ungeschehenes erzählten, so blieben die Leute in der Regel in ihren Häusern und kamen dann am besten durch. Man kann sagen, daß, wo nicht gerade eine Schlacht stattfand oder die Dörfer an einer großen Straße sich hinzogen, und somit große Truppenmassen durchmarschierten, die Leute nur wenig zu leiden hatten.

Diejenigen Dorfbewohner jedoch, welche geflohen waren, hatten manchmal die größte Mühe, wieder heimzukommen. Sie mußten nicht selten in Ställen übernachten und sich überhaupt mühselig durchbetteln.

Wollte nun jemand behaupten, er wäre nicht geflohen, so hat er eben noch keinen Krieg erlebt und macht sich deshalb auch keine richtige Vorstellung von dem Schrecken, den er mit sich bringt. Doch war derselbe nur vorübergehend und machte bald einer anderen Stimmung Platz, über die ebenfalls berichtet werden soll.

Allerlei.

Die Toten ruhen jetzt in ihren Gräbern. Aber auf dem Schlachtfeld ist deshalb noch keineswegs Kirchhofsruhe. Tagtäglich strömen noch aus allen Himmelsrichtungen Leute herbei, um etwas für sich in's Trockene zu bringen und „ihr Teil" zu holen, wie sie sagen. Daß arme Leute, wenn sie Tote begruben, einen Teppich oder Mantel mit nach Hause nahmen, wer mochte ihnen das so sehr verargen! Ist doch ein Arbeiter auch seines Lohnes wert. So dachten auch die Eroberer und sahen zumeist durch die Finger. Aber in einigen Tagen entwickelte sich schließlich eine förmliche Schlachtfeld-Industrie. Flinten und Säbel, Kamellen und Kochgeschirre, Sättel und Pferdegeschirre, die Riemen von den Tornistern und das Messing von den Tschakos, Kartuschen und alles Mögliche wurde von spekulativen Köpfen gesammelt und heimgeschleppt. Da ward's indessen den Preußen denn doch zu bunt, und sie geboten endlich Halt. Feldgendarmen und Flurschützen wachten nun darüber, daß die Plünderung des Schlachtfeldes ein Ende nahm. Die Kleidungsstücke freilich sind längst in alle vier Winde auseinandergestoben. Heute noch kann man hie und da einen Zuaven- oder Chasseurmantel sehen. Auch Chassepots existieren noch und haben schon manchem Wildschwein seither das Lebenslicht ausgeblasen, obgleich einige Zeit nach der Schlacht überall bekannt gemacht wurde, jedermann müsse alle Flinten und Säbel abliefern. Die noch auf dem

Schlachtfeld liegenden Reichtümer wurden nun zusammengehäuft. Die vielen Tausende von Flinten und Säbeln, auch eine Menge Tschakos und Kürasse, Tornister u. dgl. wurden jedesmal auf besondere Haufen geworfen, und tagelang wurden dann unzählige Wagenladungen nach Weißenburg an die Bahn gefahren, um von da nach Deutschland weitertransportiert zu werden.

Weil die Preußen so gutmütig zuschauten, wie die Leute das Schlachtfeld aufräumten und davon in's Trockene schafften, so fingen manche Leute an, ihnen allzusehr zu trauen. Die Trautbacher z. B. nannten die Preußen die gutmütigsten Kerle von der Welt, und wie einmal eine Ochsenherde von etwa 1000 Köpfen durch ihr Dorf kam und sich einige der müden Tiere in den Höfen verirrten, fährt es manchem wie ein Blitz durch den Kopf, man könnte den Stall aufmachen und die Verirrten einstellen. Auf diese Weise würde man zu billigen Ochsen kommen, und den Preußen werde es auf ein Paar nicht ankommen, denn die seien reich genug. Sie haben ja auch nicht gefragt, wo die Mäntel hingekommen sind. Den Ochsen nun war's ganz recht, daß sie in Trautbach in Kost und Logis kamen; sie ließen sich das Futter gar wohl schmecken, denn sie waren keineswegs so patriotisch wie die Soldaten, daß sie absolut in Paris hätten einmarschieren wollen. Die Treiber merkten's bei der großen Anzahl vorerst nicht, daß ihnen einige Stück fehlten. Die Ochsenväter schmunzelten vergnüglich, daß die Sache so gut gelungen war; auch der Schmule schmunzelte, als er die Ochsen kaufte, denn sie waren nicht zu teuer. Er forschte auch nicht nach ihrer Herkunft, obschon er sie schwerlich als aus Frankreich

gebürtig halten mochte. Doch auf einmal forschten die Gendarmen nach dem Stammbaum des edlen Ochsengeschlechts, und die biederen Quartierwirte mußten für ihre an den Ochsen geübte Gastfreundschaft teuer büßen. Sie mußten soviel bezahlen, daß sie sich ganz gut auch sonst hätten Ochsen kaufen können, und wurden zwischen vier Mauern ebenfalls längere Zeit gastlich bewirtet, wobei sie hinreichend Zeit fanden, darüber nachzudenken, daß die Preußen doch nicht immer durch die Finger sehen.

Von den Ochsen und vom Schlachtfelde wollen wir jedoch jetzt hinwegsehen und einen Blick auf unsere eigenen Felder werfen. Auch da sieht es an vielen Stellen einem Schlachtfeld sehr ähnlich, nur daß keine Leichname daliegen. Doch sonst ist alles in Grund und Boden gestampft, um so mehr da der Boden durch Gewitterregen in den letzten Tagen sehr aufgeweicht war. Und was liegt nicht alles Mögliche umher! Fässer und Kisten, Töpfe und Flaschen, die wir den Soldaten freiwillig und unfreiwillig gegeben hatten; auch verschüttete Nahrungsmittel für Menschen und Tiere, Wagenladungen voll von verschimmeltem Brot und eine Menge Knochen und Reste von geschlachteten Tieren. Auch halbverfaultes Stroh, das zum Lagern und Hüttenbauen gedient hatte, befand sich massenhaft am Boden. Die Kartoffeln und sonstige Pflanzen waren vollständig in Grund und Boden zertreten. Das Wiesenthal, das acht Tage vorher so lachend vor uns lag, ist derart verfahren, daß man oft die Grenzen zwischen den verschiedenen Nachbarn nicht mehr unterscheiden kann. Da sind Ulanen und Chevauxlegers, Artilleristen und Proviantwagen darüber hingejagt. Wo wir hinschauen, ist nur ein einziges wüstes Bild der Zerstörung.

Werfen wir einen Blick auf die Straße, so rasselt's auf derselben noch fort und fort, ohne Unterlaß. Rückwärts fahren Wagen mit Verwundeten und mit der eroberten Kriegsbeute. Vorwärts aber, nach Frankreich hinein, rasseln Schiffbrücken und Totenwagen, Feldschmieden und Feldbäckereien, Munitions- und Proviantwagen. Es will kein Ende nehmen. Dann kommen wieder Viehherden durch unser Dorf, daß wir meinen, es würde das Vieh aus einer ganzen Provinz hier durchgetrieben. Auch sonst führen die Deutschen vieles mit, wovon wir bei den Franzosen nicht einmal eine Spur sahen. Spricht man auch noch nicht von Politik, so sagt doch jeder vernünftige Mensch zu sich selbst, wenn er diese Armee-Organisation und diese Menschenmassen sieht: „Die gehen so leicht nicht mehr zum Land hinaus!" Der Hoffnungsschimmer für Frankreich wird bei allen Einsichtigen immer kleiner. Wir sehen es: Frankreich wird zertreten werden. Unsere Soldaten müssen bluten und sterben — umsonst sterben.

Allein nicht nur die Vernünftigen denken so. Einen Augenblick sind sogar die Unvernünftigen verblüfft, wie sie das alles sehen; sie hadern mit Gott und den Menschen, daß es so gekommen ist, und sind ebenfalls hoffnungslos. Ihrem Zorn fehlt zu Anfang nur die richtige Zielscheibe. Doch schon drei Tage nach der Schlacht von Wörth sollte dem abgeholfen werden. „Es war ein Spitzbub' unter den Generälen, der die Kürassiere in Wald und Gräben statt gegen die Preußen reiten ließ!" So ging die Rede, und der Haß warf sich nun auf diesen Sünder, der sofort zum Tode in contumaciam verurteilt wurde. Daß man seinen Namen nicht wußte, schadete nichts. Es wurden ihm gleich

ein paar Dutzend beigelegt, und es war dem Toni jedesmal eine wahre Erleichterung, wenn er dieselben wie am Schnürchen hersagen konnte. Noch einen Tag später, und ein Sündenbock war gefunden, dem auch der Name nicht fehlte. Das war der General de Failly, „der Lump", der sich so lange in Bitsch herumdrückte, bis es in Fröschweiler verloren war. Und als er Anstands halber sich doch auf den Weg machte, ließ er zu Philippsburg so lange Kaffee kochen, bis die Preußen zu Fröschweiler über die Höhen liefen. Gut, daß dieser de Failly jetzt nicht da war. Der Toni hat es gerade herausgesagt: wenn er zu Bitsch gewesen wäre, so hätte er ihn totgeschlagen mit einem Besenstiel, und mehr wäre so ein Tropf auch nicht wert. Zum Glück aber war der Toni nicht in Bitsch und so wurde der arme de Failly — er ist aber reich, denn er hat „vom Preuß" eine Million erhalten, daß er dem Mac Mahon zu Fröschweiler nicht zu Hilfe eilte — vor einem so schmählichen Tode bewahrt. Wenn er nicht gestorben wäre, so könnte er heute noch leben. Aber nicht nur der Toni ist „wütig" auf den de Failly, sondern auch der Mac Mahon, denn dieser wollte ihn hinter Niederbronn totstechen, und das muß auch wahr sein, denn der Finster-Nickel thut's im Flecken jedermann kund. Er hat sich's aber keineswegs aus dem Finger gesogen, sondern hat es von einem Manne aus Reichshofen, der es selbst erzählt hat.

Die erste Zeit nach dem 6. August.

Wir sind um einige Tage älter geworden. Das Leben fängt wieder an, ruhiger zu werden. Der erste Schrecken ist vorüber. Das Biwakieren auf den Feldern hat aufgehört. Jedermann sucht das Stroh, das halbverfault auf den Feldern umherliegt, wieder heimzuschaffen, um es noch als Streu verwerten zu können. Sonst aber ruht die Arbeit auf dem Felde noch vollständig. Die Männer fahren die transportfähigen Verwundeten aus den überfüllten Lazaretten von Wörth und Fröschweiler nach Weißenburg zu, und die Frauen helfen zum Teil in den hiesigen Lazaretten. Während es zu Anfang hier an Aerzten und an allem Möglichen fehlte, ist jetzt alles in Hülle und Fülle vorhanden. Jedermann steuert bei und thut was in seinen Kräften steht, um das Los der armen Schlachtopfer zu mildern. Wer sonst nichts thun kann, zupft wenigstens Charpie. Diejenige Charpie, welche wir vor der Eröffnung der Feindseligkeiten gezupft hatten, war an ein Komitee abgesandt worden, das sie später in die Rheinlande nachsenden sollte. Dort sollten ja die Schlachten geschlagen werden! Wer hätte je gedacht, daß wir hier des Verbandzeuges bedürfen sollten?! Konnte aber aus Frankreich für die Verwundeten nichts eintreffen, so trafen jetzt dafür desto mehr Sendungen aus Deutschland ein. Namentlich der „Hilfsverein für verwundete und kranke Krieger“ aus Pirmasens sandte bedeutende Gaben für die hiesigen Verwundeten.

Die ausgezeichnete Pflege kommt den armen Schlachtopfern sehr zu statten. Indessen liegen zumeist Schwerverwundete hier, die der Todesengel wohl schwerlich schonen wird. Zum Beispiel dem Chasseur dort, dem die mörderische Kugel die Kinnlade zerschmettert und die Zunge durchbohrt hat, kann nur der Tod Erlösung bringen. Hier nehmen sie einem bayerischen Reservisten das zerschmetterte Bein ab. Wie er hört, daß ihm dasselbe amputiert werden muß, rinnen ihm die heißen Thränen unaufhaltsam über die blassen Wangen herunter, und er seufzt: „O meine arme Frau, meine armen Kinder!" Bis die Amputation vorüber ist, hat er ausgelitten. Er sollte seiner Lieben Angesicht nicht mehr schauen.

Es sterben in unserer Gemeinde allmählich 22 Verwundete. Doch was geschehen kann zur Linderung und Pflege der Armen, geschieht, und bei den meisten schreitet auch die Genesung rasch vorwärts. Sobald sie etwas besser sind, sehnen sich die Deutschen nach der Heimat und den Ihrigen. Die Franzosen dagegen wünschen, den Aufenthalt hier möglichst lang auszudehnen. Sie dürfen ja nicht zu den Ihrigen. Sie kommen entweder in ein deutsches Lazarett oder, wenn sie wiederhergestellt sind, in die Kasernen und Forts zu den anderen Gefangenen.

Am 12. August befinden sich in unseren hiesigen Gemeinde- und Privathäusern noch hundertundfünfzig Verwundete. Den meisten ist es unter der liebevollen Pflege so wohl wie den Fischen im Wasser, und sie sehen mit Bedauern dem Tag entgegen, wo auch sie Abschied von uns nehmen müssen. Jeden Tag aber, wenn wieder einige nach Weißenburg fahren, richten sie dankbar nach rechts und

links die Augen, und wir sagen ihnen Lebewohl auf Nimmerwiedersehen. Ihren hiesigen Aufenthalt vergessen sie indessen keineswegs. Mehrere schreiben später ihren Wohlthätern; ein französischer Sergeant kommt sogar bei seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft hier durch, wirbt um die Hand seiner ehemaligen Pflegerin und bringt seinen Eltern in Toulouse zugleich eine Schwiegertochter mit.

Nach Wochen ist auch der letzte Verwundete von hier fort. Viele sind fast vollständig genesen. Andere dagegen sind arme Krüppel für ihr ganzes Leben und bilden für immer traurige Erinnerungszeichen an den blutigen Tag des 6. August.

Am 18. August hat uns auch unser Leutnant die Hand zum Abschied gereicht. Er hatte sich soweit erholt, daß er wieder zu seinem Regiment konnte. Obschon seine Bekehrungsversuche zum Deutschtum bei dem Erzähler damals noch nicht gelingen wollten, so zweifelte der Leutnant doch nicht am endlichen Erfolge und sagte beim Abschied: „Sie werden schon noch von Herzen deutsch werden!“

Bis die letzten Verwundeten das Dorf verlassen haben, sind auch die Truppendurchmärsche durch unsere Gegend zu Ende. Die Straße hat wieder ihr gewöhnliches Bild angenommen. Die Leute gehen wiederum an ihre gewohnte Beschäftigung. Sie kommen auch wieder zusammen, namentlich an den Abenden und an den Sonntagen. Es können somit auch wieder „die Zeiten der Politik“ beginnen. In den ersten Tagen wird sie freilich noch ganz schwach betrieben. Man redet noch zumeist von dem, was ein jeder erlebt hat und was ihm genommen wurde, oder auch wie weit jeder mit mußte, und was die „Preußen“ zu ihm gesagt

haben. Man bespricht auch das frohe Ereignis, daß man drunten beim Itzik wieder Tabak haben kann, welches edle Kraut man seit der Plünderung so schmerzlich vermissen mußte. Dann gedenkt man auch der Helden, die aus unserer Gemeinde „dabei“ sind, und fragt, was sie wohl machen werden. Bis jetzt weiß man nur, daß der Bäcker-Louis beim Todesritt der Kürassiere zu Fröschweiler auch sein Leben lassen mußte, und daß der Schuhmacher-Schorsch in Gefangenschaft geraten sei. Nach solchen Gesprächen wird aber auch der Blick in die Zukunft gerichtet, und die große Frage lautet: Wie wird's kommen?“

Drunten auf Kasper's Bank beantwortet der Marte-Jörg die große Frage dahin, daß die Preußen bis nach Paris kommen werden, denn denen fehle noch nicht einmal ein Schuhnagel, während es den Franzosen an allem mangele. Er untersteht sich sogar, den Kaiser Napoleon bitter zu tadeln, daß er Krieg angefangen habe, ohne sich vorzubereiten, und sein Schlußwort lautet: „Wir sind jedenfalls die längste Zeit französisch gewesen!“

Die Leute, die um den Jörg herumsitzen, sind zwar noch etwas vorsichtiger, aber sie stimmen ihm doch auch zu und haben nur noch schwache Hoffnungen für Frankreich. Der Friedel-Schorsch, der 14 Jahre lang Soldat und sogar Korporal war, hört gleichfalls zu; auch seine Hoffnungen für Frankreich sind sehr gering. Dabei aber ist er empört über die kopflosen Offiziere und sagt, wenn der Marschall Castelaine zu Bitsch gewesen wäre statt des de Failly, so wären die Preußen am 6. August zum Lande hinausgefegt worden, daß sie ihr Lebtag nicht wiedergekommen wären. Dem Toni aber, der auch bei der Unterhaltung

zugegen ist, stehen die Haare zu Berge, wie er hört, daß man im Oberdorf und im Hintergässel die Franzosen schon für halb verloren halte. Er gerät förmlich außer sich, daß man so etwas nur denken kann, und sein Schlußwort lautet: „Ihr seid keine rechten Vaterlandskinder, und der Franzos muß es doch gewinnen!“ Da er jedoch sieht, daß er keinen rechten Anklang mit seinen Prophezeiungen findet, so meidet er meistens die Zusammenkünfte der Oberdörfer und geht lieber allabendlich mit dem Jesse=Sepp, einem Garden (Grenzaufseher), der nicht weit von ihm wohnt, das Dorf hinunter und sucht sich im Unterdorf Gesinnungsgenossen. Dabei redet er jedesmal davon, daß die Franzosen bald wieder kommen werden und daß der Bazaine ein grausam gescheiter Kerl sei, der die Preußen schon noch Mores lehren werde.

Während der Toni je länger, je unsinniger wird, sehen weitaus die meisten in den gewaltigen Ereignissen Gottes Fügungen, gegen die man nicht streiten könne. Auch folgen die einzelnen Vorgänge so schnell aufeinander, daß ein Sieg der Franzosen immer unwahrscheinlicher wird. Doch währte es immer längere Zeit, bis die weltgeschichtlichen Ereignisse hier bekannt werden. Zwar hat die deutsche Regierung in den ersten Wochen schon die Post wieder eingerichtet, aber es kann uns wenig helfen, denn auf eine deutsche Zeitung ist niemand abonniert und eine französische kann uns nicht erreichen. Dazu sind auch die deutschen Erfolge so außerordentliche, so einzig in der Geschichte dastehend, daß es allen schwer fällt, daran zu glauben. Aber schließlich erweisen sich die deutschen Berichte doch stets als wahr.

Mittlerweile richten die Deutschen in aller Ruhe eine

Verwaltung ein, als ob sie nimmermehr aus dem Lande wollten. Es wird für das Elsaß ein Generalgouverneur (Graf v. Bismarck=Bohlen) ernannt mit dem einstweiligen Sitz in Hagenau, der nach der Uebergabe von Straßburg in diese Stadt verlegt wird. In Weißenburg nimmt ein Herr v. Volkheimer den Sitz des Unterpräfekten ein, und die Staatsmaschine arbeitet so ruhig weiter, als wenn nichts vorgefallen wäre, als ob auch nichts mehr könnte geändert werden und als ob der deutsche Michel die Jungfrau Alsatia nicht mehr lassen wollte. Herr v. Volkheimer war zwar bei seinem ersten Auftreten etwas sehr „schneidig", doch zeigte er sich bald auch von einer anderen Seite.

Die schwer heimgesuchten Gemeinden Fröschweiler und Elsaßhausen werden ganz besonders mit Gaben aus Deutschland geradezu überschüttet. Alles wetteifert in den deutschen Landen, die geschlagenen Wunden wieder zu heilen. So sendet z. B. unter anderen „der Bund deutscher Landwirte" dem Grafen v. Dürckheim in Fröschweiler 1000 Thaler zur Verteilung für die durch den Krieg am härtesten betroffenen elsässischen Bauern. Auch hören wir jeden Tag bestimmter, daß alles, was uns im Krieg genommen oder beschädigt wurde, vergütet werden solle. Der Unterpräfekt, Herr v. Volkheimer, hat das schon unserem Herrn Maire gesagt. Man fängt darum wieder an, zu hoffen, und viele sprechen frank und frei heraus, daß, wenn die Preußen wirklich alles bezahlen, was sie im Krieg verdorben haben, kein Mensch mehr etwas zu ihrem Nachteil sagen kann. Dann haben sie allen Schaden gut gemacht, und wir werden auch unter dem Szepter ihrer Könige ein ruhiges und stilles Leben führen können.

Siegesdepeschen.

Wie der Krieg sich abgewickelt hat, ist dem geneigten Leser zur Genüge bekannt, und kann er dies auch heute noch aus tausend Büchern erfahren. Aber wie er sich nicht abgespielt hat und wie uns die Depeschen vom Kriegsschauplatz übermittelt wurden, das kann er in keinem Buche finden. Deshalb soll es zu Nutz und Frommen hier mitgeteilt werden. Selbstverständlich sind es nicht nur Siegesdepeschen, sondern auch Niederlagen, die uns in homöopathischer Verdünnung zugehen. Von den letzteren ganz zu schweigen, ging auf die Länge nicht an; dann wollten auch unsere Berichterstatter nur die Wahrheit sagen.

Ueber die Schlacht von Weißenburg konnten uns keine besonderen Berichte zugehen, denn der Niederlage der Franzosen folgten die Preußen auf dem Fuße. Hat auch der Toni während der Schlacht öfters am oberen Ende des Dorfes geweilt, um die Siegesdepeschen brühwarm übermitteln zu können, wie es einem tüchtigen Berichterstatter zukommt, hat er auch hundertmal gesagt, die Franzosen könnens nicht verlieren, so folgten dennoch die Niederlage und die Preußen so schnell, daß seine Thätigkeit für diesmal ganz lahmgelegt war.

Von der Schlacht von Fröschweiler erfahren wir zu dem bereits Gemeldeten, daß es wenigstens fünfmal so viel Preußen gekostet hat als Franzosen. Die Franzosen haben die Preußen mit ihren Mitrailleusen zusammengemäht wie

der Mäher die Grashalmen. Von mehreren preußischen Regimentern ist kein Mann davongekommen. In der Nacht aber haben die Preußen ihre Toten fortgefahren und in den Rhein geworfen, so daß am anderen Tage auch nicht mehr preußische Tote zu sehen waren als von den Franzosen.

Am 12. August ungefähr wissen unsere Berichterstatter von einem ersten Siege zu erzählen. Bei der Zaberner Steige haben sich die Franzosen gestellt und die Preußen tüchtig geklopft. Dann haben sich die Franzosen jedoch zurückgezogen, um sich im Lager von Chalons mit der gesamten Armee zu vereinigen.

Noch einige Tage später erfahren wir auch etwas von der Armee, die am 2. August Saarbrücken eingenommen. Der lange Daniel, der mit Salat und Kräutern, mit Pflaumen und Zwetschgen handelte und so in der ganzen Welt herumkam, hat von einem, den er nicht nennen wolle, der es aber ganz bestimmt wisse, erfahren, daß die Franzosen dort mehrere Schlachten gewonnen haben und im Vorrücken auf Berlin begriffen sind. Dieser „Tabak" war indessen zu stark, um von allen „geraucht" zu werden. Es wurde daher die Nachricht bald dahin ermäßigt, daß die Preußen bei Saarbrücken zwar wiederholt geschlagen wurden, aber weil die Schlacht von Fröschweiler verloren ging, habe sich auch jene Armee gegen Chalons zurückgezogen, um sich gleichfalls mit der Kaiser-Garde und mit dem Mac-Mahon zu verbinden.

Alle Hoffnungen sind jetzt auf das Lager von Chalons gesetzt, denn dort sollen der Kaiser und der Le Boeuf, der Bazaine und der Mac-Mahon zusammenkommen mit der ganzen Armee. Eine solche Linie können die Preußen

unmöglich durchbrechen. Der Toni rühmte es, daß dort auch sein Sepp sei, und der sei keiner von denen, die zurückgehen. Es währte indessen sehr lange, bis der erwartete Siegesbericht von Chalons kommen wollte. Aber „was lange währt, wird auch gut," sagt man im Sprichwort, und so kam er denn und ließ nichts zu wünschen übrig. Das war aber nicht so ein mündlicher Bericht, wie sie der Toni und der Finster-Nikel oft brachten, und in welche viele berechtigte Zweifel setzten, sondern ein schriftlicher Bericht, von dem selbst der Herr Maire und Herr Röhrig eine Abschrift nahmen, welch' letztere dem Erzähler vorgelegen und die auch dem Leser mitgeteilt werden soll:

Le 22 du courant, l'armée ennemie du général Steinmetz a été totalement détruite entre Nancy, Toul et Vitry-le-Français. De plus le 24 du même mois, la France a remporté la plus glorieuse des victoires aux environs de Châlons. La dépêche au comte de L . . . ., est parvenue directement par ce dernier à *—*, affirme la réalité de ces glorieux événements. La même dépêche annonce qu'une armée française est en route pour venger l'Alsace, et pour fermer le passage de la retraite à l'ennemi, afin de l'écraser complètement. Elle dit en outre que le gros de l'armée ennemie est renfermé au camp de Châlons, entre trois corps d'armée français, de sorte qu'elle ne peut plus ni avancer ni reculer.

Die feindliche Armee des Generals v. Steinmetz war also zwischen Nanzig und Toul am 22. gänzlich vernichtet, und am 24. hat Frankreich den größten Sieg bei Chalons erfochten. Eine Armee ist schon unterwegs, um das Elsaß

zu rächen, dem Feind den Rückzug abzuschneiden und um ihn gänzlich zu vernichten. Und heute schon ist das Gros der feindlichen Armee eingeklemmt zwischen drei französischen Armeekorps, so daß sie weder vorwärts noch rückwärts kann. — Diese Siegesnachricht übertraf die allerkühnsten Erwartungen. Wer wollte in ihre Richtigkeit auch nur den geringsten Zweifel setzen?! Man hatte es ja schwarz auf weiß, und wenn die Gescheitesten auch anfangs fragten, wie es denn eigentlich kommen könne, daß die Preußen am 22. bei Nanzig und Toul und am 24. zu Chalons geschlagen wurden, so erklärte man sich das bald damit, daß ihnen die Franzosen eben in den Rücken gefallen seien. Kein Unsinn konnte so groß sein, als daß er im Krieg nicht Glauben gefunden hätte. Im Gasthaus „Zum Rössel" wurden die glänzenden Siege von den Notabilitäten mit mehreren Flaschen vom „Allerbesten" gefeiert. Es wurde „immer noch eins" getrunken, bis es schließlich den Glücklichen vor den Augen „zwitzerte" und sie die Zuaven und Turkos schon in der Ferne sehen konnten. Was uns an der Nachricht noch besonders gefiel, war der Umstand, daß die Preußen bei Chalons eingeklemmt waren und wir also einen Besuch von ihnen auf dem Rückzug nicht zu erwarten hatten. Anderen Tags konnte der Finster-Nikel die Nachricht schon mit verschiedenen Einzelheiten bereichern. Er hatte mit einem Mann von Falkenhofen gesprochen, der die Niederlage der Preußen mit eigenen Augen beobachtet hatte. Diesen hatten die Preußen zum Fahren mitgenommen, bis sie bei Nanzig geschlagen wurden. Auf dem Rückzug jedoch ist er ihnen entwischt; doch er würde heute nicht wer weiß was nehmen, daß er nicht Zeuge ihrer Niederlage hätte sein dürfen.

Von seiten der Deutschen hörten wir zwar etwas über die Niederlagen der Franzosen bei Metz. Da diese Nachrichten aber fast gleichzeitig mit den Siegesberichten von Toul und Chalons eintrafen, erachteten wir die Siege der Deutschen für erfunden. Als sie sich später doch als wahr herausstellten, so erhielten wir den Trost, daß es viermal so viel Preußen gekostet habe als Franzosen, und eines schönen Tages können die Franzosen einen Ausfall machen, und wer weiß dann, wie es da den Preußen geht!

Die Ereignisse von Sedan waren so gewaltiger Natur, daß auch der Gläubigste so etwas nicht glauben konnte. Als pfälzische Grenzbewohner sich unterstanden, so etwas in der „Neugasse" zu erzählen, hätten sie fast Prügel bekommen. Das war uns denn doch zu viel zugemutet, daß sich 80000 Franzosen auf einmal ergeben sollten. Als man jedoch später trotzdem daran glauben mußte, daß der Kaiser gefangen sei (viele glaubten's auch im Oktober noch nicht), da sollten es wenigstens nur 40000 Mann sein, welche gefangen wurden, während die anderen sich nach Paris zurückgezogen hätten.

War damit auch die Niederlage der Franzosen bedeutend verdünnt, so war sie doch mächtig genug, um bei allen Urteilsfähigen die Hoffnungen für Frankreich außerordentlich herabzudrücken. Selbst die ärgsten Preußenfresser sind einen Augenblick bestürzt, und es vergehen zwei Tage, bis der Toni wieder das Wort über die Lippen brachte, daß es der Franzos doch nicht verlieren könne. Dann hatte er jedoch seine volle Siegeszuversicht wieder erlangt, denn er hatte eine Reise gemacht von mehr als drei Stunden und brachte die frohe Nachricht mit, daß die Franzosen zu Straßburg

einen Ausfall machten und die Preußen so jämmerlich zurichteten, daß sich dieselben schleunigst bis unterhalb Hagenau flüchteten, sodaß die französische Fahne schon wieder in Hagenau wehe. An der Nachricht war nicht zu zweifeln, denn der Toni hatte französischen Tabak mitgebracht, den es schon seit Wochen nicht mehr gab, der aber jetzt wieder von Straßburg kommen konnte, weil die Belagerung aufgehoben war. Wenn diesem Bericht auch nicht alle Glauben schenkten, so glaubten's die „anderen" um so fester.

Mittlerweile trafen auch wieder schriftliche Depeschen ein; doch bekamen sie nur Eingeweihte zu Gesicht. Aber dennoch erhalten die preußischen Spürnasen Wind davon, und eines schönen Tages kommt der Polizeikommissar und nimmt bei der alten Postmamsell eine Haussuchung vor. Doch man findet nichts, zumal da auch nicht am rechten Platz gesucht wurde, denn das Depeschenbureau befand sich an einem ganz anderen Orte.

Es würde zu weit führen, dem Leser das ganze Depeichenmaterial zur Verfügung zu stellen. Wir beschränken uns darauf, zu sagen, daß die Hoffnungen noch einmal auflebten, als „sie" bei Orleans an einander waren und die Deutschen sich auf kurze Zeit wieder aus dieser Stadt zurückzogen. Da sollte Frankreich noch einmal gerettet werden wie in den Tagen der Jungfrau von Orleans. Da werden uns Heldenthaten und Siege berichtet, die später nur noch durch die Thaten Garibaldi's und Bourbaki's übertroffen wurden. Als dieser letztere den kühnen Plan faßte, Belfort zu entsetzen und im Rücken des Feindes zu operieren, da schien uns allen die Rettung nicht mehr fern.

Welche Massen die Preußen da verloren, läßt sich nicht beschreiben. Da kommen sie in's Kreuzfeuer, und es gab so viel Tote, daß sie aneinander lehnten und zuletzt nicht mehr umfallen konnten. In diesen Tagen wird sogar gewettet, daß die Franzosen in 14 Tagen hier sind. Aber leider erfahren wir acht Tage später, unsere Retter haben eine Schweizerreise angetreten, und zwar nicht zum Vergnügen. „Wer uns heute retten will, drückt sich morgen in der Still'!"

Endlich ist der Waffenstillstand geschlossen und die Berichterstattung muß ruhen. Und damit soll auch dieses Kapitel geschlossen sein.

Der Friede.

Der Waffenstillstand ist jetzt geschlossen und der Schlachtendonner verstummt. Die Waffen ruhen, aber die Mäuler ruhen noch nicht. „Wir werden deutsch! . . . Wir werden bayerisch! . . . Wir werden preußisch! . . . Wir bleiben was wir sind! . . . Wir werden ein Land für uns! . . . Sie dürfen uns nicht von Frankreich trennen! Das leidet „der Russ'" und „der Oesterreicher" nicht!" So reden hundert Zungen durcheinander, während Bismarck und Jules Favre mit einander in Frankfurt unterhandeln.

Trotz dieses vielstimmigen Geplauders sind die Leute doch in zwei Hauptgruppen gespalten. In solche, die auch jetzt noch nicht glauben, daß Frankreichs Niederlage eine völlige ist, und in solche, welche die Thatsachen nehmen, wie sie sind. Die letzteren werden von einigen Hitzköpfen als Verräter an der Sache Frankreichs verdächtigt, obschon sie ihre Pflichten gegen Frankreich ebenso gut, vielleicht sogar noch besser erfüllt haben als die ersteren. Die Kluft zwischen den beiden Parteien erweitert sich täglich mehr, und selbst Kinder auf der Straße müssen manchmal das Wort hören: „Ihr seid Preußen!" Indessen gehen die Verhandlungen zu Ende und es kommt wie alle Verständigen es vorausgesehen haben: Wir werden deutsch!

Wir stehen also nunmehr vor einer vollendeten Thatsache. Gewünscht hat es unser Volk allerdings, mit geringen Ausnahmen, nicht. Die zweihundert Jahre, welche es unter

französischer Herrschaft zubrachte, waren eine zu große Zeitspanne, als daß es sich dem deutschen Mutterlande nicht hätte entfremden müssen. So bitter auch unsere Väter vor zweihundert Jahren ihre Losreißung vom Deutschen Reiche empfanden, so sehr sie geknechtet wurden, so wenig der französische Eroberer Ludwig XIV. ihren Glauben und ihr Gewissen schonte, so haben doch die langen Jahre das alles vergessen machen, und wir waren jetzt schon auf dem Punkte angelangt, wo wir auch bald die deutsche Muttersprache verloren hätten. — Von dieser Zeit, in der das Elsaß unter französischer Herrschaft stand, singt Friedrich Weyermüller:

Zweihundert Jahre zogen
In raschem Flug vorbei,
Und Du, mein Elsaß, dientest
Dem welschen Lande treu.
Du warst nach Gottes Willen
Gehorsam allezeit,
Und ehrtest auch im Leide
Gewalt und Obrigkeit.

Ja treu haben unsere Väter allezeit Frankreich gedient, und mit der Zeit hat es das Volk im großen und ganzen vergessen, daß es dem deutschen Volksstamm angehöre. Einige Söhne unseres Landes, die ihre Ausbildung in Deutschland erhielten, die den Reichtum der deutschen Litteratur kennen und schätzen gelernt, diese hat es freilich mächtig zu Deutschland hingezogen und es hat sie mit Freude erfüllt, als der deutsche Adler seine Krallen hier einschlug. Doch konnten sie es nicht mit dem Gehorsam gegen die Obrigkeit vereinigen, früher auch nur im geringsten für Deutschland zu werben. Jetzt aber, wo das

Elsaß durch den Friedensschluß mit Deutschland wieder vereinigt wurde, traten sie offen auf Deutschlands Seite. Der Pfarrer und Dichter Karl Hackenschmidt ließ seine Vaterlandslieder, und Friedrich Weyermüller seine Krieges- und Friedenslieder erscheinen. In den letzteren heißt es:

Gott hat es so gefüget
Und läßt es so gescheh'n,
Daß Du, mein Elsaß, wieder
In deutschem Bund sollst steh'n.
Und weil Er's so gefüget
Und weil Er's haben will,
So wollen wir uns beugen,
In Demut halten still.

Auf dem Dorfe ist der Bauer der deutschen Herrschaft nicht abgeneigt. Er hofft sogar manche Vorteile, vermehrte Waldrechte und dergl., von der deutschen Regierung zu erhalten. Eine starke politische Färbung hat er gerade nicht. Mußte er doch in den vorhergehenden vierzig Jahren nicht weniger als vier grundverschiedenen Herrschaften dienen: Bourbonen und Orleanisten, der Republik und dem Kaiserreich. Wo sollte da eine besondere Begeisterung für irgend eine Herrschaft herkommen?! Begeistert war der Bauer also für nichts. Doch erkannte er in der deutschen Obrigkeit die von Gott gesetzte Obrigkeit, der man Gehorsam und Treue schuldet. Er sah den Friedensschluß als eine vollendete Thatsache an, an der nicht mehr zu rütteln sei. Doch waren die Ansichten der Leute auch jetzt wieder gespalten. Während unsere Bauern einen Krieg mit seinen Greueln um keinen Preis mehr möchten, giebt es dagegen zahlreiche Leute, die morgen schon wieder Hunderttausende hingemordet sehen möchten, nur damit die verhaßten Preußen

vernichtet würden. Ob sie selbst einen Blutstropfen opfern wollten, ist allerdings eine zweite Frage. Aber andere sollen dafür bluten. Sie können den Tag kaum erwarten, wo der Revanchekrieg ausbricht, und ihr Wort lautet bestimmt: „Bis auf's Jahr ist's wieder anders!" oder: „Der Franzos muß wieder kommen! Unser Herrgott kann das nicht hingehen lassen!"

In den Städten machen viele vom Optionsrecht Gebrauch. Sie optieren für Frankreich und verlassen die Heimat. Sie wollen nicht deutsch werden und bringen deshalb schwere Opfer. Wollen wir sie verurteilen? Sie machen von einem im Friedens-Vertrag verbrieften Rechte Gebrauch und haben weit mehr unsere Sympathien als diejenigen, welche hier bleiben, der Regierung auch einmal ein freundliches Gesicht machen, wenn's ihnen nützlich ist, sonst aber dieselbe hassen, weil sie eine deutsche ist, und welche im geheimen stets gegen Deutschland zu agitieren suchen, oft gar noch unter frommem Schein.

Auch in unserer Gemeinde optiert eine kleine Anzahl. Das sind in erster Linie die Grenzaufseher, die Garden, die ihren Wohnort nach der neuen Grenze verlegen müssen. Dazu kommen dann noch ein paar Leute, die wirklich aus Liebe zu Frankreich optieren und die Heimat verlassen. Einige optieren auch und bleiben in der Heimat. Deren Option ist indessen ungültig, und sie haben ihr Geld umsonst ausgegeben. Etliche hören auch, daß in Frankreich diejenigen unbemittelten Elsässer, welche nicht deutsch werden wollen und sich in Algier ansiedeln möchten, Geldunterstützungen erhalten. Ihr Plan ist bald fertig; sie gehen auch nach „Afrik", wie sie sagen. Sie optieren jetzt, und

an einem schönen Tag ergreifen sie den Wanderstab. Doch „scheiden und meiden thut weh", und so dürfen wir's auch dem Schneider-Sepp (dessen Bekanntschaft später noch unser mildthätiger Bezirkspräsident v. Stichaner machte) nicht verdenken, wenn er zum Abschied weint wie ein „Schloßhund". Wenn der Leser einen solchen Abschied gesehen hätte, so wäre es ihm auch gewiß um's Weinen gewesen. Aber allzusehr braucht er sich deshalb doch nicht zu kränken, denn als die Schwalben wieder in's Land ziehen, so kommt auch der Schneider-Sepp wieder und auch der Baschan kommt mit. Heißt's aber im Lied vom Meister Urian: „So jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen", so kann auch der Sepp später erzählen, wie er „dort drüben" so angesehen war und wie die Schwarzen vor ihm einen Heidenrespekt gehabt hätten. Auch kann er berichten daß die reichen Herren in Frankreich sich Cigaretten mit Hundertfrankenbillets drehen und daß dort das Geld am Napoleonstag (soll heißen am Nationalfest: 14. Juli) auf den Straßen herumliege. Da er indessen nicht genug davon aufgehoben, lobt er später auch die Preußen noch, wenn ihm Herr v. Stichaner auf einmal zehn Mark in lauter Zehnpfennigstücken giebt. Ja, er hat das noch lieber als die ganze Cigarettendreherei.

Wenn wir heute auf den Friedensschluß und auf den mörderischen Krieg zurückblicken, so müssen wir sagen: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." Vor zweihundert Jahren hat Ludwig XIV. das Elsaß vom Deutschen Reich gerissen, unsere Väter unterjocht und selbst ihren Glauben nicht geschont. Ein Dominikus Dietrich, der Ahne der angesehenen elsässischen Familie v. Dietrich und Bürgermeister der freien

Reichsstadt Straßburg, mußte, um seines lutherischen Glaubens willen, jahrelang von der Heimat entfernt und der Seinigen beraubt, in der Verbannung leben. Jener despotische König hat Straßburg wider alles Völkerrecht, mitten im tiefsten Frieden besetzt und alle feierlichen Zusagen schnöde gebrochen. Und heute fügt es ein Hohenzoller dem Deutschen Reiche wieder ein. Ja noch mehr — es klingt fast märchenhaft — der deutsche Kaiser wird in dem Königsschloß jenes Despoten gekrönt, und das Deutsche Reich, das derselbe vernichten wollte, feierte in dessen prächtigem Schlosse seine Auferstehung. Der Thron der Napoleoniden aber, dem der Krieg von 1870/71 zu neuem Glanze verhelfen sollte, ist gerade durch diesen Völkerkampf in tausend Stücke zerschlagen worden. Wenn auch die Kaiserin Eugenie so viel zum Ausbruch dieses Krieges beigetragen hat, daß sie sogar den Ausspruch gethan haben soll: „C'est ma guerre!“ („Das ist mein Krieg!“), so dürfen wir in ihren seitherigen Geschicken gewiß Gottes züchtigende Hand erkennen. Haben so viele Eltern im Kriege von 1870/71 ihre Kinder auf dem Schlachtfeld in der Blüte des Lebens opfern müssen, so ist gewiß der Tod ihres einzigen Sohnes, des Prinzen Louis Napoleon, unter den Mordspeeren der Zulus ein Mene Tekel. Möchte es von vielen verstanden werden, und möchten alle Revanchemänner das Schwert in der Scheide lassen und ihre Zunge im Zaume halten!

Wunder und wunderbare Hilfe.

Der Frieden ist geschlossen. Wir sind deutsch! Die Garden- und die Gendarmenfamilien ziehen jetzt fort. Viele dieser armen Beamten-Familien wären gerne hier geblieben, aber wider die Gewalt der Dinge läßt sich nicht streiten; sie müssen gehen. Unserer Gemeinde erwächst dadurch ein bedeutender materieller Verlust, denn diese Leute hatten seit Menschengedenken ihre Gehälter im Orte verzehrt.

In dieser Zeit — wir nennen sie Uebergangszeit — sind die Gemüter immer noch aufgeregt. „In zwei Jahren ist's wieder anders! . . . So kann's nicht bleiben! . . . Es muß wieder Krieg geben! . . . Unser Herrgott kann das nitt zusehen! . . . Da müßte kein gerechter Gott im Himmel sein! . . .“ Solche Reden kann man täglich hören. Aber bei den meisten in unserer Gemeinde finden sie keinen Anklang mehr. Man hat sich bereits zu sehr daran gewöhnt.

Nun aber aufgepaßt! Es geschehen Zeichen und Wunder! Bei uns noch nicht, jedoch zu Memmelshofen, zu Schleithal, zu Riedselz und auch in einigen Gemeinden Lothringens. Man höre und staune! Da sind Zuaven und Turko's an den Fensterscheiben zu sehen . . . Sind das nicht Zeichen, durch welche unser Herrgott uns kund thut, daß die Franzosen wieder kommen werden? . . . Da müßte man nicht nur ungläubig, sondern auch blind sein, wenn man diese Zeichensprache nicht verstehen wollte! An manchen Orten

redet Gott aber eine noch deutlichere Sprache. Da ist sogar die „Mutter Gottes" erschienen und hat versprochen, Frankreich zu retten. Namentlich Kindern, jungen, gottbegnadigten Mädchen, erscheint sie, und es giebt viele, welche stundenweit gehen, um sie ebenfalls zu sehen. Freilich dieses Glück ist nur wenigen Sterblichen beschieden. Nichtsdestoweniger wird in manchen Gemeinden fest daran geglaubt, fester als an das Evangelium, obgleich „diese Gläubigen" selbst nichts sehen. Andere dagegen wollen nichts glauben, wenn sie das Wunder nicht mit eigenen Augen schauen können.

Der Becke-Jockel will der Sache auf den Grund gehen, und wie er einmal in Sulz zu thun hat, kehrt er eigens über Memmelshofen heim. Da betrachtet er die Fenster, und da sind wahrhaftig Zuaven und Turkos zu schauen. So genau kann er sie allerdings nicht unterscheiden, aber etwas ist doch an der Sache, und er erzählt es dem und jenem. Der Jockel ist auch kein Lügner. Mancher wird darauf doch stutzig. Was gilt's? Auch in Lembach kann man solche Wunder noch erleben!

Droben am Kirchhof steht ein Häuschen etwas abseits. Das wäre für Hexen- und Totenerscheinungen wie gemacht. Vielleicht eignet sich's auch für Wunder. Wenn unser Herrgott Wunder thun will, thut er's jedenfalls am liebsten in der Nähe der Franzosengräber. Und richtig! An einem schönen Tag geht es wie ein Lauffeuer durch das Dorf: „Droben an der Bure-Madlehn ihrem Haus sind jetzt auch Zuaven und Turkos zu sehen!" Am Abend läuft das halbe Dorf hin; jeder will mit eigenen Augen die Mirakel anstaunen. Und wahrhaftig! Man ist nicht umsonst hin-

gegangen. Da ist etwas zu schauen! So genau kann man es zwar nicht unterscheiden, aber blau sehen die Scheiben aus und auch rot und gelb, Farben wie sie die Zuaven und Turkos haben. Natürlich wüßte, ohne daß jemand die Figuren erklärte, gar mancher nicht, was dieselben vorstellten. Aber es fehlt zum Glück auch nicht an Auslegern, die ohne Brille sogar noch Mitrailleusen und Chassepots unterscheiden können. Freilich, es sind auch Spötter da, die nicht einmal durch so gewaltige Wunder zum Glauben gebracht werden können, ja die sogar noch spotten, wenn es anderen gruselt.

„Wenn sie sogar Wunder sehen, glauben sie nicht", klagt der Toni. Aber der Fuhr-Louis, der nicht soweit von dem Wunderhäuschen wohnte, spottet über so ungeformte Zuaven und sagt, wenn die die Preußen zum Land hinaustreiben sollen, so bleiben sie da, bis mein Großvater wieder kommt. Da ertönt ein schallendes Gelächter, gegen das alle Wunderprediger verstummen müssen. Wenn aber auch die große Mehrheit die Sache für ein mißratenes Wunder hält, so giebt es doch einzelne schwache Seelen, denen es lange noch gruselte, wenn sie in der Dunkelheit an dem Häuschen vorbeigingen.

Nach zwanzig Jahren sind die Zuaven und Turkos von damals noch ungeformter. Ihre Kleider sind noch abgeschossener und müssen von schlechtem Zeug gewesen sein. Sie sind fast ganz verschwunden, und kein Mensch nimmt heute mehr Notiz von den Wundermännern. Weil sie aber bis zur Stunde so ordentlich waren und niemandem etwas zu leid thaten, so ist ihnen deswegen in diesen Blättern gern ein Räumlein gestattet worden, damit sie nicht für immer in Vergessenheit geraten möchten.

Von den Wunderzeichen kehren wir wieder zu gewöhnlichen Dingen zurück. Der Krieg hat mancherlei Krankheiten bei Menschen und Tieren im Gefolge gehabt. Namentlich die schwarzen Pocken sind in einigen Gemeinden heftig aufgetreten. Die unsere ist gottlob davon verschont geblieben. Dagegen ist die Maul- und Klauenseuche unter dem Vieh ausgebrochen; zuletzt wurde sogar die Rinderpest eingeschleppt, und zwar durch die vielen Ochsenherden, welche durchgetrieben wurden. Allgemeiner Schrecken erfaßt die Leute. Die Alten erzählen aus früheren Kriegen, wie da auch die Rinderpest gefolgt sei und wie dadurch viele Leute in Schulden gerieten, daß sie ihr Lebenlang auf keinen grünen Zweig kamen. Doch auf einmal heißt's: „Die Preußen bezahlen das gefallene Vieh!" Es kam ein Tierarzt in's Dorf, der überall, wo die Pest auftrat, die Tiere sofort töten und weit vor dem Dorf draußen vergraben ließ. Dann wurden zwei Mitglieder des Gemeinderates, der Virel-Philipp und der Xaveri, mit der Abschätzung der gefallenen Tiere betraut. Die genannten Gemeinderatsmitglieder walteten gewissenhaft ihres Amtes, so daß die Leute gut entschädigt und vor dem Ruin bewahrt wurden. Die Bauern aber fingen an, die Preußen zu loben, und sagten unter sich: „Wenn die Preußen sich überall so einstellen, so muß man wahrhaftig den Hut vor ihnen abziehen!"

Wie vollends mit großer Bestimmtheit das Gerücht auftritt, daß die Preußen alles bezahlen wollen, was sie im Kriege mitgenommen und verdorben haben, da gab es erst recht vergnügte Gesichter. „Ihr bekommt alles bezahlt!" so haben uns schon am ersten Tage Offiziere und Soldaten zugerufen. Aber wer hat's geglaubt? . . . Kein Mensch!

Höchstens hoffte der noch etwas zu erhalten, der die Bescheinigung über eine Lieferung von einem Offizier in Händen hatte. Aber daß man für alles entschädigt würde, hätte gar niemand zu hoffen gewagt. Und doch sollte es geschehen. Unser hochgeschätzter Bürgermeister Dr. Bierck hatte an maßgebender Stelle Schritte gethan, daß unsere Gemeinde, die so sehr viel verloren hatte, bei der Ausbezahlung der Entschädigungsgelder als im Rayon der Wörther Schlacht liegend betrachtet würde, damit die Leute nicht nur Entschädigung erhielten, wofür sie Gutscheine hätten, sondern überhaupt für allen und jeden Schaden. Die eifrigen Bemühungen des Herrn Dr. Bierck wurden durch den wohlwollenden Unterpräfekten v. Volkheimer energisch unterstützt und hatten schließlich den besten Erfolg.

Eines schönen Tages verkündigt der Wächter, jedermann solle gewissenhaft alles aufschreiben, was er durch den Krieg eingebüßt hat, und es auf der Mairie (Gemeindehaus) einreichen. Die einen thun's gewissenhaft, während die anderen denken, bei den Preußen brauche man es nicht so genau zu nehmen. Was wollen sie denn sonst anfangen mit den vielen Milliarden? Aber die Preußen gehen nicht so mir nichts Dir nichts auf den Leim und haben noch einmal zwei Kommissionen eingesetzt, welche die Rechnungen prüfen. Wenn einer da gar zu arg geschnitzt hat, so wird die Subtraktion angewendet. Freilich, wer kann genau wissen, was dem oder jenem genommen wurde?! Und so wird auch manchem gestrichen, der es peinlich gewissenhaft mit der Aufstellung genommen hatte, während andere wieder, die ein dehnbares Gewissen haben und dreimal so viel aufgeschrieben, als sie in Wirklichkeit verloren hatten, sich auch

nach dem Abstrich noch ganz gut befinden. Sie schmunzeln und denken, wenn die Preußen nur alle Jahr kämen. Auf einmal kommt nun der Einnehmer und hat einen ganzen Wagen voll Geld: über hunderttausend Franken. Soviel Geld auf ein Mal ist sein Lebtag noch nicht in's Dorf gekommen. So viel Pläsir ist jedoch auch noch nicht dagewesen. Wie sie nun das Geld holen, sagt der Hohle-Jörg zum Toni: „Sind die Preußen noch ein so gottloses Volk?" Und der Toni ist ganz verdutzt, daß er nicht weiß, was er antworten soll.

In derselben Woche noch findet im Dorfe eine Güterversteigerung statt, und die Bauern treiben die Preise derart in die Höhe, daß es eine wahre Lust ist. Wie sie aber nachher im Wirtshaus noch einen Schoppen mit einander trinken, da wird von nichts weiter geredet als von den Preußen und vom Preußengeld. Der eine sagt: „Wenn sie uns nichts gegeben hätten, hätten wir auch zufrieden sein müssen!" Und der andere antwortet: „Wenn sie uns am 5. August auch hart mitgenommen haben, so sind wir ihnen jetzt doch nicht mehr böse!" Man sieht hieraus wohl zur Genüge, was das Geld nicht alles zu bewirken imstande ist.

Auch in anderen Gemeinden machen die Kriegsentschädigungsgelder den besten Eindruck. In etlichen Ortschaften versteht man das Aufschreiben noch weit besser als bei uns. Alles in allem genommen kann man sagen: der Schaden ist reichlich vergütet worden! Manchem indessen, der damals zu viel aufgeschrieben und erhalten hat, ist das Geld seitdem zwischen den Händen zerronnen, und er würde wünschen, daß er den Preußen wieder eine Rechnung

einreichen könnte. Der Toni hat ihnen sogar thatsächlich eine zweite eingereicht, ist jedoch ganz anders dafür bezahlt worden, als er gedacht hatte. Das ging so zu. Der gute Toni hatte gerade wieder einmal Ebbe in der Kasse. Da kamen just die Preußen. Es sind die „Sechziger" aus Weißenburg, die eine Schießübung drunten an der „Kaiser-schell" abhalten, daß einem Hören und Sehen vergeht. Droben auf der Anhöhe stehen die Feinde. Das sind aber keine so kleinen Fensterscheiben-Zuaven, wie an den Fenstern der Bure-Madlehn zu sehen waren, sondern große, gut-gepappte Gegner, die schon in manchem Kugelregen gestanden hatten. Ein verheerendes Feuer wird auf dieselben eröffnet. Dabei kommt es nun auch vor, daß hie und da ein Baum beschädigt wird, weil er es versäumt hatte, rechtzeitig mit den Hasen fortzuspringen. Aber die Preußen machen es wie 1870/71: sie wollen den Schaden vergüten. Da durch-zuckt den Toni ein genialer Gedanke. Er hat, als die Kriegsentschädigungsgelder bezahlt wurden, die Preußen ein wenig gerupft, und kein Hahn hat darnach gekräht. Er denkt darum: „Wie wär's, wenn Du es wieder einmal probiertest?" Der Toni hat einen Kirschbaum ein paar hundert Meter von dem Schießterrain entfernt, der sein Lebtag noch keine Kirschen getragen hat und mit dessen Wachstum es auch vorbei ist. Mit leichter Mühe, also kalkuliert er, könntest Du ein Loch in den Baum bohren, der Dir dann gut bezahlt würde. Gedacht, gethan! Der schlaue Toni bohrt ein Loch, und wie die Abschätzungs-Kommission kommt, wirft er sich in den Sonntagsstaat, setzt den hohen Hut auf und meldet den gestrengen Herren allerunterthänigst seinen Schaden an. „Da ist keine Kugel

hingefahren", herrscht ihn ein der Kommission beigegebener Offizier an. Doch der Toni sagt: „Augenschein ist kein Hexenwerk", die Herren möchten nur mitkommen, dann könnten sie mit eigenen Augen das Kugelloch sehen. Die Herren sind auch so freundlich und gehen mit. Aber sie stellen fest, daß das Loch von gar keiner Kugel herrührt, und merken schon, wer es gemacht hat. Ein Knecht, der in der Nähe ackerte, hat sogar zugeschaut, wie der Toni sich im Schweiße seines Angesichts abmühte, ein Loch in den Kirschbaum zu machen. Von ihm erfahren es die Gendarmen; die nehmen den Toni ganz gelassen mit, um ihn in's Loch zu stecken; aber nicht in das Loch, das er in den Kirschbaum gemacht hatte, denn in das hätte er nicht gepaßt, sondern sie setzen ihn in ein passendes „Loch" zu Weißenburg, in dem schon so mancher gesessen, der nicht gerade Löcher gebohrt hat. Da konnte der Toni dann acht Tage lang darüber nachdenken, daß die Preußen sich doch nicht jedesmal „über den Löffel balbieren" lassen.

Kaiser Wilhelm I. im Elsaß.

Jahre sind seitdem in's Land gegangen. Die Wunden, die der Krieg geschlagen, sind vielfach geheilt und vernarbt. Die zerschossenen Häuserreihen in Straßburg sind in neuer Herrlichkeit erstanden; auch in Fröschweiler und Elsaßhausen sind die verbrannten Gehöfte wieder schöner aufgebaut worden, als sie zuvor dastanden. Anstelle der verbrannten Kirche sind zwei neue prachtvolle Kirchen gebaut worden. Namentlich das evangelische Deutschland hat zum Bau der lutherischen Friedenskirche in Fröschweiler reichlich beigesteuert.

Bewegte Tage waren es, als die ersten Rekruten zum deutschen Militärdienst ausgehoben werden sollten. In manchen Gemeinden waren alle ausgewandert. Der katholische Teil, der besonders zahlreich war, ging nach Frankreich, der protestantische hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten. Doch blieb auch eine ziemliche Anzahl im Lande, und mit Schrecken wurde der Tag erwartet, an dem sie den Ihrigen Valet sagen mußten. In den ersten Wochen, in welchen sie beim Militär waren, schrieben manche aus Heimweh Briefe nachhause, in denen sie vor allem darüber klagten, wie der „Pumpernickel" so schlecht schmecke und das Exerzieren so schwer falle. Hernach aber schrieben viele auch recht Gutes und klagten nur von Zeit zu Zeit über Ueberfluß an Geldmangel. Auf einmal kommt gar der Schorsch-Philipp in seiner schönen Ulanen-Uniform auf Urlaub. Da wird

er von Alt und Jung voll Bewunderung betrachtet, und alle müssen zugeben, daß auch die Preußen schöne Soldaten sind. — Mancher Elsässer, der sich beim Militär gut führte, hat hernach eine Anstellung im Staatsdienst erhalten, während von denen, die nicht hier geblieben waren, nicht wenige wieder aus Frankreich zurückkamen und doch noch bei den Preußen dienten. Eine Heimat findet man eben nicht überall!

Wenn ältere Leute unseres engeren Vaterlandes sich nicht mehr für Deutschland zu erwärmen vermögen, so können wir ihnen deshalb nicht grollen. Wir haben Verständnis für ihren Schmerz und ziehen den Hut vor ihnen ab, vorausgesetzt, daß sie von wirklicher Vaterlandsliebe beseelt sind. Unsere deutsche Gesinnung aber wird stets frei von Franzosenhaß bleiben. Von Herzen wünschen wir, daß Deutschland und Frankreich im Frieden nebeneinander leben möchten, und bedauern es aufrichtig, wenn heute der Haß hüben und drüben geschürt wird. Möchten alle diejenigen, welche Holz zum Brande tragen, sich ihrer schweren Verantwortung bewußt werden!

Daß nicht wenige schlichte Landleute in unserem Weißenburger Kreise sich Deutschland wieder zugewendet haben, ist dem Erzähler ganz besonders klar geworden, als Kaiser Wilhelm I. zum ersten Mal in's Elsaß kam und der Stadt Weißenburg sowie den Orten Wörth und Fröschweiler in den Tagen vom 24. bis zum 27. September 1876 einen Besuch abstattete.

„Der Kaiser kommt! Der Kaiser kommt!" Das bildete schon acht Tage lang vor der Ankunft des greisen Fürsten das Dorfgespräch. Die Väter kratzten sich dabei hinter den Ohren, daß die Jungen jetzt nach Weißenburg

wollten; waren doch noch Äcker zu bestellen, Weizen zu säen, Kartoffeln auszugraben und sonstige dringende Arbeiten zu verrichten. Aber was konnte das Gerede der Väter helfen gegenüber dem Kommen des Kaisers, wo die ganze Welt mit all' ihrer Herrlichkeit zu sehen war: die Bonner Königshusaren und die bayerischen Chevauxlegers, die gelben Ulanen und die blauen Dragoner; wo die Seebacher Bauernburschen in ihren Pelzkappen den Kaiser auf ihren stolzen Rossen abholen wollten, und wo auch die Landmädchen in ihren kleidsamen Dorftrachten Seiner Majestät vorgestellt werden sollten! Auch ein Feuerwerk sollte abgebrannt werden, wie man sein Lebtag noch keines gesehen, und dabei sollten die Musikkorps von sieben Regimentern spielen! Da konnten Vater und Mutter viel erzählen, wie notwendig jetzt das Kartoffelausmachen sei; die Jungen waren dafür taub, und am Abend des 24. September, lange vor der für die Ankunft des Kaisers festgesetzten Stunde, war die ganze Jugend des Kreises in Weißenburg und strömte dem Bahnhofe zu, um den großen Kaiser zu sehen.

Um halb fünf Uhr sollte der Monarch kommen. Aber schon um vier Uhr ist vor dem Bahnhof alles so mit Menschen gestopft, daß man fast totgedrückt wird. Auch die halbe Pfalz ist da. Aber merkwürdig, es ist kein Kaiserwetter. Gerade wie Se. Majestät in den Bahnhof einfährt, fließt der Regen in Strömen. Aber trotzdem hält jeder tapfer aus und nicht endenwollende Hochrufe brausten durch die Luft, die sich immer wieder stürmisch wiederholen, so oft der Kaiser hernach im Kreisdirektionsgebäude sich an einem Fenster blicken läßt. Und was ist das erst für eine Musik, ausgeführt von sämtlichen Musikkorps der zu

den Manövern befohlenen Regimenter! Wie verwundert betrachten wir auch alle das Feuerwerk! Da erscheint der ganze Wald in ein Feuermeer verwandelt! Und wie herrlich prangt die ganze Stadt im Festgewand! Fahnen und Blumengewinde, Bilder und Inschriften zieren sämtliche Straßen auf's prächtigste.

Erst nachdem bekannt wird, daß der Kaiser sich zur Ruhe begeben wolle, zerstreut sich die gewaltige Menschenmenge fast lautlos vor dem Kreisdirektionsgebäude und zieht sich in die Wirtschaften zurück. Wie wird nun aber da erst über den Kaiser debattiert! Unsere sonst so ruhigen Bewohner, die sich fast noch nie um Politik bekümmert haben, sind sämtlich, ohne eine einzige Ausnahme, förmlich begeistert für den Kaiser. Da ist weder eine Rechte noch eine Linke, und Sozialdemokraten giebt's erst recht nicht. Sie sind vielmehr alle in dem Rufe einig: „Der Kaiser ist ein ganzer Mann!" „Der schaut so aufrichtig und so freundlich drein!" sagt der eine. — „Und so einfach ist er und gar nicht hochmütig!" antwortet der andere. — „Und wie der noch aussieht!" bekräftigt der dritte. Jeder weiß etwas zu des Kaisers Lobe. Dann wird auch vom Kronprinzen geredet und auch dessen Lob wird in allen Tonarten gesungen. „Das ist ein General aus dem ff. Dem sieht man's an", sagt einer, der schon französische Uniform getragen. Und ein junger Hunspacher in seiner Pelzkappe, der schon dem deutschen Kaiser gedient, sagt mit Nachdruck: „Wenn der die Truppen befehligt, geht's nicht zurück." Ein alter Vater aber lobt's, daß der Kronprinz sich so ganz zurückstelle und gleichsam hinter seinem Vater verschwinde, den er allein geehrt sehen will. Kurz, es will

das Erzählen und Rühmen kein Ende nehmen. Ein Seebacher teilt noch mit, wie er einmal den Napoleon habe in Straßburg einziehen sehen. Aber der habe in keinem Stück dem Kaiser Wilhelm auch nur das Wasser geboten.

Gegen Mitternacht erst schied man von einander, nicht ohne vorher sich das Versprechen gegeben zu haben, am nächsten Morgen auf dem Manöverfelde, am Geitershof, vor Oberseebach draußen, wiederum zusammen zu treffen. Aber das ist keineswegs so leicht, denn da ist eine unzählige Menschenmenge versammelt, um den Kaiser zu sehen. Auch die Alten sind jetzt dabei, und wie der Kaiser erscheint, brausen wieder dieselben stürmischen Hochrufe durch die Luft. Immer wieder heißt es: „Da ist er! Da kommt er!“ Und wo er vorüber kommen soll, hängen alle Bäume voll, nicht voll Aepfel und Birnen, sondern voll junger Buben, die auch den Kaiser sehen wollen. Das militärische Schauspiel aber, an dem sieben Kavallerie-Regimenter nebst einem Regiment Artillerie teilnahmen, hinterließ bei allen Zuschauern einen unauslöschlichen Eindruck.

Nach dem Manöver reitet der Kaiser in Oberseebach ein. Die Bauernburschen auf ihren prächtigen Pferden geben ihm das Geleite. Wie glücklich strahlen ihre Gesichter! Sie wissen, ein solcher Tag kehrt in ihrem Leben vielleicht nie wieder. Und wie der Kaiser in dem schönen Bauerndorf vom Pferde steigt, wie dichtgedrängt steht da Alt und Jung um ihn herum! Wie leuchten die Gesichter der Mütter, deren Kindern der Kaiser die Wangen streichelt, oder wenn Erwachsene eine Antwort auf eine Frage des Kronprinzen geben können!

Am Nachmittag findet ein Pferderennen auf der Haardt

statt. Für den Kaiser und die hohen Herrschaften ist eine Tribüne errichtet. Sämtliche Bürgermeister des Kreises sind anwesend. Der Kaiser erkundigt sich mit großer Leutseligkeit nach den Wünschen der Bevölkerung. Eine Menge gezierter Wagen hält mit der Jugend des Kreises vor der kaiserlichen Tribüne. Die verschiedenen Mädchentrachten gefallen dem hohen Herrn besonders gut. Mit tiefster Ehrerbietung verneigen sich unsere Bauern, die heute an dem Rennen teilnehmen, vor dem Kaiser. Auf tausend und abertausend Gesichtern steht deutlich die allgemeine Begeisterung geschrieben: Treue und Ergebenheit!

Dem Kronprinzen wird ein sechsjähriger strammer Husar aus Zeiskam in der Pfalz vorgestellt, der in jener Nacht das Licht der Welt erblickte, als der Kronprinz in dessen Vaterhause im August 1870, zwei Tage vor der Weißenburger Schlacht, Quartier genommen hatte. Die Eltern sind glücklich, ihren kleinen Liebling heute in schmucker Husarenuniform dem Sieger von Wörth vorstellen zu können.

Das Lob des Kaisers ist in alle Gemeinden gedrungen, und wie er am dritten Tage über Sulz u. W. nach Wörth und Fröschweiler fährt, wird er auch da in allen Dörfern mit lautem Jubel begrüßt. Wie schauen besonders in Fröschweiler die Leute, deren verbrannte Höfe durch deutsche Gelder schöner wieder aufgebaut sind, so dankbar zum Kaiser auf! Wie ist daselbst auch das Hanauer Volk so zahlreich vertreten! Wie entzückt ruhen die Augen dieses Volkes auf dem Kaiser, als er vor dem Portal der Friedenskirche das ehrwürdige Haupt entblößt! Und wenn man nachher noch Gelegenheit hat, mit diesen Leuten zu reden, hört

man es vielstimmig und doch einstimmig: „Wir sind froh, daß Kaiser Wilhelm unser Kaiser ist!“

Mag auch bei solchen Gelegenheiten mancher „Hoch!“ rufen, der sonst nicht gerade begeistert ist, so kann doch niemand leugnen, daß gelegentlich des Kaiserbesuches in Weißenburg bei so vielen Tausenden wirkliche Begeisterung herrschte, die dann auch andere mitgerissen hat, und es steht unumstößlich fest: Das erste Erscheinen des Kaisers im Elsaß war ein Eroberungszug, auf dem der hohe Herr allein vieler Herzen wie im Sturm für sich eroberte. Der Kaiser selbst war über einen so herzlichen Empfang überrascht und hoch erfreut und hat dem Volke seinen kaiserlichen Dank dafür öffentlich kund gethan.

Möge das Band, das Kaiser Wilhelm I. damals mit dem Elsaß anknüpfte, sich immer fester um die Herzen desselben schlingen! Wie unser Volk nach Gottes Willen Frankreich zweihundert Jahre lang treu diente, so möge es in Zukunft auch Deutschland und seinem Kaiser allezeit und unentwegt Treue halten!

Schlußwort.

Jahre sind seitdem wieder vergangen. Die Franzosen sind noch nicht gekommen. Der Toni hat lange auf sie gewartet; als sie aber nicht kamen, ist ihm die Zeit zu lang geworden und er ist selbst über die Grenze gegangen. Doch nicht über die Grenze bei Avricourt, sondern über die Grenze des Landes, aus dem keiner mehr zurückkommt.

Auch sonst hat sich vieles verändert. Der erste Statthalter von Elsaß-Lothringen, Feldmarschall v. Manteuffel, ist aus diesem Leben geschieden; hernach ist auch Kaiser Wilhelm der Siegreiche zu seinen Vätern versammelt worden. Kaiser Friedrich, der Sieger von Wörth und Königgrätz, ist ebenfalls vom Thron in's Grab gestiegen, und sein Sohn, unser jetziger Kaiser Wilhelm II., hat den Thron seiner Väter inne.

„Hat sich nun auch das Volk Deutschland zugewendet?" fragt vielleicht mancher Leser. Wenn der Erzähler Schönfärberei treiben wollte, so würde er ohne weiteres mit „Ja" antworten und auf die jedes Jahr glänzendere Kaiserfeier am 27. Januar hinweisen. Aber er will bei der Wahrheit bleiben und sagt demgemäß, daß das Ziel noch lange nicht vollkommen erreicht ist, denn alles braucht seine Zeit. Zwar die alten Schlagwörter: „Bis auf's Jahr ist's wieder anders" und „Die Franzosen kommen bald wieder" sind jetzt ganz verstummt. Das Volk hat heute durchgängig die Ueberzeugung: „Wir sind deutsch und bleiben deutsch!"

Manche Gegenden sind auch schon entschieden für Deutschland gewonnen. Namentlich das Hanauer Volk hat sich von Herzen Deutschland wieder zugewendet, was sich schon darin zeigt, daß es stets einen Vertreter in den Reichstag wählt, der treu zu Kaiser und Reich steht. Ebenso sind viele sonstige Landgemeinden deutschgesinnt und werden sich um so fester an Deutschland anschließen, je mehr die Regierung Rücksicht auf ihre Wünsche nimmt, die sich übrigens nicht auf die hohe Politik, sondern auf die Hebung ihres Wohlstandes beziehen.

Den Zeitpunkt, wann sich das Volk allgemein Deutschland anschließen wird, kann niemand genau feststellen. Die Regierung muß sich eben das Volk erziehen und wird darin die sichersten Resultate erzielen, wenn sie „Jedem stets das Seine" giebt und das Wort vor Augen hat: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk!"

Und nun nehmen wir von dem lieben Leser Abschied und schließen mit dem Wunsche des elsässischen Dichters Friedrich Weyermüller:*)

„Daß stets in Deutschlands Krone
Das Elsaß strahle hell,
Als seine schönste Blume,
Ein köstliches Juwel!"

*) Weyermüller, „Kriegs- und Friedenslieder eines Elsässers", Nürnberg. Verlag von G. Löhn.